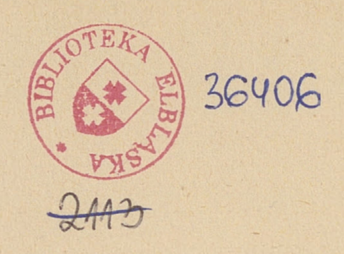
Deutsche Rundschau

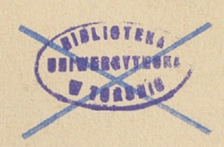
BAND CCLIX

(April – Mai – Juni 1939)

PHILIPP RECLAM JUN., VERLAG, LEIPZIG


BIBLIOTEKA ELBLĄSKA
36406
2113


Stadt-
Bibliothek
Elbing



Inhaltsverzeichnis

zum zweihundertneunundfünfzigsten Bande

(April – Mai – Juni 1939)

HANS PFLUG

Böhmen und Mähren im Reich

Betrachtet man auf der Landkarte die natürlichen Verhältnisse Mitteleuropas, so tritt kaum ein anderes Gebiet in solchem Maße als natürliche Einheit hervor wie das von hohen Gebirgswällen umzogene Böhmen. Nimmt man dann die geologische Karte zur Hand, so löst sich diese Einheit in eine Vielzahl von Formationen auf, die die Erdrevolutionen in dem Gebiet der mächtigen böhmischen Masse hinterließen. Diese Naturzustände finden eine eigentümliche Entsprechung in den politisch-volklichen Verhältnissen, wie sie sich geschichtlich herausgebildet haben. Das natürliche Kernland eines das vielteilige Mitteleuropa übergreifenden Staatsgebildes, das unter dem Franken Samo nach der Völkerwanderungszeit eine flüchtige Verwirklichung fand, mit Ottokars II. Tod durch die Schlacht auf dem Marchfeld ein zweites Mal zerbrach, und sich noch einmal in der in Prag verwurzelten Herrschaft Karls IV. als bleibende Möglichkeit des Reichsaufbaues abzeichnete, wurde im Ablauf des geschichtlichen Lebens der Siedelraum verschiedener Völker und das Begegnungsfeld westlicher und östlicher Kultur. Das Gebiet, das Gustav Freytag in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" einmal das Herzland Germaniens nennt, begab sich in den umwälzenden Bewegungen der Völkerwanderung dieser Möglichkeit und wurde sogar zeitweise ein weitwirkender Unruheherd der deutschen Geschichte, der vor allem in den Hussitenkriegen, dem Dreißigjährigen Kriege und in der jetzt abgeschlossenen jüngsten Vergangenheit unser Volksleben empfindlich traf. Wiederum zeigen aber die Geschehnisse seit mehr als tausend Jahren, daß sich die Geschicke Böhmens nicht von denen unseres Reiches loslösen lassen.

Das keltische Volk der Bojer, das dem Lande den Namen gab, wurde um Christi Geburt von den germanischen Markomannen verdrängt, die unter Marbod für kurze Zeit zu einer politischen Macht im Kräftespiel des frühen Europa wurden. Als diese zur Donau hin in Bewegung gerieten und dort das Erbe Roms antraten, „zogen slawische Stämme geräuschlos in die fruchtbaren Täler". (G. Freytag.) Gelang es auch Karl dem Großen nicht, Böhmen fest in sein Reich einzubauen, so erweist doch die Huldigung sämtlicher böhmischer Herzöge vor König Arnulf zu Regensburg im Jahre 895 die in der Folgezeit immer fester werdende Verbundenheit mit dem deutschen Kaisertum, die in der wiederholten Verleihung der Königswürde an die Przemisliden und in der Wiederherstellung ihrer gefährdeten Herrschaft durch deutsche Könige ihren Ausdruck fand. Hatte schon vor dem Jahre 1000 Wenzel I. deutsche Siedler ins Land gerufen, so fühlten sich die Przemisliden in steigendem Maße als deutsche Reichsfürsten, nahmen deutsche Prinzessinnen zu Frauen, zogen Deutsche als Bauern, Handwerker und Kaufleute ins Land und pflegten zugleich deutsche Sprache und Kultur. Durch deutsche Bergleute wurde der Grund zur Erschließung der reichen böhmischen Bodenschätze an Gold, Silber, Blei und Eisen gelegt. Anschaulich schildert der Huma-

nist Johannes Butzbach in seinem bekannten Wanderbüchlein die legendarische Entstehung der Bergstadt Kuttenberg: „Es gibt in Böhmen auch noch ein anderes bedeutendes Kloster unseres Ordens (Benediktiner). Einstmals hütete ein Konversbruder dieses Klosters im Walde die Kühe: da fand er eine Silberstufe, zog sie hervor, hing als ein Zeichen, um nachmals die Stelle wiederzufinden, sein Skapulier an einen hohen Baum auf und brachte das Silber seinem Abte. Dieser eilte bald mit den Brüdern zur Stelle, fand dort in dem Boden silberhaltige Erze und ließ unzählbare Schätze ausgraben. Als der König solches vernahm, sandte er alsbald Leute dahin ab, welche binnen kurzer Frist durch den aufgefundenen Schatz reich wurden und allda eine Stadt erbauten, welcher sie, weil die Stelle an einer auf dem Berge aufgehängten Kutte war aufgefunden worden, den Namen ‚Kuttenberg' gegeben haben."

Inmitten des böhmischen Kessels bildete sich als Hauptstadt des Landes Prag heraus. Stifter hat im „Witiko" in seiner edlen, ruhig fließenden Sprache das Bild des mittelalterlichen Prag geschildert und die Kämpfe, in denen König Konrad II. den Herzog Wladislaw II. auf seinen Thron zurückführte. Im 14. Jahrhundert wird dann Prag unter dem Luxemburger Karl IV. als Erbe der 1310 ausgestorbenen Przemisliden das Zentrum des deutschen Kaisertums; auf der festen Burg Karlstein werden in dieser Zeit die Reichsinsignien verwahrt. Von Karl IV. wird zu Prag 1348 die erste deutsche Universität gegründet. Mit der von dem gleichen Herrscher hier geschaffenen kaiserlichen Kanzlei begann die Herausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Unter den Baumeistern, die Karl IV. zur Ausgestaltung seiner Hauptstadt berief, war Peter Parler aus Schwäbisch Gmünd, von dem der prächtig reiche Chor des Veitsdoms auf dem Hradschin stammt. Im gleichen Jahr wie die Universität wird die Prager Malerzeche, die älteste bekannte Malerschule Deutschlands, gestiftet. Wie später im Barock geben auch in der Gotik schon vorwiegend deutsche Meister der böhmischen Hauptstadt ihr künstlerisches Gepräge. In seinen Reisebriefen schreibt der scharfblickende Lichtwark über die Stadt: „Prag verdrängt die Bilder aller anderen Städte. Es ist die Stadt des Unvorhergesehenen, nie Erlebten. Aber für uns Deutsche hat sie weder in ihrem mittelalterlichen Teil noch in der späteren Entwicklung etwas Fremdes. Der Typus bleibt durch und durch deutsch. Dresden, Breslau, Nürnberg, Salzburg, Würzburg in eins verschmolzen." Auf die politischen Aspekte hin gesehen, sagt W. H. Riehl über das Zeitalter Karls IV.: „Wäre es in jenen Tagen des 14. Jahrhunderts, wo Prag ‚die erste deutsche Stadt' war, wo die erste deutsche Universität Prag erstand, wo die hohen gotischen Prachtbauten sich hier erhoben, wäre es in jenen Tagen gelungen, die Südostgrenzen deutschen Volkstums hier fest und dauernd zu ziehen und ein wirkliches ‚Markland' deutscher Kultur in diesen national zerfahrenen und ewig schwankenden und gährenden Südostmarken zu schaffen – dann würde ganz Deutschland heute eine völlig andere Gestalt zeigen und unsere politische und Kulturachse würde sich nicht so gründlich vom Westen, Süden und Südosten nach Nordost verschoben haben."

Mit dem Bauernsohn Hus entstand aber dann zum erstenmal der tschechische

Nationalismus, der in dem finsteren Fanatismus der Hussitenkriege schwer die deutsche Kultursubstanz traf. Dieser Gärstoff war es auch, der in Böhmen den Dreißigjährigen Krieg auslöste und mit diesem in Wallenstein den Gegenspieler gegen die vom Reiche her gesehen politisch periphere Macht der Habsburger hervorbrachte. Im 18. Jahrhundert herrschten fast patriarchalische Verhältnisse zwischen den beiden Volksgruppen. Zwischen den Familien tauschte man die Kinder aus, um sie die zweite Landessprache leichter lernen zu lassen. Die Industrialisierung des merkantilistischen Zeitalters vollzog sich unter Führung der Deutschen; der Wiener J. B. Fischer von Erlach und die aus Franken eingewanderte Architektenfamilie der Dientzenhofer wurden neben Italienern die Schöpfer des reichen Prager Barock, indes der Egerländer Balthasar Neumann am Rhein und Main seine Paläste und Kirchen baute. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts erweckten Herders Ideen und die Romantik ein kulturelles Nationalgefühl der Tschechen, bis dann daraus seit 1848 eine politische Bewegung entsprang, die in bewußtem Gegensatz zum eingesessenen Deutschtum kam und ihren Gipfel in der Errichtung der Tschecho-Slowakei erreichte. In diesen siebzig Jahren vollzog sich jene Verschiebung der Volkstumskräfte, die sich 1884 bei W. H. Riehl in seinem Aufsatz „Nord und Süd in der deutschen Kultur" spiegelt: „Der Fremde, welcher vor zwanzig Jahren nach Prag kam, hatte den Eindruck einer Stadt, in welcher deutsche Kunst und Wissenschaft, deutsche Bildung und Betriebsamkeit herrschen, während sich zugleich tschechisches Volkstum als kontrastierend fesselndes Objekt des Studiums der ‚Naturgeschichte des Volkes' darbot. Das Deutsche drängte sich dem flüchtigen Besucher von selbst auf, das Tschechische mußte der gründlichere Beobachter suchen. Heute ist es umgekehrt."

Die natürliche Einheit Böhmens erweist sich bei näherem Zublicken innerhalb der natürlichen Umgrenzungen als eine Mannigfaltigkeit landschaftlicher Zustände, die auch im Wechsel des Kulturgefüges ihren Widerschein findet. Gleich einer gewaltigen Mauer umwallen auf drei Seiten die Sudeten, das Erzgebirge, der Böhmerwald den böhmischen Kessel, den auf der vierten Seite nach Mähren hin die weniger abschließenden böhmisch-mährischen Höhen begrenzen. Wo immer der Wanderer aus dem Altreich über die Gebirgskämme stieg, blieb er in einem Streifen verwandten Volkstums von wechselnder Breite, der im Osten schlesische Züge, im Norden lausitzisch-sächsisches Gepräge und im Westen den bayrischen Einschlag zeigte. Erst im Innern des böhmischen Kessels fand sich geschlossen das tschechische Volkstum, aber durch ein Jahrtausend zeigten auch hier die Städte nach Entstehung, Bauart und Bevölkerung vorwiegend deutschen Charakter. Um sie haben sich nicht selten größere deutsche Sprachinseln gehalten wie um Iglau und Brünn im benachbarten Mähren. Dieses als östliches Nachbarland Böhmens zeigt in der Frühzeit die gleiche volkliche Verschiebung. Im 9. Jahrhundert kommt unter Swatopluk das nach seinem Tode rasch wieder zerfallene großmährische Reich zustande. Im Wechselspiel der Geschichte gewinnen in Mähren nacheinander Ungarn, Tschechen und Polen zeitweise die Herrschaft, bis sich die Kontinuität einer durch Lehnsverhältnis mit dem Reiche verbundenen Markgrafschaft herausbildet. Von seinem Ursprung her war das mährische Städte-

wesen rein deutsch, Olmütz besitzt seit 1261 ein „koufhaus", sein Stadtrecht verlangt „deutsche Art" von den Ratsmännern. Auch die zahlreichen Bauten der Gotik in der schön unter dem festen Spielberg gelegenen mährischen Landeshauptstadt Brünn sind ein beredtes Dokument alter deutscher Kultur.

Die landschaftliche Mannigfaltigkeit Böhmens und Mährens kann nur die nähere Betrachtung der verschiedenen Einzellandschaften erschließen. Im Norden bildet der Durchbruch der Elbe durch das malerische Elbsandsteingebirge eine natürliche Pforte. Von hier zieht nach Südwesten das Erzgebirge mit seinen welligen Berglinien, die C. D. Friedrichs „Böhmische Landschaft" unvergeßlich gemacht hat. Der karge Boden des waldreichen Gebirges zwang die Bewohner zu allerlei Kleingewerbe, als die Ergiebigkeit des Bergbaus nachließ. Holzschnitzerei, Bau von Musikinstrumenten, Posamentenherstellung erinnern an die sächsische Seite des Erzgebirges. Um die Kohlengruben von Dux und Teplitz entstanden dichtbevölkerte Industriebezirke, in der geschützten Beckenlandschaft um Saaz gedeiht der berühmte Saazer Hopfen. Am Südrand des Gebirges zieht sich die Kette der böhmischen Bäder hin: Karlsbad, wo Goethe oft weilte, Marienbad, Franzensbad, Teplitz. Die Nordwestecke nimmt das Egerland mit seiner fachwerkreichen alten Hauptstadt Eger ein, eine Kleinlandschaft, die mit Sprache und Sitte auch einen eigenen Haustyp entwickelte. Als eine zweite Gebirgswelle von beträchtlicher Höhe zieht sich der Kaiserwald zum Duppauer Gebirge südlich der Eger hin.

Von der Senke des oberen Egertals läuft als die zweite Mauer der Böhmerwald nach Südosten, ein Gebirge mit einsamen urwaldhaften Forsten, in das sich nur wenige Siedlungen vorgeschoben haben. Die Stille des Hochwaldes webt um kleine schwarze Seen. Das Waldtal der oberen Moldau birgt Stifters Heimat, des Dichters, in dem diese Landschaft noch einmal in dichterischer Sprache Gestalt gewann. Ernst und Größe dieser Gegend spiegeln sich in seiner Schilderung des Plöckensteinsees im „Hochwald": „Ein Gefühl der tiefsten Einsamkeit überkam mich jedesmal unbesieglich, so oft und gern ich zu dem märchenhaften See hinaufstieg. Ein gespanntes Tuch ohne eine einzige Falte, liegt er weich zwischen dem harten Geklippe, gesäumt von einem dichten Fichtenbande, dunkel und ernst, daraus manch einzelner Urstamm den ästelosen Schaft emporstreckt wie eine einzelne altertümliche Säule. Gegenüber diesem Waldbande steigt ein Felsentheater lotrecht auf wie eine graue Mauer, nach jeder Richtung denselben Ernst der Farbe breitend, nur geschnitten durch zarte Streifen grünen Mooses und sparsam bewachsen von Schwarzföhren, die aber von solcher Höhe so klein herabsehen wie Rosmarinkräutlein."

Nordöstlich des Böhmerwaldes dehnt sich das eintönige rauhe Hochland des böhmischen Massivs. Es ist ein Land der Hafer- und Kartoffeläcker, spärlich besiedelt, in seinem Landschaftsbilde auch von dunklen Forsten und vielen kleinen Teichen bestimmt. Die Flüsse haben tiefe Rinnen in das Massiv gegraben und geben mit ihrem windungsreichen Lauf ihren Tälern einen romantischen Anflug. Hier liegen auch die wenigen Städte. Nur am Nordrand, wo an einer Stelle vier Flüsse zugleich zusammenkommen, entstand in einem weiten Becken eine

größere Siedlung, die Bierstadt Pilsen, später durch die Skodawerke ein wichtiger Industrieplatz. Als die Hauptader zerteilt von Süden nach Norden die Moldau das böhmische Massiv. Mit wunderbarer Regelmäßigkeit sammelt sie die übrigen Wasserläufe, die Luschnitz und Wattawa an ihrem oberen Laufe, Sazawa und Beraun nahe dem Punkte, wo an ihren Ufern die alte böhmische Hauptstadt Prag erwuchs. Auf dem rechten Moldauufer liegt die Hauptmasse der Stadt, die enge türmereiche Altstadt. Vom linken Ufer, der Kleinseite mit ihren prachtvollen Barockpalästen, steigt der Hügel des Hradschin empor, der die weitläufige Prager Burg und den ehrwürdigen Veitsdom trägt. Hebbel, der von Prag sagte, daß er diese Stadt unendlich liebe, stellt in einem Briefe einmal Betrachtungen über diesen Brennpunkt Böhmens an: „Man sieht es dieser Stadt auch beim flüchtigsten Blick auf der Stelle an, daß sie aus der böhmischen Geschichte heraus gewachsen ist und wie eine organische Pflanze im Verlauf der Jahreszeiten nach und nach Knoten nach Knoten angesetzt hat. Nichts aber vergegenwärtigt uns die längst vergangenen Zustände eines Volks so sehr, als die Betrachtung solcher Stücke, die man wie Zwiebeln schälen kann."

Auf der Höhe von Prag ist die Moldau bereits in jene tiefere Senke eingetreten, die auf fruchtbaren Böden reiche Erträge an Weizen, Roggen, Obst und Zuckerrüben liefert und bald in das breite Elbtal einmündet, das mit seinem trockenwarmen Klima von Melnik bis Leitmeritz Weinberge an den Uferhängen trägt und von der Moldaumündung aufwärts in die fruchtbare Weite sich öffnet, die man die Kornkammer Böhmens nennen kann. Der Blick geht hier über wogende Getreidefelder, endlose Zuckerrübenäcker, frischgrüne Wiesen in der Nähe des Flusses, und dazwischen liegen in dichter Streuung die Bauerndörfer des dichtbesiedelten Landes. Bei Pardubitz knickt die Elbe nach Norden um und bildet einen der Zugänge zu den Sudeten. Hoch oben, nahe dem Kamm des Riesengebirges, hat sie ihren Ursprung, aber ehe sie der majestätische Strom wird, muß sie erst in schnellem Lauf durch den Elbgrund brausen, als wilder Gebirgsfluß dann in einem teilweise ziemlich engen Tal den südlichen Kamm des Riesengebirges durchbrechen, um dann in ruhigerem Lauf in den böhmischen Kessel hinunterzuziehen. An der böhmischen Seite des Riesengebirges liegen die bekannten Sommerfrischen Hohenelbe, Spindelmühle, Johannisbad, und von hier ziehen in den prächtigen Rauhreifwintern die Skiläufer ins Gebirge hinauf, indes andere sich mit einer Hörnerschlittenfahrt vergnügen.

Südöstlich setzt sich das Riesengebirge in der Heuscheuer und im Adlergebirge fort; dann biegt die Sudetenkette zum Schneeberg und Altvater um, wo sie über das Gesenke niedersteigt zur Mährischen Pforte, die sich mit der jungen Oder nach Schlesien hin öffnet. Dicht beieinander liegen hier die alte Bauerngegend des Kuhländchens und die Kohlenzechen von Mährisch-Ostrau, das die Industrie formte. Mit höheren Lagen und rauherem Klima sind die böhmisch-mährischen Höhen ein Roggen- und Kartoffelland, das mit vielen kleineren Zentren der Textilindustrie durchsetzt ist. Zur Marchniederung senkt sich das Land in den Mährischen Terrassen, und hier liegt auf der Scheide zwischen Gebirge und Ebene die alte Landeshauptstadt Mährens, die industriereiche Großstadt Brünn.

Eine ähnliche Lage hat Olmütz, das lange mit Brünn um die Führung stritt, bis dieses der Sitz der Markgrafen blieb. Unterhalb Olmütz gedeihen auf dem Löß und Lehm der Hanna ausgezeichnete Braugerste, Weizen und Zuckerrüben in Fülle. Im südmährischen Marchbecken, das mit seiner warmen Trockenheit schon in kontinentales Klima überleitet, kommen als bekannte Landeserzeugnisse Gemüse, Wein und Obst hinzu. Zum Bilde der mährischen Dörfer gehören aber auch die riesigen Gänseherden, die sich um die Dorfteiche tummeln. In diesem gesegneten Landstrich war Karl Postl beheimatet, der seiner Heimat sich so entfremdete, daß er drüben in Amerika den Namen Charles Sealsfield annahm. In seiner bekannten Kampfschrift „Österreich, wie es ist" zeichnet er das Bild seines Jugendlandes, das nun wieder ein Teil des Reiches ist: „Die Gegend westlich von Znaim ist eigentlich eine ununterbrochene Folge von Weingärten, die sich dem leicht gewellten Gelände anschmiegen. In die tiefer gelegenen Stellen sind Obstgärten oder Weizenfelder gebettet. Ruhe und Heiterkeit liegen über der ganzen Gegend und klingen wieder aus dem Lachen der Burschen und Mädchen, welche in den Weingärten arbeiten. Wie vielen wir auch begegneten, alle boten uns Trauben an."

In raschem Vorrücken ergriffen im März dieses Jahres deutsche Truppen Besitz von Böhmen und Mähren, um der von dort drohenden Gefährdung deutschen Volkstums und Bodens ein Ziel zu setzen. Die Straßen, die sie zogen, sind einst deutsche Siedler und Ritter gezogen, die deutsches Leben und deutsche Kultur in die Gebiete trugen, die einer starken, formenden Kraft entbehrten. Der Boden, den sie betraten, war schon einmal das Land ihrer Ahnen gewesen, und mancher Soldat der Ostmark und aus Bayern mag in seinem Stammbaum zu den Markomannen hinaufreichen, die einst ihre Sitze in Böhmen hatten. Es kann nicht Sinn und Ziel solcher Besitznahme sein, fremdes Volkstum zu unterdrücken, und wie einst die deutschen Siedler in den Städten und auf dem Lande friedlich mit ihren slawischen Nachbarn zusammenlebten, so möge die Zukunft die friedliche Zusammenarbeit von Deutschen und Tschechen auf einem Boden bringen, der sie ehedem schon im Reiche vereinte.

OBERBÜRGERMEISTER a. D. Dr. GOERDELER

Englische Währungssorgen

Die englische Regierung hat dem englischen Parlament Anfang Februar ein Gesetz über die Währung und Banknoten vorgelegt. Sir John Simon, Chancellor of the Exchequer (Finanzminister) hat dieses Gesetz im Unterhaus meisterhaft begründet. Hauptzweck des Gesetzes ist die Neubewertung des Goldbestandes der Bank von England. Bisher wurde dieser Goldbestand zu 85 s je Unze bewertet. Diese Bewertung ist durch Newton im Jahre 1717 festgesetzt. Schon die Tatsache, daß England diese mehr als 200 Jahre alte Bewertung jetzt ändert, beweist, daß ein ganz außergewöhnlicher Anlaß dafür vorliegen muß. Jeder Engländer ist der Tradition ergeben. Niemand hat in den letzten Jahrhunderten wirtschaftliche Erkenntnisse klarer und zäher durchgehalten als England. Ist es nun tatsächlich so, wie die englische Zeitung „The Times" im Leitartikel „Managed Money" vom 7. Februar darlegt, daß viel von jener „Doktrin", in deren Mittelpunkt die alte Form des orthodoxen Goldstandards gestanden hat, entwertet ist und daß man in den letzten zwölf Monaten ständigen Fortschritt in der Schaffung eines Währungssystems gemacht hat, das geeignet ist, den heimischen Bedürfnissen zu entsprechen und dieses System ganz gegen auswärtige Einflüsse zu sichern?

Nichts liegt mir ferner, als dieses Urteil anfechten zu wollen. Aber vielleicht lassen sich der Beantwortung der von „The Times" aufgeworfenen Frage auch Gesichtspunkte allgemeinen Interesses abgewinnen. Die Bank von England ist in eine Währungs- und in eine Abteilung für reine Bankgeschäfte gegliedert. Im Jahre 1931 hat England bekanntlich den Wert des Pfundes dem Gold gegenüber geändert. Bis dahin wurde das Pfund so berechnet, daß, in deutschen Goldwerten gesprochen, der Pfundwert immer auf rund 20 Goldmark gehalten wurde. Stieg der Import über die Exporte und sonstigen Dienstleistungen Englands auf dem Weltmarkt, so fiel selbstverständlich wie bei jeder freien Währung der Goldwert des Pfundes; denn es waren ja nun mehr englische Werte zur Bezahlung des Exportüberschusses aufzuwenden oder mit anderen Worten: es schwammen auf dem Weltmarkt mehr englische Pfunde und Wechsel umher, als zur Bezahlung englischer Waren und Dienstleistungen erforderlich waren. Um den Wert des Pfundes auf der gesetzlich festgelegten Goldhöhe zu halten, mußte in solchem Falle die Bank von England diese überschüssigen Mengen von englischen Pfunden und Wechseln mit Gold aufkaufen. Hätte sie das nicht getan, so wäre der künftige Import entsprechend teurer geworden; denn mit einem minderwertigen Pfund kann man natürlich nur weniger Ware auf der Welt kaufen als mit einem höherwertigen. Auf der anderen Seite hat eine länger andauernde Unterwertigkeit der Währung ein Steigen des Exports zur Folge, da ja die in englischer Währung berechnete Ware für den ausländischen Einkäufer billiger wird, wenn er sich die entsprechende Menge englischer Pfunde billiger kaufen kann. Überstieg aber umgekehrt der englische Export an Waren- und Dienst-

leistungen den Import, so mußte die genau entgegengesetzte Wirkung eintreten: das englische Pfund wurde gesucht und stieg daher im Werte. Eine solche Gelegenheit konnte und sollte die Bank von England wie jede andere mit Goldwährung arbeitende Währungsbank dann benutzen, um englische Pfunde und Wechsel gegen Gold zu verkaufen, bis der gesetzlich vorgeschriebene Goldstandard erreicht war.

Diese organischen Bewegungen einer Goldwährung hatten also bis zu einem gewissen Umfange die sehr wohltätige Folge, daß sie automatisch den Gleichgewichtsstand zwischen Einfuhr und Ausfuhr aller Art wiederherzustellen strebten. Sie ermöglichten ferner den Gold fördernden Ländern einen dieser Förderung entsprechenden, mit Gold bezahlten Import, brachten das Gold damit in den Weltverkehr, ermöglichten anderen Ländern, dies Gold zu wirtschaftlichen und Währungszwecken zu erwerben und dafür Arbeitsleistungen aller Art zu liefern. Alles dies sind Ziele, die auch die neueren Währungsideologien verfolgen. Mit der gleichen Treffsicherheit wie durch die Goldwährung werden diese Ziele bisher nicht erreicht. Aber weswegen war denn überhaupt die Bank von England verpflichtet, den Goldstandard des Pfundes auf rund 20 Goldmark zu halten? Weswegen hat man den Pfundkurs sich nicht vollkommen frei entwickeln lassen, bis die obenerwähnten organischen, auf Ausgleich zwischen Export und Import gerichteten Wirkungen von selbst eintraten? Weil man im Interesse übersehbarer Risiken und möglichst stabiler Wettbewerbsgrundlagen die Währung nicht zum Gegenstand spekulativer Beeinflussungen werden lassen wollte. Man zog Stabilität und Übersehbarkeit im Interesse des ehrbaren Kaufmanns heftigen Schwankungen und dem alleinigen Selbstausgleich der Währung vor. Man wußte, daß die Währungspolitik der anderen Länder von den gleichen Zielen und Erwägungen getragen war, und fand in der stabilen Währung den besten Schutz gegen die Entfesselung absolut freier Kräfte, die ja dann auch dem Wettbewerber zur Verfügung gestanden hätten. Die freie Wirtschaft des 19. Jahrhunderts war also gar nicht so frei, wie man oberflächlich annehmen könnte; in ihr wurden die freien Kräfte durch das Währungssystem und seine bewußte Lenkung, durch ein klares Recht und seine gleichmäßige Anwendung veranlaßt, befähigt und ermutigt, auf Grund eigner Verantwortung organische Ordnung zu halten. Das hatte den Vorteil, daß man Lenkung und Organisieren auf gewisse interne, aber verläßliche Maßnahmen einer Stelle beschränken und alle schöpferischen Kräfte der Wirtschaft der organischen Gestaltung überlassen konnte.

Läßt sich beweisen, wie die „Times" behaupten, daß es ein Währungssystem gibt, das den heimischen Ansprüchen immer genügt und ganz von äußeren Einflüssen befreit ist?

Durch die Währung stellt der Staat die Tauschvorgänge innerhalb seines Landes und zwischen seinen Bürgern und den Bürgern anderer Staaten auf eine sichere Grundlage. Zunächst ist hierzu ein objektiver Wertmesser erforderlich. Man kann den Pegelstand eines Flusses nur nach einem feststehenden Längenmaß, die Temperatur nur nach einem feststehenden Wärmemaß berechnen. An dieser Tatsache scheitert jede Indexwährung, d. h. eine Währung, die sich auf

dem Verhältnis der Werte der verschiedenen tauschbaren Leistungen aufbaut. Die Anhänger der Indexwährung übersehen, daß die Werte dieser einzelnen Leistungen ja wieder nach irgendeinem objektiven Maßstab berechnet werden müssen. Wenn man darauf aufmerksam macht, so erhält man zur Antwort, daß der Einwand zwar berechtigt sei, daß man aber keinesfalls Gold als Währungsmesser brauche, sondern z. B. Roggen oder Weizen nehmen könne. Darauf wäre zu erwidern, daß damit ja nichts gewonnen wird; im Gegenteil, dann wird ein noch viel schwankenderes Element in das Währungswesen eingeführt. Denn der Wert, d. h. die Begehrtheit von Roggen und Weizen, unterliegt schnellen Änderungsmöglichkeiten. Behinderung der Bestellungsarbeiten und Mißernten in einem Jahr würden allein zu Katastrophen führen, während das Aufhören der Goldproduktion eines Jahres nur geringe Wirkungen auslösen kann, weil das bisher geförderte Gold, anders wie Weizen und Roggen, nicht verbraucht ist. Auch die andern Versuche, objektive Maßstäbe für Leistungswerte zu finden, müssen aus vielen Gründen scheitern, die wir hier nicht aufführen können.

Es bleibt auf dem Gebiete der Währung nichts anderes übrig, als Erfahrung und Überlegung zu vereinen und so einen möglichst vollkommenen objektiven Wertmesser zu finden. Das glänzende, schwer zu findende, meist nur mit großer Arbeitsleistung der Natur abzugewinnende, für die feinsten Verarbeitungen geeignete, praktisch fast unvergängliche Gold hat sich neben dem unvollkommeneren Silber als ein Gegenstand erwiesen, der von allen Völkern gleichmäßig begehrt ist. Es ist allmählich immer mehr zum Wertmesser geworden. Man kann mit einem Stück oder einer Stange Gold nun einmal in der ganzen Welt die Gegenwerte eintauschen, die einem glatt verweigert würden, wenn man mit einer Eisenstange, einem Holzknüppel, einem Stück Leder oder einem Sack Roggen erschienen wäre. Es ist müßig, an diesem Währungsmesser herumzudoktern, solange man keinen gleich festen und anerkannten ihm entgegenstellen kann.

Nun hört man häufig, daß auch der Goldwert wandelbar und als Wertmesser unbrauchbar sei. Die Unze Gold habe im Jahre 1931 76 s, im Jahre 1937 rund 140 s gekostet. Aber eignet sich etwa der Pegelmesser nicht zum Messen, weil er bei fallendem Wasser offenbar länger wird? Es ist eben übersehen, daß England im Jahre 1931 bewußt sein Pfund (das Wasser) in ein anderes elastisches Verhältnis zum Gold (dem Pegel) gesetzt hat, während andere Länder dies nicht taten. Darin bestanden ja Sinn und Zweck der englischen Maßnahme, das Pfund und damit die eignen Leistungen gegenüber dem Gold und den an ihm festhaltenden Währungen und Leistungen der anderen billiger zu machen, um den Export zu erhöhen. Diese Maßnahme konnte so lange wirksam bleiben, wie die anderen ihre Kampfnatur nicht erkannten oder sie hinnahmen. In dem Augenblick, in dem das nicht mehr der Fall war, ist sie durch entsprechende Maßnahmen der anderen wirkungsloser geworden.

Eine höhere Technik und Wirtschaft wäre nicht entstanden, wenn es nicht gelungen wäre, einen allgemein anerkannten, wertbeständigen, d. h. *währenden*,

Tauschvermittler zu finden. Dieser Tauschmittler mußte eine im Wert möglichst gleichbleibende, überall sich nicht ändernde Ware sein, wie das Gold. Nach seinem Werte richtete sich zunächst grob, schließlich feiner, die Bemessung der übrigen Werte.

Nachdem einmal erkannt war, daß Gold oder Silber nur Mittler waren und sein sollten, hat man schließlich entdeckt, daß man diese Vermittlertätigkeit auch einem an sich wertlosen Gegenstand anvertrauen kann, wenn man hinter ihn nur eine Garantie und hinter die Garantie die Autorität der Gemeinschaft, des Staates stellt. Es gibt kaum einen wertloseren Gegenstand als ein Stück Papier. Selbstverständlich kann es durch einige kunstvolle Druckzeichen schon an sich einen gewissen Leistungs- und Sammlerwert erhalten; aber es bleibt an sich wegen der Möglichkeit, es in ungezählter Menge herzustellen, fast wertlos. Es enthält lediglich die Bescheinigung, daß der Inhaber dieses Geldzeichens eine tauschbare Leistung in den Tauschverkehr gebracht und daher einen Anspruch auf eine gleichwertige Gegenleistung erworben hat. Würde jeder solche Urkunden herstellen können, so würden sie offenbar bald ihre Beweiskraft verlieren; also müssen sie ihren Währungcharakter dadurch erhalten, daß der Staat ihre Echtheit garantiert, d. h. er muß sicherstellen, daß nie mehr solcher Urkunden im Tauschverkehr erscheinen, als tauschbare Leistungen auf dem Markt zur Verfügung stehen. Niemals also kann die Währung eines Landes auf seiner gesamten Produktionskraft aufgebaut werden, sondern immer nur auf demjenigen Teil, der tauschbar ist.

Wenn man sich das Währungswesen eines Landes als Waage vorstellt, so liegen auf der einen Schale die tauschbaren Leistungsergebnisse, auf der anderen die entsprechenden Tauschmittler, bestehend aus Gold und anderem Metallgeld mit Eigenwert, aus Papiergeld, aber auch aus allen anderen Urkunden, die mit bedingungslosen Zahlungsversprechen in den Verkehr gebracht werden. Es führt zur Wertverwirrung, wenn auf die Schale der Güter auch nicht tauschbare Güter, z. B. Straßen, öffentliche Gebäude, Kriegsschiffe, Granaten usw. und auf die Schale des Geldes Urkunden gelegt werden, mit denen diese untauschbare Produktion zunächst bezahlt ist. Denn die Tauschkraft dieser Papiere stützt sich nicht auf Straßen, Kriegsschiffe usw., die auf der anderen Seite der Waagschale liegen, sondern nur auf die dort liegenden tauschbaren Güter. Welche Anstrengungen auch immer gemacht werden können, um durch Steuererhöhung, scharfe Steuertechnik, öffentliche Anleihen usw. diese künstliche Tauschkraft wieder von der Schale des Geldes fortzubringen — sie haben immer vorher bereits das Gleichgewicht der Waage gestört und sich — zum Teil wenigstens — auf tauschbare Waren gestürzt; es gelingt nie, sie vollkommen fortzubringen, weil sie sich in der Zwischenzeit bereits in zu vielen Kanälen des Tauschverkehrs eingenistet und als Kapital abgelagert haben.

Der Staat darf also seine Fähigkeiten, Tauschkraftzeichen aller Art zu erzeugen, weder mißbrauchen, um für seine eignen Bedürfnisse solche Zeichen zu „schöpfen", noch um den Bürgern Kredit-, d. h. Zahlungsmöglichkeiten durch papierene Akte zu verschaffen. Ob er sie in der Form „schöpft", daß er im Übermaß wertloses Metallgeld ausgibt oder daß er Papierstücke mit Geldzahlen be-

druckt und ohne Rücksicht auf die Menge der tauschbaren Leistungen in den Tauschverkehr bringt oder ob er bei einer Staatsbank oder bei anderen Banken durch von ihm ausgegebene Bescheinigungen Guthaben eröffnet, über die der Empfänger mit Scheck oder Wechsel verfügen kann, ist gleichgültig. Immer gelangen mit solchen Manipulationen unechte Tauschkräfte in den Verkehr (Kredite können nur aus erspartem Kapital gewährt werden), und deswegen ist auch der nach dem Kriege so oft und von so vielen das Wort geredeten „Kreditschöpfung" der Kampf bis aufs Messer zu erklären.

Der Staat darf seine Bedürfnisse wie jeder andere auch nur decken, indem er tauschbare Leistungen dagegensetzt. Soweit er solche selbst produziert, wie z. B. in den Überschüssen seiner Verkehrs-, Kraft- usw. Werke, stehen sie ihm als echte Leistungsergebnisse hierzu zur Verfügung. Soweit er sie aber nicht produziert, muß er sie in Form von Steuern, d. h. für immer, oder in Form von Anleihen, d. h. vorübergehend und auf Rückzahlung seinen Bürgern aus ihren tauschbaren Leistungsergebnissen fortnehmen. Der Staat und alle anderen öffentlichen Unternehmen dürfen also niemals mehr für öffentliche Bedürfnisse ausgeben, als ihnen aus den genannten echten Quellen echter tauschbarer Schöpfungen zur Verfügung stehen. Was der Staat aus diesen Quellen nicht beschaffen kann, muß er bleibenlassen. Das kann schmerzlich sein. Es gibt aber keinen Verstoß gegen dieses Gesetz, der sich nicht bitter rächen muß.

Nach solcher Klärung einiger Grundbegriffe wenden wir uns zur Beantwortung der Frage, ob England wirklich eine grundsätzliche Schwenkung in seiner Währungspolitik vorgenommen hat. Soweit man als Deutscher über englische Vorgänge zu urteilen fähig und berufen ist, kann man nicht annehmen, daß die englische Regierung unerschütterliche Grundwahrheiten bewußt nicht beachten will. Denn wie gesagt die erste Voraussetzung für die Einrichtung und Aufrechterhaltung einer die Tauschvorgänge sichernden und daher das zum Wirtschaften erforderliche Vertrauen schaffenden Währung ist und bleibt, daß die vom Staat ausgegebenen Leistungsbescheinigungen aller Art (Geld, Noten, Wechsel, Anweisungen usw.) den Wert der jeweils zur Verfügung stehenden tauschbaren Leistungen nicht überschreiten. Es ist und bleibt ein entscheidender, in schweren Zeiten immer wieder gemachter Fehler, anzunehmen, daß wirtschaftliche Schwierigkeiten überwunden werden könnten, wenn man mehr Tauschkraftzeichen (Geld aller Art) schafft. Schwierigkeiten können nur überwunden werden, indem man die Grundkrankheit behebt. Sie kann einmal darin liegen, daß zu wenig natürliche Hilfsquellen zur Verfügung stehen, um die menschliche Arbeit anzusetzen; dann muß die Politik des Staates darauf gerichtet sein, diese Hilfsquellen zu steigern oder außerhalb der Staatsgrenzen neu zu gewinnen, wobei der friedliche Weg dem kriegerischen vorzuziehen ist. Eine Grundkrankheit kann auch darin bestehen, daß die menschlichen Arbeitskräfte nicht mehr genügend ausgenutzt werden. Wenn z. B. ein Volk so bequem geworden wäre, daß es nur noch sechs Stunden täglich arbeiten wollte, so könnte es sein, daß es trotz ungezählter

Naturkräfte in seinem Gebiet verhungert, wenn es für die erzielten Leistungen keinen Absatz mehr findet, weil sie zu teuer geworden sind. Da nun heute alle Völker, wenigstens alle großen Völker und von den kleinen die meisten, darauf angewiesen sind, einen Teil ihrer Lebensbedürfnisse durch Tausch mit anderen Völkern zu gewinnen, so muß sich eine solche Bequemlichkeit bei dem Einsatz der menschlichen Energien in dem Augenblick bitter rächen, wo die anderen Völker noch nicht auf diese Bequemlichkeit herabgesunken sind. Dann werden nämlich ihre Erzeugnisse, weil der Einzelne mehr leistet, in der Menge vermehrt, im Preise billiger und verdrängen die teueren der bequemen Völker. Auf diese Tatsache komme ich zum Schluß zurück.

Aber ist es nicht tatsächlich so, daß diese hier herausgestellten unabänderlichen Gesetze mit Gold und seiner Bedeutung gar nichts zu tun haben? Gewiß, diese Gesetze gelten vollkommen unabhängig von der Frage, ob es zweckmäßig ist, mit Gold, Platin, mit Silber, mit Weizen, Roggen oder mit anderen begehrten Stoffen in der Währung zu arbeiten. Diese Gesetze vermögen, bedingungslos und charaktervoll durchgeführt, ohne jede Gold- oder andere Stoffdeckung eine Währung zu schaffen, die tatsächlich den Tauschverkehr innerhalb der Grenzen des Staates sichert. Genügt aber eine solche Währung auch für den Tausch außerhalb der Staatsgrenzen? Es hat bisher keinen Staat gegeben, der so viel Vertrauen in seine unantastbare Ehrbarkeit genossen hätte, daß sein ohne Stoffgrundlage geschaffenes Geld überall gleichmäßig anerkannt wäre. Die Völker haben nämlich zu viele Enttäuschungen erlebt, zu häufig haben die Staaten das Geldwesen mißbraucht, um sich über ihre eignen Schwierigkeiten hinwegzuhelfen oder hinwegzutäuschen. Man muß ja auch anerkennen, daß die Versuchung hierzu ungewöhnlich groß ist. Woraus entstehen denn die meisten Schwierigkeiten für ein Volk? Daraus, daß es ihm nicht möglich ist, einen ausreichenden, alle Bürger erhaltenden Tauschverkehr aufrechtzuerhalten, sei es, daß Dritte mit ihrem Lebens- und Kampfwillen den Verkehr stören, sei es, daß die eignen Energien zu schwach sind, um durch Mehranstrengung im Innern oder durch Mehranstrengung nach außen die erforderlichen Voraussetzungen für einen genügend lebhaften Tauschverkehr zu schaffen. Bei allen Schwierigkeiten handelt es sich darum, daß ein vermehrter Einsatz eigner Energien erforderlich wird. Das gilt auch, wenn im eignen Volke zu hohe Lebensansprüche gestellt werden, ohne daß die Bereitschaft besteht, entsprechend mehr zu leisten. Wie verführerisch bequem ist es in solchen Lagen für Regierung und Volk, Energieaufwand zu vermeiden und aus der Retorte der Währung künstliche Tauschkräfte zu schöpfen. Zwar müssen alle diese Versuche in einer entsprechenden Enttäuschung enden, denn es ist ein Gesetz, daß die mit Zauberzeichen in Verkehr gebrachten Tauschkräfte eines Tages von echten Tauschkräften eingelöst werden müssen. Ob diese in vermehrter Arbeit oder im Verlust von einst Erarbeitetem, d. h. von Kapital bestehen, bleibt gleich. Aber die Völker haben ein überraschend kurzes Gedächtnis. Wer denkt heute noch an die Kipper und Wipper des Dreißigjährigen Krieges? Wer denkt noch an die schweren Verlegenheiten und an die harten Schicksale, die Friedrich der Große sich und seinem Volke auferlegen mußte, weil der Sieben-

jährige Krieg ihn zu einer großen Verschlechterung der Währung veranlaßt hatte? Wer nimmt sich noch die Mühe, die mahnenden Worte seines Testaments zu lesen? Wer denkt noch an die furchtbaren Wirkungen der französischen Assignatenwirtschaft im 18. Jahrhundert? Ja, welches der heute lebenden Völker ist wirklich bereit, aus den Erfahrungen, die ein anderes mitlebendes Volk eben erst gemacht hat, für sich zu lernen?

Aber so viel wacher Instinkt ist in den Völkern doch vorhanden, daß sie, bisher wenigstens, noch nicht dazu übergegangen sind, den Papierzeichen eines anderen Landes zu trauen, wenn sie nicht die Gewißheit haben, daß hinter diesen Papierzeichen eine besondere Verläßlichkeit steht. Nun war man früher, d. h. vor dem Kriege, so mißtrauisch, daß man einem Papiergeld nur dann traute, wenn man es jederzeit in jedem Ort der Welt in Gold umwechseln konnte, d. h. wenn der Staat, der hinter den Papierscheinen stand, durch seine zielbewußte und klare Gesamtpolitik dafür sorgte, daß Gold jederzeit in dem genügenden Umfange hinter sein Papiergeld treten konnte. Mit der Verkürzung der Entfernungen durfte und konnte dieses Mißtrauen abnehmen. Die moderne Nachrichtenübermittlung ermöglicht eine schnelle Feststellung, ob z. B. England seine Pfundwährung gegebenenfalls durch Einsatz von Gold stützt. Der Wert des Pfundes beruht auf dem Vertrauen, daß ein Land wie England jene oben dargelegten Gesetze des Ausgleichs in Währung und Haushalt beachten und nicht verletzen wird; er beruht aber auch auf dem Wissen, daß in den Kellern der Bank von England genügend Gold liegt, und daß dieses Gold — auch seit 1931 — immer wieder benutzt wird, um den Wert des Pfundes stabil zu halten. Was aus der Bewertung des englischen Pfundes würde, wenn dieses Gold nicht mehr vorhanden wäre, das erscheint nicht zweifelhaft. Auf die Dauer kann jenes Vertrauen nicht ausreichen.

Aber weiter. Mangel an Geld zwingt den Staat dazu, auf jeden Fall dafür zu sorgen, daß die Einfuhr nicht höher ist als die Ausfuhr. Denn hält dieser Überschuß an, so laufen zu viele eigne Währungsmittel außerhalb um, werden angeboten und entwertet. Hat der Staat Gold, dann kann er einen Einfuhrüberschuß und seine währungsgefährlichen Folgen immer durch Kauf seiner draußen umlaufenden Wechsel, Noten usw. mit Gold ausgleichen. Hat er kein Gold, so kann das Gleichgewicht von Aus- und Einfuhr nur durch ihre Kontrolle sichergestellt werden, und da diese Kontrolle ja nur erfolgt, um die eigne Währung sicher zu halten, so müssen auch die Währungsmittel bei ihrem Eintritt in den Weltmarkt und bei ihrer Rückkehr im eigenen Land kontrolliert werden. Aus diesen Kontrollen aber ergibt sich automatisch die Notwendigkeit, den Bedarf an Rohstoffen zu ordnen, die eingehenden Rohstoffe gerecht zu verteilen und schließlich die Notwendigkeit, die Bedarfsdeckung, d. h. die Bedürfnisse des Menschen, immer planmäßiger zu bewirtschaften. Natürlich ist es nicht so, daß alle diese Kontrollen bei Goldmangel mit einem Schlage einsetzen müßten. Aber eine Notwendigkeit folgt zwingend der anderen nach. Die goldlose Währung vermag sehr wohl im Anfang den heimischen Bedürfnissen zu genügen, aber sie zwingt zur Isolierung gegen die Einflüsse des Weltmarktes. Diese Isolierungs-

notwendigkeit wird noch größer, wenn etwa ein Land mit goldloser Währung die oben dargelegten Gesetze verletzt, seinen Haushalt nicht ausgleicht, das Gleichgewicht zwischen Geld und tauschbarer Ware stört und so schließlich das Geld entwertet, die Preise steigen lassen muß und damit auch die Lohnsteigerung in Gang setzt. Denn da Lohn ja weiter nichts ist als der Preis für eine Leistung, so sind Lohn- und Preissteigerung unlöslich miteinander verbunden, es sei denn, daß man die arbeitenden Menschen verelenden lassen wollte. Eine solche Änderung der Preise wirkt aber auch auf die Außenwelt; denn nunmehr wird auch die eigne Ware für den Weltmarkt teurer und begegnet einem stärkeren Wettbewerb auf dem Weltmarkt. Selbst wenn dieser Bewegung durch besondere Ausfuhrförderung, für die es ja die verschiedensten technischen Möglichkeiten gibt, entgegengewirkt wird, läßt sich doch nichts daran ändern, daß dadurch gerade wieder die Binnenmarktspreise steigen müssen, weil ja die Mittel für die Exportförderung auf dem Binnenmarkt aufzubringen sind. Diese Schraube geht weiter, bis sie schließlich ausgedreht ist.

Das von den „Times" in die Diskussion gebrachte Währungssystem, das den inneren Bedürfnissen genügt und dieses System vollkommen von äußeren Einflüssen isoliert, würde, so glaube ich, erhebliche Schwierigkeiten hervorrufen. Vielleicht darf ich bemerken, daß es ein Phantom sein könnte. Denn wenn die Wirtschaftskräfte eines Volkes einmal in den Blutkreislauf der Weltwirtschaft eingetreten sind, dann dürfte es nicht mehr möglich sein, den Kreislauf für die innere Wirtschaft vom Kreislauf für die äußere Wirtschaft zu trennen. Das kann eine Zeitlang versucht werden, indem man durch Druckregulatoren an der Verbindungsstelle zwischen Ein- und Ausfuhr die verschiedenen Energien ausgleicht. Aber das Maß der bei dieser Regulierung aufzuwendenden Kräfte wird dann von den Druckverhältnissen draußen bestimmt und kann schließlich wirtschaftstötend sein. Eine solche Währung ist weit davon entfernt, ihrem Lande zur Verwirklichung der eigenen Absichten zu verhelfen. Sie macht es im Gegenteil von den Kräften draußen abhängiger.

Vielleicht darf ich auf einige deutsche Verhältnisse hinweisen. Deutschland hat die Goldwährung niemals absichtlich verlassen, denn es hat sie nie verworfen. Deutschland hat die Goldwährung das erstemal unter den Auswirkungen des unseligen Diktates von Versailles und der Ruhrbesetzung verlassen. Deutschland hat damals unter Zwang, nicht aus Erkenntnis und Erfahrung gehandelt. Wer wollte ferner leugnen, daß eine größere Freiheit in der Ein-, Ausfuhr- und Devisenwirtschaft die Wirtschaft Deutschlands wesentlich beleben würde? Wer hat denn ein Interesse an den durch Goldmangel diktierten Kontrollvorschriften und ihrer Kontrolle? Und wer wollte gar leugnen, daß ein runder Goldvorrat, selbstverständlich unter den oben dargelegten allgemeinen Voraussetzungen, die relativ größte Freiheit zur Verwertung der schöpferischen Kräfte eines Volkes gewährt? Es ist nun einmal so: eine Währung, die durch den vollkommenen Ausgleich zwischen öffentlichen Ausgaben und öffentlichen Einnahmen nach innen, durch eine genügende Golddeckung auch außen im Gleichgewicht gehalten

ist, fest in der Hand der Staatsbank liegt und gegen jede spekulative Entwicklung geschützt werden kann, verlangt das Höchstmaß von Charakter und Klugheit, die geradezu künstlerische Vereinigung von zentral geschützter und gerecht gesicherter Ordnung mit individueller Leistungsinitiative. Ein Währungssystem, das diese Grundlagen unter dem Zwang der Verhältnisse aufgegeben hat, muß ganz einfach, so bitter es auch ankommen mag, den Verwaltungsaufwand immer weiter steigern. Wo dann schließlich der Leistungswille und die Leistungskraft des Bauern, des Ernährers aller, berührt werden, betreten wir die Gefahrenzone.

Das neue englische Währungs- und Banknotengesetz dürfte kaum die Währungsdämmerung für England bedeuten. Es kann uns allen gar nichts daran liegen, daß immer weitere Länder die festen Grundlagen unter den Füßen verlieren. Dem Kranken wird nicht dadurch geholfen, daß auch die andern krank werden. Es ist auch für ihn besser, daß sie gesund bleiben, denn sie können ihm dann eher zur Gesundheit verhelfen. Wenn ich mir von außen ein Urteil über englische Absichten überhaupt erlauben darf, so möchte ich meinen, daß das neue Gesetz nicht allzu schwer zu deuten ist. Die Beseitigung des Goldstandards des englischen Pfundes im Jahre 1931 bedeutete, wie eingangs dargelegt, nicht, daß England das Gold in seiner Bedeutung für das Währungswesen verleugnet hat. Es wollte im Gegenteil bewußt die englische Goldwährung billiger machen, um den englischen Export zu heben. Aber es war sich der Gefahr bewußt, die entsteht, wenn man die Währungspferde durchgehen läßt: deshalb hat es den Lasso des Goldes fest in der Hand behalten und sich ein Exchange Equalization Fund geschaffen. Das Gold dieses Stocks diente jeweilig dazu, die zu stürmisch durchgehenden Pferde wieder einzufangen. Man kaufte Pfunde, wenn ihr Wert im Weltmarkt zu stark zu sinken begann, man verkaufte sie gegen Gold, wenn die entgegengesetzte Bewegung eintrat. Praktisch hat dieser Stock nichts anderes getan, als es früher die Notenabteilung der Bank von England getan hat. Nun hat dieser Ausgleichsstock in den letzten sechs Monaten erhebliche Goldmengen verloren. Am 31. März 1938 betrug der Goldvorrat dieses Stocks und der Notenabteilung der Bank von England 835 Millionen. Diese große Anhäufung von Gold war zweifellos eine Folge der Kapitalflucht aus anderen Ländern, insbesondere aus Frankreich. Am 30. September 1938 war dieser Goldvorrat auf 689 Millionen Pfund (neu) gesunken. Davon befanden sich 151 Millionen Pfund in dem genannten Stock und der Rest bei der Bank. Man kann damit rechnen, daß dieser Goldabfluß bis heute angedauert hat: denn er ist eine Folge der wachsenden politischen Spannungen in Europa, der Wiederherstellung des Vertrauens in Frankreich und des Passivums der englischen Außenhandelsbilanz. Teils sucht das Sparkapital noch sicherere Aufenthalte, z. B. in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, teils ist es nach Frankreich zurückgegangen, teils muß es zur Deckung dieses Passivums verwendet werden. Offenbar hat also der Ausgleichsstock seit dem 30. September noch den größten Teil seines damaligen Bestandes inzwischen eingebüßt, so daß seine Auffüllung notwendig ist.

Zu diesem Zweck ist das Geld, das am 31. Januar 1939 bei der Bank von England lag, in die neuen niedrigeren Pfunde umgewertet. Zu diesem neuen Geld sind 350 Millionen Gold an den Ausgleichsstock abgeführt, um dort neuen, etwa notwendig werdenden Kursstützungen zu dienen. Die Wirkung auf den Notenumlauf der Bank von England ist folgende: der gesamte Notenstand von 526 Millionen Pfund (davon im Umlauf 471 Millionen Pfund) war mit 126 Millionen Pfund durch Gold und anderes Edelmetall, in der Hauptsache aber durch Gold gedeckt, das sind nicht ganz 25%. Die restlichen 400 Millionen Pfund sind durch Staatssicherheiten gedeckt. Dabei ist dies Gold noch zum alten Wert von 85 s je Unze bewertet. Nun soll auch dieses Gold auf den neuen Wert gebracht werden, d. h. auf rund 220 Millionen Pfund. Da gleichzeitig eine Vermehrung der Noten vermieden werden soll, werden die gegen Staatssicherheiten, d. h. fiduziarisch ausgegebenen 400 Millionen auf 300 Millionen vermindert, so daß der neue Notenstand wieder rund 520 Millionen Pfund sein wird, von dem 220 Millionen, also rund 40% durch Gold gedeckt werden und nur 300 Millionen, also rund 60% Vertrauensnoten sind. Man könnte sich nun denken, daß es einfacher wäre, den Ausgleichsstock bei dieser Gelegenheit aufzugeben und es der Bank von England zu überlassen, ihre Noten durch den richtigen Einsatz des Goldes während zu erhalten. Man hat das aus guten Gründen nicht getan, man wollte sich auf einen bestimmten neuen Goldstandard für das Pfund noch nicht festlegen. Man will also den Pfundkurs weiter beweglich halten und sich offenbar alle Kampfmöglichkeiten offen lassen. Das hätte aber den Nachteil, daß der Goldwert der Bank von England, nunmehr beweglich gestaltet, sich wöchentlich je nach der Entwicklung des Pfundkurses erhöhen oder vermindern könnte. Und da man weder den Notenbestand noch das Verhältnis der Golddeckung ändern will, wird man wöchentlich je nach der Bewegung des Pfundkurses die überzählige Goldmenge entweder an den Ausgleichsstock abgeben, oder die fehlende, zur Notendeckung notwendige von ihm empfangen. Umgekehrt gesprochen: wenn das Pfund gegenüber dem Golde sinkt, gibt die Bank von England Gold dem Ausgleichsstock, wodurch dieser besser in die Lage versetzt wird, Pfunde zu kaufen und dadurch den Kurs wieder zu heben. Steigt der Notenkurs, so ist der Ausgleichsstock in der Lage, Gold zu entbehren und an die Bank abzugeben. Aus dieser Technik ersieht man, ganz abgesehen von der meisterhaften Begründung des Gesetzes im Unterhaus, zweierlei:

1. England will unter allen Umständen inflatorische Mittel vermeiden, es bleibt bei dem festgesetzten Notenbestand. Das ist erfreulich. Aber ebenso sicher ist, daß

2. ein Einsatz von Goldmengen notwendig geworden ist, um den Weltkurs des Pfundes zu halten. Da wir nun gesehen haben, daß Inflation nicht nur über eine Vermehrung der Notenmenge läuft, sondern auch dann beginnt, wenn andere künstliche Tauschkraftmittel geschaffen werden, ohne daß eine gleichwertige Erhöhung tauschbarer Leistungen stattfindet, so scheint uns das neue englische Gesetz immerhin eine Gefahr zu zeigen, vor der England möglicherweise steht: der englische Export geht seit etwa einem Jahr zurück. Das ist einmal, soweit ich

mir ein Urteil erlauben darf, eine natürliche Folge des Handelsvertrages mit den Vereinigten Staaten von Amerika, der nämlich erst dann belebend zu wirken imstande ist, wenn wahrer Frieden in der Welt herrscht und der allgemeine Leistungsaustausch von seinen natürlichen Hemmungen befreit ist. Solange die einzelnen Länder gezwungen sind, in einer Weise hochzurüsten, daß wichtige Mengen der Leistungsergebnisse dem Handelsverkehr entzogen und zur Herstellung untauschbarer Güter und Einrichtungen verwendet werden müssen, so lange muß das Eindringen der amerikanischen Leistungen in das britische Ottawa-Empire die britischen Exportmöglichkeiten mindern. England wird ferner durch seine eigene gewaltige und aufs äußerste beschleunigte Aufrüstung zu Rohstoffkäufen gezwungen, denen eine entsprechende Ausfuhr um so weniger gegenübertreten kann, als sich ein immer heftigerer Kampf um die Absatzmärkte in der Welt entwickelt hat. Wenn diese Entwicklung noch geraume Zeit anhält, so dürfte, wenn ich mich nicht sehr irre, der englische Währungsausgleichsstock langsam zusammenschmelzen. Dann allerdings stünde England vor demselben Zwang wie Deutschland, nämlich die Währung durch Kontrollen der Ein- und Ausfuhr schützen zu müssen. Wie ein solcher Vorgang auf die Mentalität gerade des Engländers und auf die Wirtschaft im ganzen wirken würde, ist kaum auszudenken.

Das englische Gesetz spiegelt die Lage wider, in der sich die Welt befindet. Frankreich hat sein Währungsgeld bei der letzten Reform im November 1938 ebenfalls umgerechnet, um seine Finanzen zu sanieren. Auch das ist das Einwerfen der vorletzten Reserve. Vielfach übersehen ist, daß vor etwa zwei Monaten die Schweiz einen ähnlichen ernsten Entschluß gefaßt hat. Sie hat durch Volksabstimmung etwa 400 Millionen Franken für Rüstung und öffentliche Arbeiten zur Verfügung gestellt. Ein erheblicher Teil der Mittel soll von der Schweizer Nationalbank, wenn auch zunächst nur vorübergehend, zur Verfügung gestellt werden; die Bank soll diese Mittel dadurch gewinnen, daß sie ihren Goldbestand in neue Schweizer Franken umrechnet und somit Deckungsgold freistellt. In Wirklichkeit wird erarbeitetes Gold in neue, aber im wesentlichen unproduktive Arbeit umgesetzt und damit für die Zukunft im Werte erheblich vermindert.

Ein ebenso ernstes Bild ergibt die neueste Satzungsänderung der Bank Polski. Bisher war ihr eine 30prozentige Golddeckung vorgeschrieben. Der Notenumlauf und die sonstigen Sofortverpflichtungen der Bank betrugen bisher zwischen 1500 und 1600 Millionen Zloty. Ihnen stand ein Goldvorrat von 446 Millionen Zloty gegenüber. Jetzt können die ungedeckten Noten von 100 Millionen Zloty bis auf 1200 Millionen gesteigert werden. Es wirkt daher nur erheiternd, wenn man gleichzeitig die Golddeckung für die deckungspflichtigen Noten auf 40 Prozent erhöht. In Wirklichkeit wird nunmehr der Notenumlauf von 1200 auf rund 2.3 Milliarden gesteigert werden können, womit die Golddeckung in Wirklichkeit von rund 30 auf 20 Prozent sinkt. Dazu ist der Bank gestattet, Staatswechsel bis zu 400 Millionen zu nehmen und den Lombardkredit von 100 auf 300 Millionen zu steigern. Das ganze ist also eine Senkung der Golddeckung und eine „Kreditschöpfung". Polen ist von dem bisher mit beachtenswerter Charakterfestigkeit gehaltenen Kurs der Sparsamkeit zur Inflation übergegangen, und wieder ist es der angeblich nicht haltbare Lebensstand, der zu dieser Zauberkur verführt. Als ob man einen durch die Natur auferlegten Lebensstand mit Zaubermitteln ändern könne!

Wir müssen den ungeheuren Ernst der gesamten Weltlage begreifen. Und wenn wir diesem Begreifen die Erkenntnis hinzugesellen, daß Währungsdämmerungen nicht vonnöten sind, daß wohl diese oder jene feinere Ausziselierung eines be-





währten Währungssystems möglich erscheint, daß es aber im übrigen sich nicht um organisierte Technik, sondern um organische Gesetze und Entwicklungen handelt, dann ist eine Grundlage zu finden, auf der wir alle uns den Kampf um die Realitäten, um die möglichst beste materielle, kulturelle und sittliche Gestaltung unseres Lebens zwar nicht ersparen, aber erleichtern können. Die Erleichterung kann nun darin bestehen, daß wir, nachdem wir lange genug die Kräfte gegeneinander eingesetzt haben, sie nunmehr ausgleichend und ergänzend zusammenfügen. Für eine dauerhafte friedliche und erfolgreiche Zusammenarbeit ist die Grundlage: Gerechtigkeit, ein klares, fest gehandhabtes Recht, einheitliche sittliche Grundauffassungen, ohne die menschliches Vertrauen nicht entstehen kann, und feste Währungen, die von niemand einseitig geändert werden können, weil einseitige Änderung ein unfaires Kampfmittel ist. Wer die Durchführbarkeit eines solchen Zieles an den Grundsätzen der Logik und an den Lehren der Geschichte nachprüft, der wird feststellen müssen, daß das A und O jedes inner-, sozial-, wirtschafts- und außenpolitischen Ausgleichs der echte Ausgleich der öffentlichen Einnahmen und Ausgaben und ein gerechter Ausgleich der Lebensinteressen der Völker ist. Die Verletzung dieses Grundsatzes muß jede organische Ordnung allmählich auflösen. Im Vollgefühl technischen und organisatorischen Könnens droht die Welt der Überschätzung dieses Könnens und der Unterschätzung einfacher, aber unbequemer Wahrheiten, organischer Entwicklung und charaktervoller Beharrlichkeit zu erliegen.

FR. W. LANDGRAEBER

25 Jahre deutsches Kohle-Benzin

Fünfundzwanzig Jahre sind vergangen, seit Prof. Dr. Bergius auf Grund einer von ihm ausgebildeten Arbeitshypothese über den Gefügeaufbau und die Gefügebestandteile der Kohle zu der Anschauung kam, daß die Kohle ähnlich wie das schwere Erdöl in der Lage sein müßte, unter gewissen Umständen Wasserstoff in sich aufzunehmen, und sich dadurch in Stoffe zu verwandeln, die dem Erd- oder Mineralöl verwandt sind. Es ist sein großes Verdienst, seine Überlegung experimentell bewiesen zu haben. Durch seine sog. Hydriermethode hat er aus natürlicher Kohle durch Anlagerung von Wasserstoff unter Anwendung von etwa 200 Atmosphären Druck und Temperaturen zwischen 400 bis 500 Grad Celsius petroleumartige Produkte hergestellt, und zwar im Jahre 1913 als erster auf der Welt. Es sei nicht vergessen, daß die ersten Versuche bereits vor siebzig Jahren durch Berthelot unternommen wurden, um durch „Anlagerung von Wasserstoff" aus Kohle flüssige Produkte zu gewinnen. Auch des Begründers der Steinkohlenchemie, des Chemikers Dr. Fritz Muck von der Berggewerkschaftskasse in Bochum, darf nicht vergessen werden, der erstmalig zeigte, daß unsere Kohlen nicht nur aus Kohlenstoff, sondern aus komplizierten Verbindungen der Elemente Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Schwefel und vielen anderen bestehen. Sie sind mit der Verwirklichung der Kohleverflüssigung ebenso eng verknüpft wie die Forschungen von anderen bedeutsamen deutschen Meistern ihres Faches, wie Potonié, Winter, A. Wegener, Fr. Fischer, Schrader, Pier, E. Dehnel, Broche, Pott, Krauch und viele andere, die sich auf diesem Gebiete die größten Verdienste um die deutsche Nation erworben haben. Die Ursache, weswegen die rohstoffliche Ausrichtung, sei es Kohleverflüssigung durch Hydrieren, Synthese oder Schwelung überhaupt erst möglich wurde, ist vornehmlich darauf zurückzuführen, daß jene Forscher zuvor die fundamentalen Eigenschaften der Kohle, wie Vitrit, Clarit, Durit, Fusit, die nicht einheitlich zusammengesetzt sind und sich aus den einzelnen Gefügebestandteilen Vitrinit, Fusinit, Semifusinit, Mikrimit, Exinit und Resinit aufbauen, genügend erforschten.

Anfänglich erging es der Bergiusschen Entdeckung wie allen großen Erfindungen. Niemand kümmerte sich darum, um so mehr, als Erdöl bester Qualität in unbegrenzten Mengen zur Verfügung stand. Nur einer erkannte den Wert des Verfahrens. Es war der Besitzer der Chemischen Fabrik Th. Goldschmidt A.-G. in Essen, die eben ihr neunzigjähriges Bestehen feiern konnte. Er berief 1913 Dr. Bergius nach Essen, stellte ihm ein großes Laboratorium und die Mitarbeiter Specht und Billwiller sowie im ganzen 5 Millionen Goldmark zur Verfügung. Nachdem das Verfahren für den Großversuch reif war, wurde die schwierige maschinentechnische Seite unter Beteiligung von Prof. Dr. Riedler und Prof. Dr. Löffler angepackt. Im Jahre 1916 wurde die erste Großversuchsanlage in Mannheim-Rheinau gebaut. Da diese immer größere Mittel bean-

spruchte, wurde ein „Konsortium für Kohlechemie" gebildet, dem im Jahre 1919 bereits 30 Millionen Mark zur Verfügung standen. Ihm folgte alsbald die Gründung der Deutschen Bergin-Gesellschaft und der Internationalen Bergin Compagnie voor Olie- und Kohlen-Chemie. Die Firma Goldschmidt zog sich infolge Uneinigkeit unter den Konsorten im Winter 1923/24 zurück, womit das Bergius-Verfahren allmählich in der Versenkung verschwand.

Im Jahre 1925 wurde das Problem von der Badischen Anilin- und Sodafabrik, die heute ein Glied der J. G. Farben ist, unter Dr. Pier wieder aufgegriffen. Obwohl man sich hier mit ähnlichen Hydrierungsverfahren seit 1913 befaßt hatte, gelang es Pier im Jahre 1925, in Ludwigshafen-Oppau das erste Autobenzin aus Braunkohlenteer in 100volumprozentiger Ausbeute herzustellen. Bereits im Oktober 1926 wurde daraufhin mit dem Bau der Hydrieranlagen des Leunawerkes begonnen, dessen Erbauer und erster Betriebsführer Dr. Dehnel war, der sich persönlich für die Förderung der Kohleverflüssigung einsetzte. Am 1. April 1927 wurde nach erstaunlich kurzer Bauzeit unter Dr. C. Krauch das erste Leunabenzin aus Kohle, nachdem die sog. „Wasserstoffkrankheit" der Werkstoffe und andere Hemmungen überwunden waren, durch katalytische Hochdruckhydrierung geliefert. Die anfänglichen apparativen Schwierigkeiten wurden in gemeinsamer Arbeit der J. G. Farben mit der hochentwickelten deutschen Stahlindustrie (Krupp, Hörder Verein, Bochumer Verein u. a. m.) gelöst, wobei z. T. 18 Meter lange dickwandige Hochdrucköfen von 110 Tonnen Gewicht entwickelt werden mußten. Im Rahmen des Vierjahresplanes ist das Verfahren heute dabei, auch die Diesel- und Schmierölfrage ihrer Lösung entgegenzuführen. Was in Deutschland auf diesem Gebiete geleistet wurde, hat inzwischen die Welt so überzeugt, daß eine angesehene englische Zeitung kürzlich schrieb, Deutschland sei Vorkämpfer in solchen Industriezweigen, die der Herstellung von synthetischen Stoffen dienen. Das Leunawerk stellt heute bereits ein Drittel des in deutschen Kohleverflüssigungsanlagen erzeugten, mehr als 1 Million Tonnen betragenden Kohlebenzins her.

Zur Erzeugung von Dieselöl eignet sich besonders das Fischer-Tropsch-Verfahren. Wenn es auch erst halb so alt wie das Hochdruckhydrierverfahren ist, zeigte damals die gesamte chemische Welt ein lebhaftes Interesse dafür, daß die beiden Entdecker 1925 herausfanden, aus Gasgemischen von Kohlenoxyd und Wasserstoff petroleumartige Kohlenwasserstoffe herzustellen ohne Anwendung höherer Temperaturen und Drucke bei Verwendung besonderer Kontaktstoffe. An eine technische Ausnützung dieser Entdeckung war vor 1933 nicht zu denken. Selbst als die Ruhrchemie A.-G. in Oberhausen-Holten um diese Zeit an die Errichtung einer großtechnischen Versuchsanlage ging, galt dieses in Fachkreisen als mutiges Wagnis. Die Kostenfrage war anfänglich wohl einer der Gründe, weshalb besondere Hoffnungen auf das Syntheseverfahren gesetzt wurden. Im Gegensatz zu anderen Kohleverflüssigungsverfahren handelt es sich bei der Synthese um einen Aufbau der Treibstoffe von Grund auf, d. h. aus Kohlenoxyd und Wasserstoff. In allen andern Fällen handelt es sich um einen thermischen Abbau der Kohlensubstanz zu kleineren Bruchstücken der Treibstoffmoleküle.

In technischer Hinsicht vollzieht sich das Verfahren mit verblüffender Einfachheit in ganz anspruchslosen Eisenblechapparaturen, also ohne teure Hochdruckhydrierkörper. Dadurch, daß kürzlich ein neuer Weg der Gaserzeugung durch Fischer, Pichler und Kölbel in Mülheim ausgearbeitet wurde, um eine Verteuerung in der Beschaffung wasserstoffreichen Konvertgases hintanzuhalten, dürfte das Syntheseverfahren ein erheblicher Fortschritt in der Entwicklung der Kohleverflüssigungsverfahren bedeuten. Zur Herstellung des wichtigen Synthesegases für das Fischer-Tropsch-Ruhrchemie-Verfahren, wie es jetzt heißt, hat man außerdem eine Reihe interessanter Vergasungsverfahren geschaffen, so daß eine ideale Beweglichkeit in der Beschaffung der hierfür benötigten Ausgangsstoffe besteht. Es sind dieses das Lurgi-Verfahren zur Druckvergasung, das Koppers-Verfahren, das Pintsch-Hillebrand-Verfahren, das Didier-Verfahren und dasjenige von Schmalfeldt-Wintershall.

Neben der ersten Syntheseanlage der Ruhrchemie A.-G. in Holten wird es angewandt auf Zeche Rheinpreußen bei Moers, bei dem Krupp-Treibstoffwerk in Wanne-Eickel, bei Gelsenberg-Benzin in Gelsenkirchen-Buer, Viktor-Naurel, Welheim, und bei den Gräflich Schaffgotschen Werken in Deschowitz (Oberschlesien). Alle verflüssigen Steinkohle. Auf Braunkohle arbeiten die Verflüssigungsanlagen der Brabag in Böhlen und Magdeburg, Zeitz und Schwarzheide, ebenso die Wintershall-Anlage in Lützkendorf.

Auf dem Krupp-Treibstoffwerk wird als neuester Fortschritt die Synthese in Verbindung mit der Steinkohlenschwelung angewandt, die sich bisher nie recht hat durchsetzen können. Der Kohle werden hierdurch, d. h. im Zuge der Verschwelung, höchstmögliche Mengen an Mineralölen entzogen. Der verbleibende Schwelkoks findet zur Erzeugung von Wassergas als Ausgangsstoff für die Benzinsynthese Verwendung. Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß sich der durch Steinkohlenschwelung in direkt beheizten Öfen erzeugte Schwelteer in vielen Fällen ohne Aufbereitung unmittelbar als Heizöl verwenden läßt. Außerdem sind Methoden ausgearbeitet, wonach sowohl Heizflächen- als auch Spülgasteer zu asphaltfreien oder asphaltarmen mischbaren Ölen aufgearbeitet werden können. Sie ergeben eine Art Universal-Heiz- und -Treiböl zu wohlfeilen Preisen. Es kommt jetzt nicht nur darauf an, lediglich Treibstoffe zur Lösung der nationalen Treibstofffrage herzustellen, sondern sie nicht zu teuer werden zu lassen. Aus diesem Grunde ist ähnlich, wie beim Fischer-Tropsch-Ruhrchemie-System, die Schwelung vorgeschaltet wurde, beim J. G.-Hochdruckverfahren die von Pott-Broche erfundene Kohleextraktion eingesetzt. Bereits vor zwanzig Jahren (1918) wurde mit der Druckextraktion der Steinkohle begonnen, und zwar fußend auf einer Arbeit über die „Zersetzung fester Heizstoffe bei langsam gesteigerter Temperatur" von Börnstein aus dem Jahre 1906. Aber erst 1926 ging man bei der Ruhröl A.-G. in Welheim bei Essen zu ernsthaften Versuchen und 1936 zum Bau einer Großanlage über, die 1938 in Betrieb genommen wurde. Das Neuartige bei dieser Methode besteht darin, daß die Steinkohle zuerst extrahiert wird, bevor sie in den Hydrierprozeß gelangt. Zweitens nimmt das Werk insofern eine Sonderstellung ein, als die Anwendung eines Hydrier-

druckes bis zu 700 Atmosphären einen neuen Vorstoß in Neuland darstellt. Wenn auch bei der Druckextraktion, die neuzeitlich als Teilvorgang des Kohleverflüssigungsverfahrens der J. G. anzusehen ist, noch nicht das letzte Wort gesprochen ist, und auch hier noch Erfolge winken, so sind die besonderen Betriebsbedingungen, die in Welheim erstmals angewandt werden, für weitere Hydrierwerke wichtiges Erfahrungsmaterial. Während Heizöl sofort anfällt, müssen Benzin und Dieselöl noch destilliert und raffiniert werden. Als Nebenerzeugnis kann Extrakt in fester Form gewonnen werden.

Der Verbrauch an Kohle für die Kohleverflüssigung ist viel geringer, als sich ein Laie dies vorstellt. Für 1 Kilogramm Benzin genügen 1,66 Kilogramm Steinkohle oder 3,5 bis 4,5 Kilogramm Grubenbraunkohle oder 2,5 Kilogramm trockene Braunkohle oder 1,25 Kilogramm Braunkohlenschelteer, sobald es sich um Hochdruckhydrierung handelt. Beim Fischer-Tropsch-Ruhrchemie-System werden für 1 Kilogramm Benzin 10 Kilogramm Braunkohlenbriketts oder 5,4 Kilogramm Steinkohlenkoks benötigt.

Welche Bedeutung die katalytische Hochdruckhydrierung bisher erreicht hat, geht daraus hervor, daß im Jahre 1937 fast 950000 Tonnen Benzin, das sind 90 Prozent der deutschen Benzinerzeugung, aus eigenen Rohstoffen hergestellt wurden. Die deutsche Treibstofferzeugung — vor zehn Jahren noch mit Mißtrauen betrachtet, heute vorbildlich auf der Welt — stieg von 260000 Tonnen im Jahre 1933 auf 580000 Tonnen im Jahre 1935 und auf über 1 Million Tonnen im Jahre 1937. Bald wird sie den Gesamtbedarf wenigstens an Leichtkraftstoff decken. Während das Leunawerk ein Drittel des Gesamtbedarfs deckt, wird das zweite Drittel von der Brabag mit 435000 Tonnen jährlich bestritten und das restliche Drittel vom Steinkohlenbergbau. Sobald alle Anlagen die Erzeugung aufgenommen haben, sparen wir jährlich ungefähr 400 Millionen Reichsmark Einfuhr. Ohne die politische Entwicklung seit 1933 wäre die synthetische Kraftstoffgewinnung mittels Kohleverflüssigung wahrscheinlich noch nicht mehr als ein interessantes Experiment.

GÜNTER SCHMÖLDERS

Napoleon und die Geburt der deutschen Nationalwirtschaft

Der wirtschaftsgeschichtliche Sinn der Kontinentalsperre

Der wirtschaftsgeschichtliche „Sinn" einer Epoche, ihre im großen Zusammenhang des Geschehens erkennbare positive oder negative Wirkung auf den Entwicklungsgang des Wirtschaftslebens, erschließt sich der historischen Betrachtung erst in der Perspektive der Jahrhundertrückschau. Die großdeutsche Gegenwart zeigt uns eindringlich den Zusammenhang zwischen dem politischen und dem wirtschaftlichen Werden des geeinten Volkes; sie lehrt uns zugleich, wie dieses Werden durch die in einer Zeit fremder Bedrückung heranreifenden Gemeinschaftskräfte ihren mächtigsten Antrieb erhält, ein Vorgang, der sich ganz ähnlich in der Geburtsstunde der deutschen Nationalwirtschaft vor mehr als hundert Jahren beobachten läßt.

Mit der Revolution von 1789, die als weithin sichtbares Fanal die beginnende Ablösung des absoluten Regierungssystems durch neue, aus dem Volke selbst erwachsende Gemeinschaftskräfte verkündete, tritt die historische Entwicklung Europas in das Zeichen der gewaltigen machtpolitischen Auseinandersetzungen, die in dem Kampf zwischen England und Frankreich um die Weltherrschaft gipfelten. Für die Entstehung der deutschen Nationalwirtschaft, deren erste zarte Keime in dem von diesen weltpolitischen Erschütterungen aufgewühlten Boden hier und da Wurzel zu fassen begannen, bedeutet diese Zeit der Gärung und des bald fühlbar werdenden Druckes der napoleonischen Fremdherrschaft einen notwendigen Läuterungs- und Umbildungsprozeß, der mit dem Heranreifen des politischen Bewußtseins die entscheidende Voraussetzung für die Bildung und Erfüllung des deutschen Wirtschaftsraumes schuf; freilich führte der Vormachtskampf zwischen England und Frankreich gleichzeitig zu einer so nachhaltigen Stärkung der englischen Vorherrschaft auf den Weltmeeren, daß die junge deutsche Volkswirtschaft sich in der Folge für ein halbes Jahrhundert von jeder reicheren Entfaltung ihres Welthandels ausgeschlossen sah, während gleichzeitig die an Meer und Seehandel interessierten Küstenstädte in um so stärkerem Gegensatz zum Binnenlande und in einer der Nationalwirtschaft wenig zuträglichen Betonung ihrer Unabhängigkeit verharrten.

Die Wurzeln dieser letzten und entscheidenden Auseinandersetzung zwischen England und Frankreich reichen bis in das Jahrhundert Cromwells zurück, das mit der Navigationsakte von 1651 zuerst den monopolistischen Grundzug der englischen Welthandelsansprüche verriet. Der englische Historiker J. R. Seeley bezeichnete diesen Monopolanspruch, der in der Form der kolonialen Expansion Englands neben der Schiffahrt auch den Handel mit Übersee

umfaßte, als die eigentliche Ursache des anderthalb Jahrhunderte währenden Ringens mit Frankreich; von den sieben Kriegen, die England in dieser Periode geführt hat, waren fünf von Anfang an Kriege gegen Frankreich, die beiden anderen (gegen Spanien und die Vereinigten Staaten) endeten als solche, und stets stand dabei das kommerzielle Interesse des Kolonialmonopols im Hintergrunde, wenn es auch, wie im spanischen Erbfolgekrieg, als England durch die drohende Vereinigung des spanischen Reiches mit Frankreich seinen Einfluß in der Neuen Welt gefährdet sah, erst in den Klauseln der Friedensverträge sichtbar zum Vorschein kam (Assiento).

Der Verlust der größten und mächtigsten seiner Kolonien im Unabhängigkeitskrieg, noch mehr vielleicht das Erscheinen einer der englischen überlegenen spanisch-französischen Kriegsflotte vor der englischen Küste bildete nach dem Frieden von Versailles (1783) einen mächtigen Ansporn zum energischen Ausbau der britischen Seemacht, dessen vor allem gegen Frankreich gerichtete Spitze unverkennbar war. Die Hinrichtung Ludwigs XVI. bot den längst willkommenen Vorwand, sich den Gegnern Frankreichs anzuschließen, das 1793 bereits mit halb Europa im Kriege lag; das entscheidende Ringen um Seemacht und Weltherrschaft hatte begonnen. Lag auch nach Gewohnheit und Herkommen das Schwergewicht der englischen Beteiligung am kontinentalen Krieg in Geldsubsidien an die Verbündeten, so verrät doch eine mit Rußland im Frühjahr 1793 zur Unterbindung des französischen Handels in der Ostsee abgeschlossene Konvention bereits deutlich, welche Rolle Blockaden und „Sanktionen" im Revolutionskrieg spielen sollten; die Auslieferung der französischen Mittelmeerflotte an Großbritannien durch die Royalisten Toulons stellte wenige Monate darauf die dazu notwendige Flottenübermacht Englands wieder her, und die militärischen Erfolge, die die fanatische Führung des zu äußerster Leidenschaft aufgestachelten französischen Volkes im folgenden Jahre zu Lande errang, bedeuteten für die insulare Großmacht als einzigen der Verbündeten keinerlei Schwächung. Andererseits machten die Friedensschlüsse mit Preußen, Spanien und Holland und die Erfolge des jungen Generals Bonaparte in Italien auch Frankreich die Hände für den Entscheidungskampf mit Großbritannien frei, dessen Niederwerfung von nun an immer mehr zum Hauptziel der französischen Kriegführung wurde; die drei Wege, die Bonaparte dem Direktorium im Jahre 1798 zur Erreichung dieses Zieles vorschlug, die Eroberung Ägyptens zwecks wirksamer Bedrohung Indiens als der ergiebigsten Quelle britischen Reichtums, der Seekrieg mit dem Ziel einer Landung in England selbst und die Absperrung des europäischen Kontinents gegen Englands Handel und Schiffahrt, sind zugleich die historischen Etappen dieser entscheidenden Auseinandersetzung geworden. Der Versuch, der britischen Machtstellung auf dem ersten Wege beizukommen, scheiterte in der Seeschlacht bei Abukir, die Napoleons Flotte vernichtete und ihm den Rückzug aus Ägypten abschnitt; zwischen diesem Seesieg Nelsons und seinem letzten und größten Triumph über die französische Kriegsflotte bei Trafalgar (1805) liegt der kurze Friede von Amiens, die Kaiserkrönung Napoleons und die

Bildung der dritten Koalition von Österreich, Rußland und Schweden, die Pitt gegen Napoleon zusammenbrachte.

Es blieb, nach der raschen Niederwerfung der verbündeten Österreicher und Russen in der Dreikaiserschlacht von Austerlitz, gegen das unbesiegbare England nur der dritte Weg, die Ausschließung des britischen Handels von den europäischen Häfen, eine Maßnahme, die schon das Direktorium verschiedentlich mehr oder weniger erfolglos angewandt hatte; der einzige Erfolg der Beschlagnahme englischer Waren und der Schließung der Häfen gegen englische Schiffe in Frankreich und dem seit 1795 unterworfenen Holland war ein mächtiges Aufblühen des Handels in Hamburg und Bremen und den übrigen Häfen Norddeutschlands, durch die der Kontinent mit den britischen Industrieerzeugnissen und Kolonialwaren versorgt wurde. Napoleon hatte diesen Boykott britischer Waren und Schiffe in einem Dekret von 1803 wieder aufgenommen, in dem von allen nach Frankreich und Holland einlaufenden Schiffen der Nachweis verlangt wurde, daß kein Teil der Ladung englischen Ursprungs sei; wirksamer war die Besetzung Hannovers durch französische Truppen, die neben der Inbesitznahme englischen Hoheitsgebietes bereits deutlich auf die Schließung von Elbe und Weser für den britischen Handel abzielte, und ein unter dem Drucke Napoleons von Preußen erlassenes Verbot des englischen Handels in den Nordseehäfen, das Großbritannien freilich Anlaß bot, die Ems, Weser und Elbe seinerseits für blockiert zu erklären.

Die vernichtende Niederlage der preußischen Truppen bei Jena und Auerstädt eröffnete Napoleon, ein Jahr nach der Seeschlacht bei Trafalgar, mit der Beherrschung Preußens und wirksamen Bedrohung Rußlands endlich die langersehnte Möglichkeit einer Niederringung Englands durch den völligen und endgültigen Ausschluß seines Handels von dem gesamten europäischen Kontinent. Alle Hoffnungen der Hansestädte auf Neutralität schwanden mit der militärischen Besetzung Lübecks, Hamburgs und Bremens; unverzüglich wurden alle vorhandenen englischen Waren beschlagnahmt, und von dem eroberten Berlin aus erging am 21. November 1806 das berühmte Dekret der Kontinentalsperre, das – ohne Entsendung eines einzigen Kriegsschiffes! – ganz Großbritannien kurzerhand in Blockadezustand erklärte, jeden Handels- und Korrespondenzverkehr mit England untersagte und nicht nur alles englische Eigentum, alle aus England oder seinen Kolonien stammenden Waren beschlagnahmte, sondern auch alle britischen Untertanen zu Kriegsgefangenen machte. Der wahrhaft napoleonische Versuch, eine Seemacht von ihren festländischen Absatzgebieten her „auszuhungern", hatte begonnen.

Will man sich rückblickend von dem wirtschaftsgeschichtlichen Sinn der Kontinentalsperre Rechenschaft geben, so muß man versuchen, sie in dem Rahmen derjenigen bereits sichtbar gewordenen Entwicklungsreihen zu betrachten, deren Ablauf durch diese Maßnahme des Wirtschaftskrieges offensichtlich gestört oder in eine andere Richtung gelenkt worden ist; müßig wäre es dagegen, positiv entscheiden zu wollen, welches Aussehen Weltpolitik und Wirtschaftsgeschichte ohne

diese Maßnahme und ihren schließlichen Mißerfolg gewonnen haben würden. War doch der unbefriedigende Erfolg der Kontinentalsperre und ihre unvollständige Handhabung durch Rußland der Anlaß zu Napoleons Winterfeldzug 1812 und damit zur Vernichtung seiner Armee, die durch die Erhebung Preußens 1813 zu einer vollständigen Befreiung Europas vom Druck der napoleonischen Fremdherrschaft wurde und die wirtschaftliche Wiederaufrichtung der deutschen Länder möglich machte; die Kontinentalsperre als Angelpunkt der englisch-französischen Auseinandersetzung ist aus dem Gang der europäischen Geschichte nicht fortzudenken. Beschränkt man sich jedoch auf die engere wirtschaftsgeschichtliche Betrachtungsweise in dem angedeuteten Sinne, so lassen sich zum wenigsten zwei Entwicklungslinien deutlich verfolgen, die durch die vieljährige Handhabung der Kontinentalsperre eine merkliche Ablenkung erfahren haben: die Stellung der Hansestädte und ihres Welthandels zum deutschen Hinterland und die Entstehung der einheitlichen deutschen Nationalwirtschaft mit Handelsfreiheit nach innen und Schutz nach außen, wie sie mit dem Zollverein zwei Jahrzehnte später ihre konkrete Gestalt annehmen sollte.

Von einer „deutschen" Stellung in Welthandel und Weltverkehr war an der Schwelle des 18. Jahrhunderts insofern natürlich noch keine Rede, als auf den Weltmeeren wohl die preußische und mecklenburgische, die Flagge der Hansestädte Lübeck, Hamburg und Bremen usw., aber keine Flagge vertreten war, die das Deutschtum in seiner Gesamtheit repräsentierte; gewiß eine Äußerlichkeit, aber zugleich ein deutliches Symptom der fehlenden staatlichen Einheit, das für die Welthandel treibenden deutschen Staaten und Städte die Notwendigkeit einer eigenen Handelspolitik und eigener Sorge für bewaffneten Schutz ihrer Schiffe gegen Seeräuberei und Kaperkrieg bedeutete. So hatten beispielsweise die Hansestädte im Jahre 1716 einen gemeinschaftlichen Handelsvertrag mit Frankreich abgeschlossen, der ihrem Handel, vorbehaltlich eines entsprechenden Zugeständnisses durch den deutschen Kaiser, in einem Zusatzartikel die volle Neutralität für den Kriegsfall einschließlich von Reichskriegen zubilligte; der Versuch, die Zustimmung von Kaiser und Reich zu diesem Neutralitätspakt der Hansestädte zu erlangen, war allerdings bisher immer wieder gescheitert, so daß der Neutralitätsplan vorerst nur auf dem Papier stand. Der englisch-französische Konflikt mit seiner von vornherein in so starkem Maße auf den Handelskrieg abgestellten Strategie mußte diesem Gedanken erneut Leben verleihen; Bremen wurde im März 1795 von englisch-hannoverschen Truppen besetzt und geriet damit in Gefahr, selbst zum Kriegsschauplatz oder doch im Friedensschluß zum Objekt von Verhandlungen zu werden, bei denen die Reichsunmittelbarkeit der Stadt aufs stärkste bedroht war. Bremen war es denn auch, von wo die Anregung zur Abhaltung des Hansetages vom 11. Mai 1795 ausging, auf dem Hamburg, Lübeck und Bremen die Verwirklichung des vor 80 Jahren entworfenen Neutralitätsprogrammes im Rahmen des künftigen Friedensvertrages und darüber hinaus eine Reihe von Forderungen beschlossen, für deren Geltendmachung bei den Friedensverhandlungen die Städte sich keinen besseren Vertreter als die französische Republik vorstellen konnten; ja die erste Denkschrift, die dem Wohlfahrtsausschuß im Namen Ham-

burgs in dieser Sache überreicht wurde, zog sogar in dürren Worten die vollständige Loslösung der Hansestädte vom Reich in Erwägung!

Lag auch, wie Wilmanns überzeugend nachgewiesen hat, diese äußerste Konsequenz nicht in der Absicht des Neutralitätsprogramms der Hansestädte und seiner Urheber, so zeigt es doch mit aller Deutlichkeit, „daß die Hanseaten jener Tage Weltbürger waren, nicht Deutsche"; und wie nahe die Gefahr einer Entwicklung war, an deren Ende der Verlust der deutschen Strommündungen der Elbe, Trave und Weser ähnlich dem der Rheinmündung gestanden hätte, zeigt die Tatsache, daß die nachdrücklichen, mit Kontributionszahlungen erkauften und durch Bestechungsgelder unterstützten Verhandlungen in Paris tatsächlich die Aufnahme weitgehender Neutralitätsklauseln in den Frieden von Amiens (1802) erreichten. Außer Augsburg, Nürnberg und Frankfurt blieben allein die drei Hansestädte selbständig; sie erhielten die volle Souveränität innerhalb ihres Gebietes, absolute Neutralität auch in Reichskriegen und Befreiung von jeder Kriegssteuer, jeder Werbung und Rekrutierung im Kriege; seit 1802 ließ Bremen folgerichtig in seinem Titel als „Freie Reichsstadt" den Zusatz „kaiserlich" fallen.

Wohin diese Entwicklung geführt hätte, wäre nicht durch die Ereignisse von 1806, die militärische Besetzung der Hansestädte und ihre Einverleibung in das napoleonische Kaiserreich, die soeben errungene Scheinselbständigkeit über den Haufen gefegt und das Schicksal der stolzen Hanseaten in den harten Jahren der Fremdherrschaft wieder untrennbar mit dem des ganzen deutschen Volkes verschmolzen worden, kann nicht zweifelhaft sein; weder unter französischem noch etwa unter englischem „Schutz" hätten neutrale Flußmündungsstaaten jemals ihre deutsche Aufgabe erfüllen können. Die militärische Gewalt, die diese Entwicklung verhinderte, hat umgekehrt zugleich den Weg der Hansestädte vom Weltbürgertum zur deutschen Volkseinheit angebahnt. Auch so blieb das Unabhängigkeitsgefühl und die Hingabe an die eigene Welthandelsaufgabe bei den Hanseaten noch stark genug, den Anschluß an den späteren Zollverein zu verhindern und selbst im Kaiserreich von 1871 die Stellung der Hansestädte als Zollausland durchzusetzen, bis es Bismarck vor 50 Jahren endlich gelang, den Widerstand Hamburgs und Bremens gegen ihre volle Einbeziehung in das Zollgebiet zu überwinden; die Freihäfen und Freibezirke der Hansestädte sind heute das letzte, wirtschaftlich unentbehrliche Überbleibsel der einstigen Unabhängigkeitsbestrebungen.

Bewirkte somit die napoleonische Fremdherrschaft einen heilsamen Zwang zu völkischer Selbstbesinnung, für den der Neutralitätstraum der Hansestädte nur ein Beispiel darstellt, so erwies sich auch auf dem engeren Gebiet der Wirtschaftspolitik die Gewaltpolitik Napoleons, in der Linie der späteren Entwicklung der deutschen Nationalwirtschaft gesehen, als Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft. Die Kontinentalsperre war die erste alle deutschen Staaten, Städte und Häfen gleichermaßen umschließende Zollgrenze und Demarkationslinie eines drakonischen Einfuhrverbots und hat als solche ihre Wirkung auf die Wirtschaftsstruktur des ihr unterworfenen Gebietes lange genug ausüben können, um einen Vorschmack von der zollpolitischen Vereinigung der deutschen Länder und damit von der deutschen Nationalwirtschaft zu geben; beschränkte

sich dieser handelspolitische Zwangszusammenschluß der deutschen Staaten auch insofern nur auf das Negative, als die Binnenzollgrenzen dadurch nicht beseitigt wurden, so zeigt sich im Ergebnis der achtjährigen Absperrung Deutschlands vom englischen Handel, d. h. vom Überseehandel schlechthin, eine freilich von der Not der Zeit vielfach überdeckte, aber scharfsinnigen Beobachtern doch unverkennbare erste nationalwirtschaftliche Blüte der erst im Keim vorhandenen deutschen Volkswirtschaft. Vollends die gegenteiligen Wirkungen der Wiederaufhebung der Kontinentalsperre, die Überschwemmung der deutschen Volkswirtschaft mit billigen englischen Fertigwaren und ihre Folgen für die junge heimische Industrie, waren unverkennbar; kein Geringerer als Friedrich List schöpfte aus der Beobachtung dieser Wirkungen und Gegenwirkungen die erste Anregung und Ermutigung zu selbständigem nationalwirtschaftlichen Denken: „Die erstaunlichen Wirkungen des Continentalsystems und die zerstörenden Folgen seiner Aufhebung lagen damals noch zu nahe, als daß ich sie hätte übersehen können . . . Durch diesen Gedanken ward ich auf die Natur der Nationalität geleitet; ich sah, die Theorie habe vor lauter Menschheit, vor lauter Individuen die Nationen nicht gesehen . . . Mit einem Wort, ich kam auf den Unterschied zwischen der kosmopolitischen und der politischen Ökonomie; es entstand in mir die Idee: Deutschland müsse seine Provinzial-Douanen aufheben und durch ein gemeinschaftliches Handelssystem nach außen denjenigen Grad von industrieller und commercieller Ausbildung zu erreichen streben, den andere Nationen durch ihre Handelspolitik errungen hatten." (Vorrede zur ersten Auflage des Nationalen Systems, 1841.)

Es ist bekannt, daß bis zur Verwirklichung dieser Listschen Pläne noch gute zwei Jahrzehnte seit der Aufhebung der Kontinentalsperre vergingen; an dem starken Einfluß, den das von Napoleon vorexerzierte Beispiel einer gemeinschaftlichen deutschen Zollgrenze und die Wirkungen der Rückkehr zur handelspolitischen Kleinstaaterei auf den Verlauf der wirtschaftspolitischen Entwicklung ausgeübt hat, ist jedoch kein Zweifel, zumal der Blick auf die politische und wirtschaftliche Notlage des besiegten und zerstörten Landes dem beginnenden Eindringen der liberalen Ideen in Deutschland von vornherein eine maßvoll abwägende kritische Wirklichkeitsschau gegenüberstellte. Hand in Hand mit dieser geistesgeschichtlichen Entwicklungslinie ging im Ökonomischen die tatsächliche Entstehung der deutschen Nationalwirtschaft; die Notlage der während der Kontinentalsperre besonders im Rheinland aufgeblühten Industrie, die dem unvermittelt wieder einsetzenden Ansturm der englischen Wettbewerber nicht gewachsen war, führte angesichts der Gefahr, daß diese wertvollen Gebiete sich wieder nach dem französischen Schutz zu sehnen beginnen könnten, zu dem preußischen Zolltarif von 1818, der wiederum den Kaufleuten der kleineren und mittleren deutschen Staaten den Anachronismus der innerdeutschen Zollgrenzen aufs nachdrücklichste zum Bewußtsein brachte. Es kam zur Gründung des Listschen Fabrikantenvereins in Frankfurt am Main (1819), und zur Entstehung der ersten süddeutschen Zollkonföderationen, aus denen dann 1834 der Deutsche Zollverein als Vorläufer der im Reich geeinten deutschen und heute großdeutschen Volkswirtschaft hervorging; die Geburtsstunde der deutschen Nationalwirtschaft hatte geschlagen.

H. M. PETERSSEN

Der Schriftsteller Friedrich Gentz

Zu den »Betrachtungen über die französische Revolution«

Als der Adel Frankreichs Molières Komödien und Voltaires Satiren Beifall klatschte, war sein Untergang besiegelt; da war dieser Adel seinem innersten Wesen bereits so sehr entfremdet, daß er nicht mehr die Notwendigkeit empfand, um der Gerechtigkeit des eigenen Standes willen in einem anderen Sinne ungerecht zu sein. Der standesbewußte Bürger hingegen, ganz gleich, welches europäische Land er sein Vaterland nannte, der durfte im Jahre 1789 zur Französischen Revolution nicht nein sagen, ohne sich des selben Fehlers schuldig zu machen. Wenn man die Phantasie einmal so gründlich bemüht, daß es einem gelingt, von allen Einsichten abzusehen, die uns die Zeit inzwischen beschert hat, sich zurückzuversetzen und als Angehöriger des dritten Standes zu denken und zu fühlen, dann wird man auch in sich selbst noch eine schwache Erinnerung an jene damals lebendig gewesenen revolutionären Kräfte verspüren. Es geht also wohl nicht an, die Zeitgenossen der französischen Nationalversammlung dafür zu schelten, daß sie den Treppenwitz der Weltgeschichte noch nicht gekannt haben.

Der junge Friedrich Gentz, Sohn eines bürgerlichen preußischen Beamten und einer von französischen Einwanderern abstammenden Mutter, und schließlich Schüler Kants, unter dessen Leitung er in Königsberg studiert hatte, dachte und handelte ganz seinem Herkommen und seiner Erziehung gemäß, als er, wie die meisten geistig mitzählenden Untertanen Friedrich Wilhelms II. und seines pfäffisch-rosenkreuzlerischen Ministeriums, alle Hoffnungen zunächst einmal auf die französische Karte setzte.

Um dann einen Schriftsteller wie den Engländer Burke trotzdem nach Verdienst schätzen zu können, bedurfte es bei Gentz an sich noch keiner Übereinstimmung der Weltanschauungen. „Allerdings verdient dieser Mann gehört zu werden, wie man es denn wohl immer verdient, wenn man so meisterhaft *spricht*. Ich lese dieses Buch, so sehr ich auch gegen die Grundsätze und gegen die Resultate desselben bin, mit ungleich größerem Vergnügen als hundert seichte Lobredner der Revolution": das war Gentzens erster Eindruck von Burkes „Betrachtungen über die französische Revolution", die er ein Jahr später übersetzt, und zu welchen er jene Vorrede geschrieben hat, die einen Strich unter seine eigene politische Vergangenheit zieht und für alle Zukunft bereits eine klare und eindeutige Parteinahme erkennen läßt.

Unterm Einfluß Burkes ist er aus einem Verteidiger zum erbitterten Feind der Revolution geworden — so oder ähnlich lauten im allgemeinen die Erklärungen, die man für Gentzens Meinungswechsel heranzieht, Erklärungen, die nur insoweit unrichtig sind, wie sie sich auf eine Seite dieser Angelegenheit beschränken. In Wahrheit hätte Gentz wohl tausendmal Burke lesen und — so das

möglich — noch viel eifriger, als es geschehen, sämtliche ihm zugänglichen Schriftstücke über die französischen Ereignisse sammeln können, ohne dadurch in der Folge auf jene Bahn gelenkt zu werden, die zu den Verhandlungstischen der europäischen Diplomaten führte, und ohne jene grundsätzliche Entscheidung treffen zu müssen, aus welcher die Genossen seiner Jugend und mehr noch eine im plattesten Liberalismus befangene Nachwelt das Unrecht ableiteten, seine Persönlichkeit zum sturen Reaktionär umzufälschen. Es waren also doch wohl noch andere und schwerer wiegende Gründe, die aus dem Mann, der noch im „Sendschreiben an den König" die Pressefreiheit für Preußen gefordert hat, schließlich den überzeugten Anhänger des Legitimismus gemacht haben; es waren das vor allem nicht lediglich politische Gründe.

Gentz stammt, wie gesagt, aus dem Mittelstand. Er war preußischer Kriegsrat mit Aussicht auf die übliche Beförderung. Seine besondere geistige Veranlagung bestimmte ihn dazu, die Beamtenlaufbahn aufzugeben und seiner eigenen Arbeit zu leben. Jener Zeitpunkt nun, da Gentz den Urlaub vom Ministerium erbat, der schließlich zu einem Abschied wurde, fällt ungefähr zusammen mit dem Beginn einer lange währenden und im Grunde heute noch nicht abgeschlossenen Krise des schreibenden Menschen. Das Denken und dessen schriftlicher Niederschlag, bisher die selbstverständliche Beschäftigung aller derjenigen, die sich dazu gedrängt und berufen gefühlt, war im Zug der gesellschaftlichen Entwicklung zu einem bürgerlichen Erwerbsgeschäft geworden. Auftraggeber war das junge, der Macht entgegenstrebende Bürgertum, und aus seinem Kampf um alles das, was es unter Freiheit verstanden wissen wollte, ergaben sich seine Forderungen an das Schrifttum. Gelehrte und Dichter, einstmals begönnert oder gehemmt von einzelnen Fürsten und Großen, sollten nun in genau das selbe Verhältnis zu jener Masse treten, die in ihrer Gesamtheit die öffentliche Meinung ausmachte — ein Anspruch, in dem bereits das ganze Programm des 19. Jahrhunderts beschlossen lag. Es war die demokratische Denkart, welche nun die aristokratische, im weitesten Sinn des Wortes, ablöste.

Propaganda, Werbung von Anhängern also, für irgend etwas, für eine Philosophie, für eine politische Partei oder auch eine bestimmte Form der Kunstausübung, das wurde nun zum ausgesprochenen Hauptzweck eines jeden Schriftwerkes. Die Verantwortlichkeit des Einzelnen mußte dabei notwendigerweise untergehen, und maßgebend schließlich allein die Richtung bleiben, der dieser Einzelne sich unterworfen hatte. Sätze aber wie die folgenden aus der „Vorrede zu Burkes Betrachtungen über die französische Revolution", Sätze, in denen sich eine auf dieser Verantwortung beharrende Einzelpersönlichkeit mit den nachgerade schon unabänderlich erscheinenden Verhältnissen auseinandersetzen wollte, konnten da nur zutiefst unzeitgemäß und störend wirken. Sie waren gewissermaßen Nachklänge eines bereits dahingegangenen Jahrhunderts:

„Es war eine Zeit, wo es für einen denkenden Mann kaum einen edleren und kaum einen süßeren Beruf gab, als — politischer Schriftsteller zu sein... Jetzt hat sich das Verhältnis geändert... Jetzt ist es offenbar so weit gekommen, daß es für einen Mann, der sich mit allen Fähigkeiten zum öffentlichen Wirken ausgerüstet fühlt, ein ernsthaftes Problem wird, ob er

seinen Zeitgenossen redlicher dient, wenn er spricht oder wenn er schweigt. Die zahllosen Irrtümer und Torheiten, welche sich mit einem zahllosen Heer von Büchern in die Welt drängen, soviel, als er die Kraft und die Geschicklichkeit eines einzelnen vermag, zu bekämpfen, scheint freilich eine der ersten Pflichten gegen die Gesellschaft, in der wir leben, zu sein: aber die Gefahr, mit den besten und weisesten Absichten die Verwirrung zu vergrößern, das, was man ausrotten möchte, mit neuer Wichtigkeit zu bekleiden und erhitzte Leidenschaften durch Widerstand zu nähren, muß die Ausübung dieser Pflicht oft hemmen und immer unendlich erschweren."

„Niemand findet sich in die Skrupel, die dieses bedenkliche Verhältnis erzeugt, so tief verwickelt, als der, welcher in unseren Tagen über politische Gegenstände sprechen will. Auf keiner Seite ist der Geist des Menschen so überbildet und so verbildet wie auf dieser. Das Studium der Politik hat in einem Land, wo jede Art von wissenschaftlicher Industrie aufs höchste getrieben war, gleich einem barbarischen Eroberer alles, was sich in seiner Nachbarschaft fand, angefallen und ausgerottet; hier alle höhere Literatur aufgerieben oder gelähmt, dort den ganzen Inbegriff der Modelektüre und der literarischen Tändeleien verschlungen. Wenn Frankreich das Beispiel gibt, wie könnte Europa zurückbleiben! Diese politische Bücherwut zieht schon von Land zu Land und von einer Klasse der Gesellschaft zur andern fort. Wo der Boden nicht von selbst die neue Frucht tragen will, wird sie ihm künstlich eingepfropft. Wo man noch kein eignes Feuer hat, wärmt man sich an fremdem. Legionen von Zeitschriften, Tagesblättern und Broschüren stürzen sich auf die Werkstätten und auf die öffentlichen Versammlungsörter wie auf die Studierstuben und auf die Gesellschaftszimmer der Großen. Wer eine Feder regieren kann, glaubt sich zurückgesetzt, wenn er nicht zum wenigsten auch eine Stadt regiert; und wer sich mit einer Handvoll Kunstwörtern vertraut gemacht hat, schreitet mutig und unverzagt zu Entwürfen neuer Regierungsformen... Alltägliche Bescheidenheit schließt dem Laien den Mund, wenn der Kunstverständige über Jurisprudenz, Arzneiwissenschaft oder Metaphysik spricht, aber sobald von Staatsverfassungen die Rede ist, wird jeder ein Adept. Wenn dies das Schicksal der Politik in einfältigen und unwissenden Jahrhunderten war, was läßt sich erwarten, seitdem einen großen Teil des Erdbodens die Mittagssonne der Erkenntnis bestrahlt? — Es ahndet jetzt keinem, der über die Schuljahre hinaus ist, daß man eine politische Schrift lesen könnte, um sich zu unterrichten. Zensur ist der einzige Zweck alles Lesens und ein flüchtiges Lob der höchste Lohn, den sich das reichhaltigste Werk zu versprechen hat."

Wenn man das liest, dann wandert man gleichsam zusammen mit diesem scharfsinnigen Beobachter durch die verschiedenen „A-la-mode"-Zirkel Unter den Linden in Berlin, durch die Salons ehrgeiziger Kaufmanns- und Bankiersgattinnen, unter deren besonderer Schutzherrschaft Eintags-Berühmtheiten in eine Pseudo-Literatur eingeführt wurden, durch die Kaffeehäuser an der Stechbahn, Sammelplatz künftiger Journaille- und Parteigrößen, und durch die Vorzimmer intrigierender Hofbeamten, die mit dem einen Auge nach Paris und mit dem anderen nach Petersburg zu schielen verstanden.

In dieser entgötterten Welt, die Lessing längst vergessen und beim Tod des großen Friedrich erleichtert aufgeatmet hatte, in dieser Welt des Scheins und des Betriebs mitzutun oder aber sich ihr gegenüber ablehnend, ja feindselig zu verhalten, das war schon nicht mehr eine Frage politischer oder sonstwie meinungsmäßiger Art. Hier stand vielmehr der Mensch höherer geistiger Abkunft vor der Entscheidung, entweder dieser seiner gottgewollten Abkunft oder aber jener anderen, die er dem Zufall der Geburt verdankte, treu zu bleiben. Es war also im Grunde weniger eine Entscheidung als eine Bewährung vonnöten.

Und bereits in der „Vorrede" zu den Burkeschen „Betrachtungen" sagt sich

Gentz denn auch endgültig los von dieser Gegenwart, deren Verhängnis es wollte, daß geistfremde Dilettanten in ihr den Ton angeben durften. Ein solches Schriftstück zu veröffentlichen, zu einem Zeitpunkt, da alle Welt, oder zum mindesten doch das, was dafür gelten wollte, Preußens und darüber hinaus Deutschlands Heil in einer möglichst getreuen Nachahmung des neuen französischen Konstitutionalismus erblickte, das war, aus dem Gesichtswinkel jener geschäftstüchtigen Dilettanten betrachtet, eine Torheit, und, vom Standpunkt des sogenannten gesunden Menschenverstandes aus gesehen, der unpopulärste und unverständlichste Schritt, den Gentz hatte unternehmen können. Er wußte das und ahnte auch wohl, daß er damit an einem Wendepunkt seines Lebens angelangt war, denn er verzichtet auf jedes Kompromiß mit den Gegebenheiten und auf jeden Versuch, das, was er zu sagen hatte, abzuschwächen oder zu bemänteln. Die ganze Kraft seines Wortes leiht er diesem Entrüstungsausbruch:

„Völkern schmeicheln ist ein ebenso niedriges Geschäft als Fürsten schmeicheln. Der, welcher allgemeine Verwirrung sucht, um individueller Nichtigkeit zu entrinnen, der, welcher Pöbelgunst erschreibt, weil er hofft, daß Pöbelgunst wichtig werden kann, der, welcher den Frieden seines Vaterlandes aufs Spiel setzt, um sich im schnöden Beifallsjauchzen einer Stunde zu berauschen, ist geradeso verächtlich wie der, welcher um fürstliche Wohltaten durch Hochverrat an Wahrheit und Menschheit buhlt, oder für einen Sonnenblick der Macht der Torheit der Großen und den Lastern der Höfe einen vergifteten Weihrauch streut. — So urteilt die parteilose Vernunft, wenn sie menschliche Verdienste bestimmt, aber so urteilt die Menge nicht. Fürsten belohnen ihre Schmeichler und verachten sie: Völker beten die ihrigen an. Wer einen Fürsten bloß dadurch erheben wollte, daß er von seiner Macht spräche, würde mit Recht verspottet werden; und tausend nichtswürdige Sykophanten gründen eine Glorie, die in ferne Regionen leuchtet, auf nichts als die armselige Kunst, Nationen von ihrer Freiheit zu unterhalten."

Mit dieser Kampfansage an den modernen Zweckschreiber, dessen Weizen eben gerade zu blühen begann, ist Gentzens künftige Rolle auf der politischen Bühne eigentlich bereits in ihren Grundzügen festgelegt. Alle Ereignisse seines ferneren Lebens — die Übersiedlung nach Wien, seine Tätigkeit für die österreichische Regierung, seine grundsätzliche Feindschaft gegen Napoleon und seine spätere Abneigung auch gegen dessen großdeutsch gesinnte Bezwinger, unter deren preußischen Tschakos und altdeutschen Baretten er die Jakobinermütze argwöhnte — sie alle ergaben sich sozusagen gesetzmäßig aus diesem ersten Schritt. Es ergab sich für ihn daraus ferner die tragisch anmutende Notwendigkeit, selbst dann in der eingeschlagenen Richtung weiterzugehen, als er längst erkannt hatte, daß der Weg in einen von vornherein verlorenen Kampf führen würde, „daß die Kunst so wenig wie die Gewalt dem Weltenrade in die Speichen zu fallen vermag".

Unter den vielen interessanten Persönlichkeiten, die den Gentzschen Freundeskreis ausmachen, befindet sich eine, die man, was Charakter und Lebenslauf anlangt, als Gentzens ausgesprochenen Gegenspieler ansprechen kann. Ich meine den Geschichtsschreiber Johannes von Müller. Auch er gehörte schließlich zu jenen allzuvielen, „welche der Durst nach Größe verzehrt", „welche im gewöhnlichen Lauf der Dinge nichts als Schranken für eine schrankenlose Eitelkeit erblicken". Aber es war noch lange vor dem Tag, da der Schweizer Historiker in Berlin

Napoleon seine Dienste zur Verfügung stellte, und noch lange auch bis zu jenem Tag, da Gentzens „Brief an einen Abtrünnigen" die Freundschaftsbande zwischen ihm und dem Erfolgsgläubigen zerschnitt; zu einer Zeit also, da die Fronten noch nicht so klar entwickelt waren, schrieb Gentz diesem Manne einen anderen Brief. Dieser gibt in wenigen Sätzen eine nahezu erschöpfende Erklärung der Gentzschen Lebenshaltung; er sei deshalb hier den Auszügen aus der „Vorrede" noch angefügt:

„Zwei Prinzipien konstituieren die moralische und intelligible Welt. Das eine ist das des immerwährenden Fortschrittes, das andere das der notwendigen Beschränkung dieses Fortschrittes... Die besten Zeiten der Welt sind immer die, wo diese beiden entgegengesetzten Prinzipien im glücklichsten Gleichgewicht stehen. In solchen Zeiten muß denn auch jeder gebildete Mensch beide gemeinschaftlich in sein Inneres und in seine Tätigkeit aufnehmen und mit einer Hand entwickeln, was er kann, mit der anderen hemmen und aufhalten, was er soll. In wilden und stürmischen Zeiten aber, wo jenes Gleichgewicht wider das Erhaltungsprinzip, so wie in finsteren und barbarischen, wo es wider das Fortschreitungsprinzip gestört ist, muß, wie mich dünkt, auch der einzelne Mensch eine Partei ergreifen und gewissermaßen einseitig werden, um nur der Unordnung, die außer ihm ist, eine Art von Gegengewicht zu halten. Wenn Wahrheitsscheu, Verfolgung, Stupidität den menschlichen Geist unterdrücken, so müssen die Besten ihrer Zeit für die Kultur bis zum Märtyrertum arbeiten. Wenn hingegen, wie in unserem Jahrhundert, Zerstörung alles Alten die herrschende, die überwiegende Tendenz wird, so müssen die ausgezeichneten Menschen bis zur Halsstarrigkeit altgläubig werden... Ich habe das Erhaltungsprinzip zu meinem unmittelbaren Leitstern gewählt, vergesse aber nie, daß man treiben kann und muß, indem man hemmt."

Diese ständige Bemühung, den Ablauf der Gegenwartsgeschichte zu durchschauen, ihn bewußt zu erleben, statt in ihm mitgerissen zu werden, dieses ausgeprägte Bedürfnis nach Ordnung in Gedanken und Handeln, selbst um den Preis der unliebsamsten Einsichten, hat Gentz am Ende von Erfolg wie Mißerfolg ziemlich unabhängig gemacht. Und dieser Unabhängigkeit wiederum war es zu verdanken, daß er dann hingefunden hat zu jener größtmöglichen Klarheit und Anschaulichkeit des Stils, die ihn als Schriftsteller weit über das Für und Wider der damaligen Tagespolitik hinaushebt. Bei ihm ist die Sprache tatsächlich zurückgeführt auf den ihr von der Natur bestimmten Zweck, der Bildung und Formung des Gedankens zu dienen; sie ist gleichsam übersättigt mit Gedanken. Da ist nirgends ein träger, leerer Satz, nirgends eines jener falschen, weil nicht selbst erlebten und erdachten Bilder, die an ihrem Abschreiber erbarmungslos zum Verräter werden. Diese Sprache unterwirft sich jeden Stoff, statt, wie es meist geschieht, von ihm beherrscht zu werden. Sie ist dabei von kühner Leidenschaftlichkeit, und zwar von jener echten, wahrhaft menschenwürdigen Leidenschaft, die aus dem Quell einer kristallklaren, schier unerschöpflichen Verstandeskraft gespeist wird. Und wenn man den lateinischen Rassen einen einzigartigen logischen Aufbau des Satzgefüges nachrühmen will, wenn man behauptet, daß ihnen, und zwar ihnen allein, eine vorzügliche Wendigkeit, ein sprühender, scharfer, aus der Sprache selbst gewonnener Witz zur Verfügung stehe, dann braucht man nur den Gentzschen Stil anzuführen als einen würdigen Gegenbeweis. Alles das, was den Reiz zum Beispiel der großen französischen Stilisten ausmacht, die wunderbare Übersichtlichkeit der Satzanlage, die scheinbare Leichtigkeit des Aus-

drucks, die Hörbarkeit des Wortes, das mehr gesprochen als geschrieben zu sein scheint — alle diese Möglichkeiten liegen im gleichen Maße auch in der deutschen Sprache bereit. Es kommt nur darauf an, wes Geistes derjenige ist, der sich dieser Sprache bedient.

Gewiß, manche Tat des Politikers Gentz ist verwerflich; aber das steht sozusagen auf einem anderen Blatt. Und im übrigen könnte man da zu seiner Entlastung immer noch anführen, daß die Welt, in der die Taten geschehen, nun einmal nicht das Tätigkeitsgebiet des schöpferischen Künstlers sein kann, und daß dieser, wenn es das Verhängnis will, daß er dennoch in sie verschlagen wird, in den meisten Fällen versagt. Aber in jenen Parteien, die kurz nach Gentzens Tod zur Macht gelangten, war die Erinnerung an den eben erst zu einem vorläufigen Abschluß gebrachten Kampf mit der Reaktion noch viel zu lebendig, als daß sie in diesem Punkte billig hätten urteilen können. Sie haben deshalb auch nicht gezögert, dem Feind von gestern den üblen Nachruf zu schreiben. Uns Heutigen aber gestattet doch wohl der Abstand eines Jahrhunderts, auch im politischen Widersacher den großen Künstler unserer Sprache zu würdigen. Denn eines steht sicherlich fest: sowohl der Wiener Kongreß als auch die Karlsbader Beschlüsse wären ohne die Mitarbeit des k. und k. Hofrats von Gentz genau so zustande gekommen. Aber keine politische Tat, selbst keine noch so verdienstvolle, hätte dabei die deutsche Sprache in einem solchen Maße bereichern können, wie es die Gentzschen Schriften getan haben.

BETTINA SEIPP

Aus dem unbekannten Sizilien

Pantalica, eine Stätte des Ursprungs

Wer in dem lebendigsten der Lehrbücher, wer in der Landschaft und den Städten Siziliens das reichhaltigste und bedeutendste seiner Kapitel, wer Syrakus mit der nötigen Aufmerksamkeit gelesen hat, der erfuhr aus seiner Geschichte zugleich die der Menschheit.

Die erste festzustellende Bevölkerung dieser vielbegehrten Insel waren die Sikaner. Wunderbarerweise entsprechen die Funde einer solchen Ansiedlung in ihrer Entwicklungsbeschaffenheit durchaus den ersten germanischen Spuren, die das Museum von Hamburg zeigt. Die Töpfe und Gefäße der Sikaner, die in der Sammlung von Syrakus betrachtet werden, stimmen völlig mit denen in Hamburg überein. Selbst der Knochenbau dieser Rasse, der sikanische Schädel, überrascht als genau der gleiche des ersten nachweisbaren Menschen in Deutschland. Die Plätze aber, wo so aufschlußreiche Reste sich fanden, daß nach ihnen eine Bildungsstufe der Menschheit ihren Namen erhielt — von Graben und Wall beschirmte Hüttendörfer — heißen Sentinello und Matrenza. Zu suchen sind sie beide in der Provinz von Syrakus.

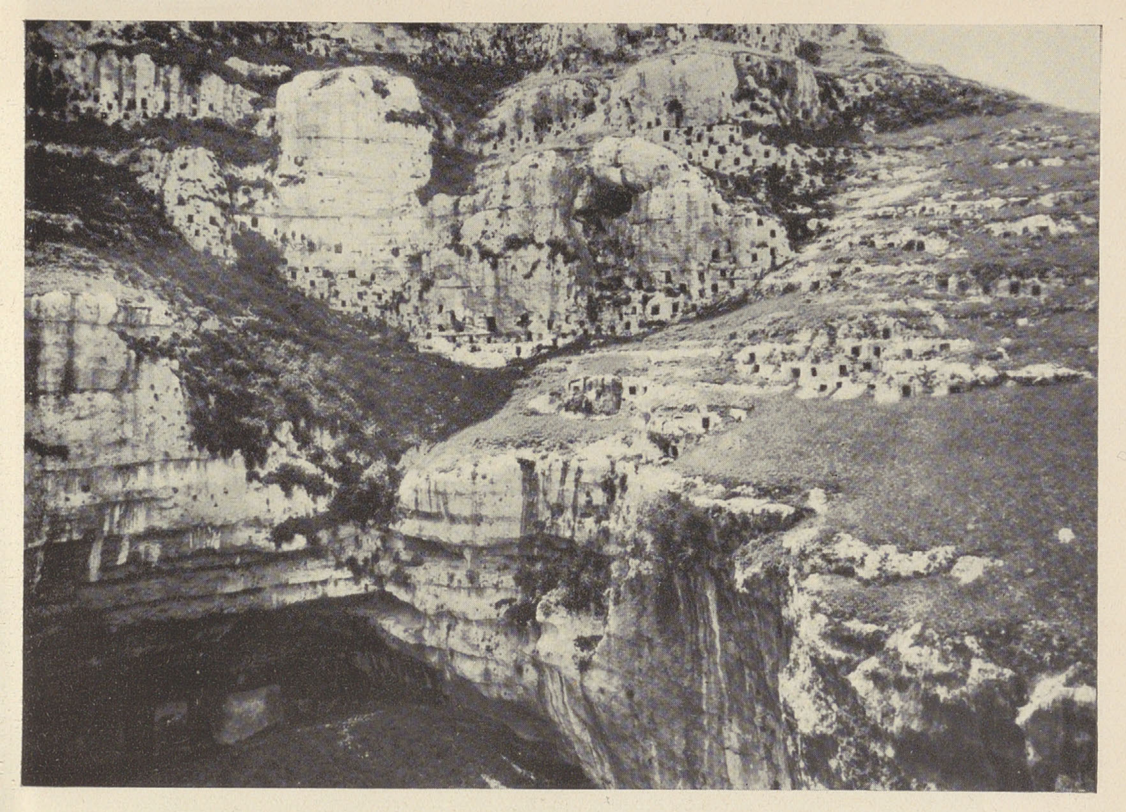
Den auf Sizilien eingewanderten Sikanern, denen Pfeil und Bogen noch fremd waren, die jedoch neben Stein- und Knochenmessern schon die Axt handhabten, folgten auf dieser von drei Meeren umspülten Insel, welche noch bei Homer Sikelia heißt, die ebenfalls über die salzigen Fluten ihr erst zugeschifften Sikeler. Von ihnen also ward und blieb dem Eiland der Name. Wiewohl die Schädelmerkmale der Sikeler eher nach Afrika hinüberweisen, ist dennoch deren sichere Herkunft bis heute nicht ergründet und geklärt. Dieses ackerbautreibende und nicht kriegslustige Volk fanden die hellenischen Siedler vor, als sie den sikelischen Strand entschlossen anfuhren, sich hier auf dieser Dreieckinsel, die sie ihrer Form wegen Trinakria nannten, eine neue Heimat zu gewinnen. Schon damals in regem Austauschverkehr mit den wogendurchsegelnden, den handeltreibenden Phönikern und auch wohl zuvor schon mit vereinzelten Griechen, die an den sizilischen Küsten entlang strichen, in Berührung gekommen, haben die ansässigen Eilandsbewohner die Ankömmlinge im Beginn friedlich neben sich geduldet, und es herrschte zunächst Einvernehmen. Als sich dann aber später diese der fruchtbaren Ufergebiete als Sieger bemächtigt hatten, um, im Besitze dieser wertvollsten Landschaften, sehr bald überhaupt zu Herren Siziliens zu werden, da zogen sich die Sikeler in das Innere der Insel zurück. Da entwichen sie vor der geistigen Überlegenheit der griechischen Städtegründer von ihren gesegneten Buchten und Meergebreiten auf die Berghöhen; diejenigen ausgenommen, die es vorzogen, für die neuen Machthaber weiterhin den Boden zu bestellen und so allmählich ganz dem Einfluß ihrer höheren Bildung zu verfallen. Doch auch die zugewan-

derten Hellenen nahmen ihrerseits von den Einheimischen an. Und zwar von ihrer durch die Natur Sikelias, die Erdgewalten und Mächte der Unterwelt, bestimmten Religion. So gewährten sie gewissen Erscheinungen der sikelischen Gottheiten Zutritt in den erlauchten Reigen ihrer heimischen, der olympischen Götter; freilich nicht ohne sie unwillkürlich deren Adel anzupassen und zu vermählen. Daneben bestand zwischen den zwei Völkern ein daseinsgemäßer Handel. Die Sikeler schickten von ihren Bergstädten Wolle, Schafe und Milch, um von den dorischen oder jonischen Siedlern an den Küstenstrichen Gefäße und andere ihrer Erzeugnisse einzutauschen, von denen sie das Erlernbare absahen und sich zu eigen zu machen suchten. Aber darüber hinaus, eine Blutsgemeinschaft hat es nie gegeben. Das verbot das griechische Rassenbewußtsein. Forschungen und Ausgrabungen auf Sizilien haben erwiesen, daß zwischen Hellenen und Sikelern niemals eine Vermischung stattgefunden hat, daß sie immer getrennt blieben.

Diesem allgemeinen Verlauf entsprechend, waren denn auch von den syrakusanischen Ufergefilden die Sikeler zurückgewichen, als sich die korinthischen Dorer, von der heimatlich vertrauten Ostküste Trinakrias und vornehmlich dieser Erde hier angelockt, welche, mit ihren zwei Häfen die Mutterstadt Korinth heraufbeschwörend, ihnen vorbedeutend erscheinen mochte — immer entschiedener auf der Insel Orthygia, dem jetzigen Syrakus, ansiedelten und behaupteten. Da hatten sich die Eingeborenen vor den Stärkeren endlich ganz auf die Felsenhöhe von Pantalica verfügt und deren Geborgenheit befohlen, eine im Landinnern des Syrakusaner Gebietes gelegene natürliche Festung, wo sie bis zum Ende ihres völkischen Bestehens verblieben.

Dieser größte aller einstigen Sikelersitze Siziliens, die Bergstadt selber, ist allerdings zerstört, ist bis auf ganz geringe, dem Wissenschaftler nur aufschlußgebende Baureste dem Erdboden gleichgemacht, aber ihre in die hellen Felsmauern geschnittenen Gräber, die Nekropolen, bestehen noch in voller Ausdehnung, gewissermaßen unberührt, und sagen als letztes Bollwerk dieses dahingegangenen Volkes, dieser durch Jahrtausende schon entschwundenen Rasse, deren Leben und Gebräuche, alle Bildungsstufen jener Gebirgessiedlung aus, die vormals auf der von steil abstürzenden Kalksteinwänden getragenen und deshalb unzugänglichen Hochebene von Pantalica die Lande wie Walhalla überblickte.

Die planmäßige Erforschung der ungewöhnlich beeindruckenden Stätte, die Freilegung vieler durch Erdstürze verdeckt gewesenen, aber eben deshalb unversehrt gebliebenen, noch ihren ganzen Inhalt aufweisenden Grabkammern ist dem Archäologen Professor Paolo Orsi, dem unlängst verstorbenen Direktor des Syrakusaner Museums, zu danken, der in fünfzigjähriger hingebender Arbeit diese bedeutungsvolle Totenstadt zu offenbarender Rede zwang, die uns, unheimlich fast, einen Großabschnitt der Menschheitsgeschichte aufbewahrte. Seine wunderbaren Entdeckungen entschleierten eine bis dahin nicht gewußte Welt und schenkten der Wissenschaft das abgerundete Bild frühester Entwicklungsformen, der ursprünglichen, von den Griechen auf Sizilien vorgefundenen und verdrängten Bevölkerung. Denn Orsis Untersuchungen und reichhaltige Funde aus den Totenräumen Pantalicas, in die dem Abgeschiedenen alles das mitgegeben war, was



Pantalica, Nekropole

ihn auch im Leben umgab, was er einst gebrauchte (Funde, die im Syrakusaner Museum zu sehen sind), schlossen ab mit der vollkommenen Feststellung der vier sikelischen Kulturabschnitte von etwa 2000 v. Chr. bis gegen die Mitte des fünften vorchristlichen Jahrhunderts: der Steinzeit, der Bronzezeit, der älteren Eisenzeit und dem Nebeneinander der sikelischen und hellenischen Erzeugnisse. Sie endeten mit der gründlichsten Kenntnis von Wesensart, Sitten, Religion, Handel und Gewerbe des vorgeschichtlichen Volkes der Sikeler, jener entferntesten Bewohner Siziliens.

Gegenüber dieser hochwichtigen Erschließung Orsis ist leider für den Reisenden die endgültige Inwertsetzung seiner Fundzone, da sie höchste Anstrengungen und Kosten erfordern würde, noch nicht vollzogen, wenngleich eine Reihe von Plänen besteht, wie dem Sizilienfahrer ihr Besuch zu erleichtern wäre. So ist denn bis heute noch der Ausflug nach Pantalica an sich ein schier einmaliges Erlebnis, ist schon das nicht mühelose Hingelangen zu jener tausendfach aussagenden Erde seltsam vorbereitend und der Gegenwart entrückend. Bis zu dem nordwestlich von Syrakus im Landinneren gelegenen Bergflecken Sortino jedoch kann man im Auto vordringen.

Dem Lauf der catanischen Straße folgend, von der Insel Orthygia, dem jetzigen Ortsmittelpunkt aus, auf dem höhergelegenen Festland das sehr ausgedehnte Gebiet der einstigen, der antiken Vierstädtestadt Syrakus, der größten

des Altertums, durchfahrend, erlebt man dort, wo beim abfallenden Kap Santa Panagia der letzte der ehemaligen Stadtteile, der heute einsame Gartenbezirk Tyche, endet und sich unversehens die Sicht öffnet, einen Anblick von so feierlicher Herrlichkeit und so mythischem Klang, daß dem betroffen Nahenden unwillkürlich der Atem gebannt bleibt in Andacht und Ahnung der ewigen Götter, ihrer unfaßlichen Vollendung. Zumal an einem Wintervormittag wie diesem. Da tut sich in weiter Gebärde mit naturhaften Buchten und urtümlichen Gestaden das silbernspiegelnde Meer auf, dahinter breitausladend mit blauduftigen Flanken, darob er in der oberen Hälfte bis zur Spitze von schneeiger Weiße verklärt ist, der ferne Ätna im zarten Perlmutterglanz wie ein Wunder zu schweben scheint. Als der Menschen und herrschenden Häupter Herrscher, wie er es war von Anfang und wie er es sein wird in alle Zukunft, so steigt er dann hinter der frommen Größe dieser Landschaft, die durch ihn die höchste Weihe empfängt, hinter den milden Ufergefilden, wo die Asphodeloswiesen blühen, über jedes Ausdrucksvermögen erhaben empor. Wahrlich an dieses gotthaften Berges Heiligkeit, an sein ewiges Gebot, reicht keine andere Macht heran. Und es beschwört sein anbetungswürdiges Antlitz die Jahrtausende, den schuldlosen Ursprung, den Sizilien immer wieder so traumhaft fühlbar macht, und jene Zeiten herauf, da die schönheitsbegeisterten Griechen diese starke, glaubenweckende Natur, vermöge ihrer künstlerischen Einfalt und Kraft, noch zu verherrlichen wußten mit ihren Göttern und deren Tempeln, noch zu beleben durch Heldensagen. – Abweichend von den meerbespülten Gebreiten, führt die Straße später durch paradiesische Pomeranzenhaine, darinnen die goldenen Früchte zuweilen hochrot aufflammen, aufjubeln wie rühmendes Lied. Dann geht es steigend hinauf, dem langgezogenen Rücken des „Monte Crimiti" entgegen, um endlich von der Höhe, der Ortschaft Melilli, einen dem inneren Auge unverlierbaren Blick über das krokusfarbene Griechenmeer und, gerade herniedersehend, auf das Land der Megarer von Hybla zu genießen, der Gründer Selinunts, auf das nahe Augusta, des Staufenkaisers Stadt, die, weit in die Flut hinausstrebend, ihre Bucht in zwei Häfen teilt, ja selbst bis zu dem fernen Orthygia, das weißleuchtend auf den blauen Gewässern schwimmt, dem einst so gefürchteten, dem tausendjährigen und nie vergangenen Syrakus, der erstgelandeten sizilischen Dorer Sitz und geheiligte Stadt. Von Melilli noch weiter bergan, geht es über eine längere Paßhöhe nach Sortino. Dort aber setzt der Wegwechsel ein. Von da ab beginnt der mehrstündige Ritt auf dem Maulesel, der wegen der außerordentlichen Steilheit von Auf- und Abstieg, immer sich wiederholend, nicht jedem möglich sein wird, zumal ohne Steigbügel und unterstützenden Sattel. Die Seele indessen wird hier frisch berührt und erquickt von der Nähe, der unmittelbaren Berührung des Tieres, seiner unschuldigen Wärme und seinem sicher suchenden, gelassenen Schritt. Sie stärkt sich gleichsam an der reinen Naturhaftigkeit des nahverbundenen Wesens, und gesteigerter regt sich die Einbildungskraft.

Gleich hinter Sortino geht es auf stellenweise glatt abschüssigem Pfad, der gradeswegs in den nackten Felsboden selbst gebahnt ist, durch eine malerische, von eigenwilligem Feigenkaktus umgrünte und von großen, rötlichen und blauen



Pantalica, Nekropole

Windenbechern durchblühte Wildnis, zwischen träumerisch überwucherten Mauern und durch unwirklich anmutende Hohlen zum Abgrund und Steinbruch des ersten Tales hinab, um dann sogleich wieder lange und unerbittlich den Rücken der Berge von Hybla zu erklimmen, während zur Linken, auf der nun bereits jenseitigen

Höhe reizend munter Sortino herübergrüßt und uns lange nachsieht. Endlich oben angelangt, zieht der Weg zwischen spärlichen Oliven und halbhoch geschichteten Steinmauern leidlich eben dahin. Dann erweitert sich der Blick. Großwogend zeigt sich eine Heldenlandschaft entblößter, ernster Gebirge. Ganz in der Ferne blitzt das Meer, der Golf von Augusta. So hält das Bild eine Weile an. Auf einmal aber tut sich ein Grund auf, sieht man hinab, weit hinunter in ein abgeschiedenes Felsental, und hinein in ein gigantisch eingeschnittenes Flußbett, in einen tiefen, bannenden Schlund, zwischen dessen fast senkrechten Kalksteinwänden, die dennoch wunderbarerweise zu lebendigen Windungen sich bequemen, ein Gewässer dahinstrebt. Zwischen Wänden jedoch geht sein Lauf, die in nie gekanntem Reiz umwuchert und begrünt sind durch eine aus eigenem Antrieb sprießende Pflanzenwelt. Dem, wie wir, von der benachbarten Höhe Herannahenden gerade gegenüber aber, jenseits des Tales, an dem hochwachsenden Bergblock, den der Fluß umzieht, zeigen sich die gewaltig emporstrebenden hellen Naturmauern, die fast schmerzen in der Fülle des Lichts, hundertfach durchlöchert von Hohlräumen, den sieht das fremdartige Gebirgsgebäu so überwältigend unvermittelt aus unzähligen dunklen Fensterchen, seinen tiefsinnig blickenden Augen, und so erschreckend zu Herzen dringend an, daß dieses erste Erkennen der Totenstadt, diese erste Sicht von Pantalica und seiner nördlichen, bedeutendsten Nekropole dem also ihr Entgegenreitenden wohl zeitlebens haften bleiben wird. Eingeschlossen von zwei sie umarmenden Flüssen, welche sich in großmächtigen Bewegungen durch streckenweise wahrhaft urweltliche Felsenschlünde bahnen, die wie geborsten scheinen, jäh und erbarmungslos aufgerissen von empörter Naturgewalt, eingeschlossen von dem Anapo, der in den großen Hafen von Syrakus mündet, und seinem Zulauf, dem frischen Gebirgsbach Calcinara — hier der gewichtigere, weil er den Sikelern Trinkwasser spendete und weil man in ihm eine ergiebige Beute an Geräten und Kleinzeug machte — umfangen von diesen Gewässern, steigt die abgesonderte Gebirgesmasse von Pantalica entschlossen und urgestaltig wie ein Bild vom Anfang aller Tage empor, ganz als sei sie noch umwoben vom Hauch des Schöpfungswerkes. Auf ihrer hochthronenden, abgeplatteten Gipfelfläche bot sie, wie von den Göttern selbst befestigt, den Wohnstätten vergangener Völker, bot sie vor allem der großen Stadt der Sikeler Raum, während sich rundum in ihre steilen Hänge und heftigen Abstürze, ja selbst in die mitunter senkrecht starren, lichten Felsenwände, ordnungslos, mit Tausenden von Höhlen und Grabkammern, die Nekropole einnistete, herb sich einschnitt, eine Totenansiedlung, die ihresgleichen nicht leicht auf Erden hat an Seltsamkeit.

Nach solchem ersten betrachtenden Verweilen tastet das Maultier steil hinab und in großem Bogen dem Grund des Calcinare entgegen, der uns von Pantalica noch trennt. Da sind alle vorbeizuziehenden Gebirgsmauern dieses großartig einsamen Bezirkes, der den Sinn gefangenhält in dumpfer Erahnung des Begriffes Weltbeginn, auch weiterhin auf dieselbe schicksalhafte Art porig geworden, da haben alle Steilhänge rundum die gleichen, unsäglich vergeistigten Mienen, wie sie, so schmerzlich mahnend, dem Kommenden ihre schweigsam geöffneten, dunklen Munde in stummer Klage entgegenhalten. — Dann ist es, bis die Talsohle, bis



Pantalica, Schlund des Calcinara Anapo

Emit. Rom

der murmelnde Calcinare unten vollends erreicht ist, wundersam zu denken, daß derselbe, forellendurchschnellte Bach vor Jahrtausenden schon den Sikelern Nahrung bot, die neben Korn von Jagd und Fischfang lebten, noch wundersamer, der Gegenwart immer mehr entrückt, ganz gesammelt nachfühlenden Betrachtungen sich hinzugeben, bis das Gewässer von dem Mulo etwas zögernd erst, dann aber mit platschendem, steinschlagendem Huf durchquert wird. Gleich darauf geht es schon wieder empor, muß das gute geduldige Tier in langer Arbeit die Hochplatte der ehemaligen Stadt erklettern. Bevor sie jedoch erritten ist, wird unterwegs zweimal abgesessen, um Höhlen von geologischem Wert zu besichtigen. Es sind die „Grotta trovata" und jene fabelhaften Tropfsteingelasse, die das Volk nicht zu Unrecht „Grotta delle Meraviglie" nennt; dringen sie doch unermeßlich tief und geräumig in den Berg hinein. Auf dessen öder steinüberbrockter Gipfelebene endlich, wo ehedem die regsame Sikelersiedlung war, ist alles zernichtet und vergangen, alles entschwunden. Nur wilde Iris- und Narzissenpflanzen wuchern überall, deren Blüte an diesem Ort besonders feierlich sein muß. Und dennoch, hier, oberhalb tiefer Täler, im Anblick der ernsten Gebirgeswelt, in die noch immer, im Ausschnitt, der weit entlegene Glanz des Meeres gütig hereindringt, hier in dieser Natur des Ursprungs, die der ferne Schneegipfel des Ätna wie des höchsten Gottes Gedanke und Wesen feierlich überwacht und heiligt, hier lebt und redet auch das Unsichtbare, hier ersteht

eine höchst eigene Vorstellungskraft. Sie stellt aus der völlig zerstörten Stadt, von der freilich alle Zeugnisse menschlicher Tätigkeit uns erhalten blieben, das Vergangene wieder her, sie erfühlt diese unzugängliche Berghöhe von Sikelern bevölkert, die sie zuerst und durch lange Jahrhunderte bewohnten, jenen friedfertigen Sikelern, die sich, verteidigt von der Natur selber und abgetrennt von dem Leben, das sich um sie so bedrohlich verdichtete, in dieser harten Felsengegend, in diesen strengen Tälern und Steilwänden abmühten und dem Staub verfielen, bevölkert und besiedelt sieht sie sie von den Anfangsmenschen der wunderbaren Insel Sikelia, die hier geboren wurden, lebten und starben nach zäher, aber doch immer noch barbarischer ungeschichtlicher Wirksamkeit, die wohl gar in Fels und Höhle noch heimisch waren, während sich zu gleicher Zeit in dem verhältnismäßig nahen Syrakus die götterbefreundeten Griechen zur Unsterblichkeit erhoben. Es ist durchaus und immerfort der Jahrtausende zurückliegende Beginn, der in Pantalica und seiner urweltlichen Natur aus allem und jedem redet.

Über die ganze weite Bergplatte hinweg geht es dann, deren Neigung folgend, schließlich dorthin, wo sie durch einen ganz schmalen Riegel mit der nächsten Hochfläche verbunden ist, auf der die Sikeler ihre Felder bebauten. Dort war der sehr enge, wohlzuverteidigende Eintritt in die Stadt, das Tor, wie noch deutlich feststellbar. Bald danach, schon in großer Rundung um den Bergstock Pantalicas herum und abwärts reitend, bietet sich plötzlich, tief hinein in das Gebirgstal das den Anapo hierherführt, den uralten Sikelersitz im Halbbogen zu umlaufen, ein Ausblick, der beglückend ist nach all dem Durchlebten. Denn aus weiter Ferne und felsiger Schlucht, kommt da der schlängelnde Fluß, von herbstlich leuchtenden und sonnenentflammten Laubbäumen unmittelbar gesäumt, wie ein golden schönes Band hochgestimmt herbeigeeilt. Dies lebensvolle Bild unterbricht den ungewohnt mächtigen Landschaftsklang rundum so hold erquickend wie ein sehnsuchtszart sich aufschwingender Geigenton.

Nur noch eine kurze Strecke, dann können die Maulesel, die schon seit langem Disteln rupften, wirklich mit Behagen fressen, denn nun wird abgestiegen, die seltsamsten Überreste zu betreten. Byzantinische Behausungen, staunenswert aus den Felsenmauern gehauen, dazu kleine Heiligtümer mit Vorraum, mit Altarnischen und Freskenspuren, „San Micidiario" und „San Nicolichio", sind es und ferner Zufluchtsstätten aus dem ersten Mittelalter, da die Bergstadt sich wieder belebte. Wie wußte nur die menschliche Betriebsamkeit von jeher die Kalksteinflanken von Pantalica ihren Bedürfnissen anzupassen! Am beeindruckendsten an dieser Seite ist aber die nahe Festung „Filiporto", deren Entstehungszeit ganz ungewiß ist. Da sind, in die helle Felsmasse hineingreifend, Gelasse und große Viereckkammern mit scharfgeschnittenen Wänden und mit nicht höhlenartigen, sondern vielmehr bemerkenswert glatten, wenn auch niedrigen Decken gebildet worden, an deren einer immer wieder, paarweise beieinander liegend, unter sich verbundene Löcher auffallen. Durch diese vielsagenden Löcher wurde ein Strick geleitet, mittels dem man die Gefangenen an ihren dicht zusammen erhobenen Armen zu kürzest der nicht hohen Decke qualvoll und unentrinnbar fesselte. Und das wahrscheinlich noch, bevor sie durch die einzige Licht-

quelle dieser selben Gemeinschaftszelle, eine verfängliche, senkrechte Felsenluke, zu fast ebener Erde aufsteigend, deren schmalste Verengung gerade dort die Spur vieler reibend einst hinabgelassener, weil belasteter Stricke erkennen läßt — bevor sie durch diesen schändlichen Spalt entweder nach außen gehängt, oder gleich lebend der vernichtenden Tiefe zugeschleudert wurden. Am Eingang solcher so deutlich und furchtbar mitteilsamen Steinkerker, im Freien, wird noch der Sitz des Wärters begriffen und nahebei das wie eine ganzgedeckte Halbtonne urwüchsig aus dem Gestein geschnittene „Schilderhäuschen", in dem die Wache bei schlechtem Wetter Unterschlupf fand. — Hinter diesem Ort längst durchlebter Leiden häufen sich bald wieder die quer oder hochgesetzten, tief blickenden Fensterchen, jene weh geöffneten stummen Felsenmunde, oder auch größere, türgleiche Einlässe, die dieses ganze trommelartige Gebirgsgebäu von Pantalica einem Bienenstock nicht unähnlich erscheinen lassen, schließt wieder eine Nekropole an die andere an.

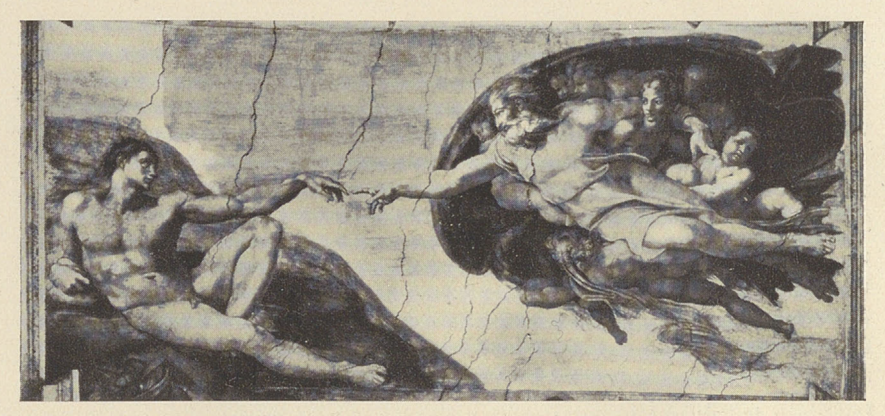
Auf äußerst jähem Pfad und heftig ruckendem Maulesel geht es dann zuletzt in großen vielfachen Kehren bergab, dem Anapo entgegen, der kleinen flußnahen Haltestelle Pantalica zu, wo die Reittiere verlassen werden, weil von dort die Kleinbahn den Besucher nach Syrakus zurückbringt.

Die Totenstadt Pantalica aber, die hier zu schildern unternommen wurde, dies einzigartige Heiligtum der Menschheit, das sie sehr ergänzend über ihre Kindheitstage aufklärte, eine Totenstadt, die etwa fünftausend Grabkammern aufweist, von denen zweitausend planmäßig erforscht sind, gehört nicht nur kulturgeschichtlich zu den belehrendsten Überresten der Erde, sondern sie ist auch an sich eine der unvergeßlichsten Stätten hienieden.

Nur wer mit Toten vom Mohn
aß, von dem ihren,
wird nicht den leisesten Ton
wieder verlieren.

Mag auch die Spieglung im Teich
oft uns verschwimmen:
wisse das Bild.

Erst in dem Doppelbereich
werden die Stimmen
ewig und mild.
(Rilke.)



Michelangelo, Erschaffung Adams (Vatikan, Sixtin. Kapelle)

FRITZ ALEXANDER KAUFFMANN

Die kleine Eva des Michelangelo

„So harrst du vor des Lebens Schranke
noch ungefesselt vom Geschick,
ein unentweihter Gottgedanke,
und öffnest staunend deinen Blick."
Conrad Ferdinand Meyer.

Während Gott Vater mit meisterlichem Auge wacht, daß der Lebensfunke elektrisch in die schlaftrunkene Hand des ersten Menschen hinüberspringe, wölbt sich hinter ihm sein Gottesmantel wie eine Höhle voll der drängenden Möglichkeiten des Unerschaffenen. Tief in schattigen Hintergründen gewinnen Lebensgeister menschliche Züge und wollen zum Lichte. Aber indes sie noch halb gestaltlos dämmern, stößt unter dem umfangenden Arme Gottes aus süßer Geborgenheit die jugendlich Kommende vor, wie ein Sproß aus der Blattachsel, stark und scheu zugleich, ein fertiges, klares Eigenwesen schon, frei sich ablösend, voll wonnevoller Sprengkraft, hellwach und selbständig das Köpfchen. Noch ist sie ganz der Gotteskindschaft teilhaftig, noch gehört sie dem Vater ohne Ungeduld, ihre Zeit wird kommen, sie ist aus gutem Hause. Sie gleicht einer Badenden, die in erster Frühe der Flut entsteigt, man sieht das Knie ihres aufgestemmten Beines, man sieht ihre Schulter, die sich emporschiebt, man sieht die Brust und fühlt den Nacken, die eben enttauchen, in schrägem Auftrieb, der vieles hinter sich läßt. Indes alles dieses darauf hindeutet, daß sie unaufhaltsam aufbrechen wird, greift die junge Eva noch von unten her um den gelassenen Vaterarm herum, legt die Hand auf ihn, wie um sich seiner zu versichern, mit noch kindlichem Klammern. In jähem Begreifen ist sie Zeugin der belebenden Zuckung, die von der weisenden Rechten Gottes zu dem Zeigefinger Adams überspringt, und hebt auch i h r e n Zeigefinger verhalten an, so als ob sie das folgenschwere

Geschehen hintanhalten wollte oder selbst daran teilhaben — aber auch so wie eine Bogenschützin, die eben selbst den treffenden Pfeil versendet hat. Mit gespannter Aufmerksamkeit, mit ungeheurem Forschen späht dieses wilde Reh aus seinem heimlichen Versteck, feucht und groß sind die Lichter, von einer vordringenden Ahnung verdunkelt, welche sich der ganzen Gestalt zu bemächtigen scheint, so daß sie auffahren möchte. — Man kann nicht endgültig entscheiden, ob das Auge Adams in das Anschaun seines Schöpfers versunken ist, oder ob es wachträumend in unfehlbarem Einverständnis schon das Auge der Braut gefunden hat. Kein Zweifel jedenfalls, der Blick der Jungfrau ist rascher und wacher im Bilde, er ist voll schnellen, unbefangenen Verstehens und bereit für die ungeheure Begegnung, die er suchend zu fordern scheint. Schon ruhen diese unbeirrbaren Augen prüfend auf dem geahnten Gefährten: ihrer selbst gewiß, bangt die Braut schon, daß auch er ganz groß genüge. Erwartungsvoll späht sie, ob das Wunder gelinge, ob der Funke zünde, der zugleich ein Funke ist von ihr zu ihm.

Zurückgenommen in holdem Trotz und aufs höchste versammelt, wie der Kopf einer gezügelten Gazelle, ist das Köpfchen dieses fertigen Geschöpfes, ausbiegend in schlanker Straffheit schwingt der Hals, und die Wangenlinie gegenüber gibt Antwort. Das angezogene und doch freie Kinn ist knapp geballt und wie die Stirn voll verhaltener Kräfte, der Mund fest, drohend die Höhe der Augenbögen. Von der Schläfe, die wie beim Bogenschuß, fast in die Ebene der Schultern gewendet ist und zu beiden Seiten des Scheitels — wirft sich das Haar drängend auf, bestimmt stehen die Lichter auf der Stirn, auf den Wangen, auf dem straffen Nasenrücken und auf dem Kinn. Trotzdem keine Härte, sondern nur die edle Gedrungenheit einer Knospe, einer samtigdunklen und verhalten geneigten Rosenknospe: alles Einzelne in einer lieblichen Ründung zusammengeschlossen, rein schwingend die Scheitellinie, friedevoll der Kopfumriß vor dem Hintergrund, ähnlich wie die starke und doch sanfte Schulter, zärtlich jung das Gelock am Ohr gegen den Nacken hin. Nicht einmal die wahrhaft gewaltigen Augen vermögen die Geschlossenheit des stillen Mädchenkopfes zu sprengen, der sich in den Arm Gottes schmiegt. Aber doch ist diese geschlossene Form gleichsam nur der Widerhalt für den Drang eben der Augen; wenn der Nacken sich zierlich bäumt, wenn das Antlitz zurückhält, so offenbar nur um wie ein Spiegel den gesammelten Blick auszustrahlen.

Im Widerspiel mit der schattigen Lebendigkeit ihrer Gesichtszüge und ihres bräunlichen Körpers scheinen sich die Augen der jungen Liebenden mit immer neuem Ausdruck zu füllen, jetzt sind sie nichts als namenloses Erstaunen, jetzt bräutliches Bangen, jetzt tröstende Ermunterung, jetzt jäh schießender Blitz einer bestimmten Verheißung. Die Schwärze dieses Blickes, der aus hohem Abstand sich voll dem Zukünftigen zuwendet, muß bis ins tiefste Mark treffen, solche Schwärze fordert, weil sie zu bieten hat, sie ist auf lange, auf unermeßlich lange Sicht, sie ist gesättigt mit dem ganzen Drang einer Seele, die jäh in die Augen tritt. Mit einem erschreckenden Ernste weiten sich die starken Organe, die Augäpfel schimmern heilig unberührt neben den gähnenden Pupillen — es



Michelangelo, Erschaffung Adams: Eva (Vatikan, Sixtin. Kapelle)

ist ein Ernst wie ihn nur eine Unschuld von Gottes wegen vermag. Ebenso groß wie ihr Ernst und ihre Unschuld ist aber die Ruhe, mit der jene Augen jedem fremden Blicke begegnen, der in sie hineintrifft: sie werden keiner Entscheidung ausweichen.

Dieses junge Weib hat die Kraft, mit einem Blicke alles zu sagen, alles zu begreifen. Sie hält Ausschau weit in eine unabsehbare Zukunft hinein, die hinter dem Haupte des Erwählten dämmert. Aber ihr Schauen ist deshalb nicht unbestimmt, nicht verschleiert, nicht bloß ahnend, sondern scharfsichtig wie der Auslug eines kecken, urfrischen und klugen Geschöpfes. Solche Betrachtung ist auf das Fernste wie auf ein Allernächstes geheftet und auf das Nächste gleich als auf ein unermeßlich Fernes, so wie bei allen, die das Vermögen besitzen groß zu sehen. Ein halbes Kind noch — ist unsere Eva des Nächsten und Fernsten verstehend, ja mit dem Liebreiz erwachender Neugier inne — sie gibt

sich keinen Täuschungen hin, sie weiß, was gespielt wird, und doch malt sich in ihren Zügen nicht irgendein eigentliches Erschrecken, Befremdung höchstens. Sie scheint einer unendlichen Reihe entlang zu blicken, ein Ziel ins Auge zu fassen, einen verschossenen Pfeil mit dem Auge zu verfolgen, ob er treffe. Diese Augen in ihrem quellenden Drange gewahren, was bevorsteht, übersehen die Tragweite des Augenblicks, in dem der Mensch beginnt. Alle kommenden Dinge, alle Schrecknisse und alle Herrlichkeiten sind vor ihnen aufgetan und können sie nicht entsetzen. Lauschend hört das Ohr einen Ruf — die Jungfrau weiß, wem er gilt, und ist bereit, an ihr soll es nicht fehlen, sie ist auf alles gefaßt.

Der Blick der Eva im Arme Gottes ist der Blick des schauenden Ermessens. Durchdringend und unbestechlich ist dieser Blick, gesammelt und tief nachdenklich, unbeirrbar erkundend. Solche Gelassenheit, solcher Abstand bei solcher Hingabe setzt inneren Rückhalt voraus. Nur die sind eines schauenden Ermessens fähig, die jedem Ansturm, der auf sie eindringt, einen Ansturm aus dem eigenen Innern entgegenzuwerfen haben, jeder Ferne Ferne, jeder Nähe Nähe, jedem Zeichen die Deutung, jedem heischenden Augenblick ihre ganze Gegenwart. Immer kommen die großen Kräfte aus dem Inneren zum erstenmal ungerufen, sie schießen ein in der Sekunde, wo es not tut: so ist die kindliche Eva Michelangelos jäh von ihrer eigenen Gewalt befallen. Wenn sie staunt, dann so, als ob sie noch weit Erstaunlicheres zu sinnen vermöchte, wenn sie einen Auftrag entgegennimmt, dann mit dem Vorbehalt, ihn zu erweitern. Einer verhangenen und bangen Zukunft setzt sie das Leuchten ihrer Stirn und das Dräuen ihrer Mienen entgegen, die das Ungeheure herauszufordern scheinen. Mag kommen, was da will, die Lieblichkeit und Kraft ihrer Glieder und ihre unerschütterliche Festigkeit wird sich allem gewachsen zeigen.

Es gibt kein Bild wie dieses. Einzig Michelangelo hat ganz und gar gewußt, was es heißen will für Zeit und Ewigkeit das erste Weib aus der Hand Gottes zu malen. Er allein hatte genug in sich, um den Zumutungen aus dem Gegenstande bis ins letzte würdig zu begegnen. Er ermaß, welche Kräfte dräuenden Widerparts, welche ewige Jugend, welche Schönheit, welche feinste Genauigkeit, welche Begabungsfülle und welche trotzige Zuversicht er dieser Mutter aller Dinge auf den Weg zu geben hatte, damit es ausreichte für alle, die aus ihr kommen sollten, weithin durch den Verschleiß der Jahrtausende. Er wußte aus eigenem schauenden Ermessen, wie eine Eva aussehen muß, wer allein Eva sein kann. „Gottes lieblichster Gedanke" mußte sie sein, aber gerüstet wider alle Schrecken Gottes. Mit der großen Unschuld des Lebens mußte sie alles in Kauf nehmen, selbst den eigenen Fall, und sie sollte selbst nicht wünschen, daß ihr irgend etwas geschenkt werde. — Jetzt im Arme Gottes war sie noch der himmlischen Allwissenheit teilhaftig, war sie Genius, und ihr Blick voll erschöpfender Weltahnung bestand zu Recht. Sie konnte, sie mußte ganz bei der Sache sein, da sie die Sache ganz erblickte, und in dieser morgenwachen Frühe bestand kein Zweifel über ihre Antwort, welche auch Michelangelos eigene Antwort war: Nicht anders als ihr allmächtiger Meister wird Eva dem ewigen Schmerz der Dinge nimmermüde ihren eigenen Aufbruch entgegenwerfen.

PAUL FECHTER

Praxis der Geschichte

Man steht auf dem Bahnhof, am D-Zug, dicht vor der leise, langsam wartend fauchenden Lokomotive. Rot und schwarz leuchten die Gestänge und Räder, durch ihre hohen radial durchbrochenen Scheiben fällt das Licht – und auf einmal steigt eine Vision auf, die Schattenwelt all derer, die ihr Scherflein Geist beigetragen haben, damit dieses Riesenwerk entstehen konnte. Bis in die frühe Vorzeit reicht diese Welt zurück: der zuerst den Gedanken des Rades hatte, ist immer noch mit seinem Beitrag an unserer modernsten Schnellzugsmaschine beteiligt – genau so wie Watt und Stephenson und all die späteren, die irgendeine Verbesserung, eine Abänderung brachten, ihre eigene Intelligenz der schon von der Vergangenheit addierten und summierten hinzufügten. Eines der tiefsten Probleme der Menschheit tut sich vor dieser wartenden, gespannten Riesenwelt aus Stahl und Eisen auf: die Frage nach der Möglichkeit des Weitergebens und Vererbens geistiger Taten und Leistungen, nach der Zusammenfaßbarkeit intellektueller Energien und Erfolge – die Frage nach den Punkten, an denen sich die Isoliertheit auch der geistig seelischen Existenz einmal auflöst und die Gemeinsamkeitsbereiche des Geistes oder der Seele wirklich in Funktion treten, an denen eine Summe wirklich eine Summe, ein neuer Wert jenseits der bloßen einzelnen Summanden wird.

Dem flüchtigen Blick mag es vorkommen, als beruhe alle Kultur auf solchem Summieren und Weiterreichen geistiger Leistungen. Wissenschaft ist nur, weil jahrhundertelang Unzählige ihr Leben einsetzten, um einen kleinen Baustein zu dem Riesenwerk menschlicher Forschung und menschlichen Denkens zu liefern. Alle Wissenschaft ist summierter Geist – wie die Lokomotive, wie die Dynamomaschine, der Radioapparat, die Kamera und andere Erzeugnisse der von der Wissenschaft getragenen Technik.

Ist es aber wirklich so? Ist Wissenschaft, um zunächst einmal bei ihr zu bleiben, wirklich eine so lebendig in sich funktionierende Einheit der Leistungen Vieler wie die Lokomotive, der Elektromotor? Ist sie nicht ganz etwas anderes – das Gegenteil einer wirklich addierten, zu neuer Totalität zusammengefaßten Summe? Gleicht sie nicht viel mehr einem ziemlich ungeordneten Haufen zusammengetragener Steine, die da mehr oder weniger unübersichtlich neben und übereinander liegen in der Hoffnung, daß einmal einer komme und aus ihnen nun wirklich eine Summe, eine höhere Einheit schaffe?

Halten wir uns an die bewährte Zweiteilung in Geistes- und Naturwissenschaften; beginnen wir mit den Geisteswissenschaften, Geschichte, Sprach-, Rechts-, Kunstforschung, Philosophie. Wie liegen die Dinge da? Ist der jeweilige Gegenwartszustand der Einzelwissenschaften wirklich so, daß jede jeweils eine lebendige Summe der einzelnen Beiträge, ein lebendiges Ineinander und Ganzes darstellt, also daß alles logisch ineinandergreift wie die einzelnen Hebel, Räder, Stangen einer Maschine? – Es scheint so; sieht man aber näher zu, so ergibt sich ein

sehr anderes Bild. Es stellt sich heraus, das auf allen der Geschichte unterstellten Gebieten eine Art von Summation nur stattfindet im Bereich der materiell bestimmten Quellenforschung, also in der geschichtlichen Vorarbeit. Von den Hethitern bis zum Weltkrieg wurden in sorgfältiger Tätigkeit Dokumente und Zeugnisse der Vergangenheit gesammelt, geordnet, herausgegeben — als Bausteine für eine künftige Geschichte, eventuelle Summanden einer später vielleicht einmal zu saffenden größeren Teil- oder gar Gesamtsumme. Geht man aber aus dem Bezirk dieser vorbereitenden Arbeit der Kunst-, Rechts-, Sprachhistorie oder der sogenannten Weltgeschichte in die Gebiete der Darstellung, die nun die Vorarbeit nutzend eine große Gesamtschau, eine Summierung all des Einzelnen geben will, so trifft man eine Einheit, aber nur eine, die das konkrete Material der andern, nicht die geistige Leistung der Vorgänger aufnimmt, erweitert, ausbaut. Im Gegenteil, je größer die persönliche Kraft und Begabung des jeweiligen Kunst-, Sprach-, Staatshistorikers sein wird, je mehr Talent zur Selbständigkeit er besitzt, desto weniger wird er die geistige Arbeit seiner Vorgänger, die dasselbe versucht, am selben gearbeitet haben wie er, benutzen. Er wird sich von ihnen unabhängig machen und seinen Bau, seine Ordnung des Materials dem ihren entgegenstellen — wird sie selber Geschichte werden lassen, die mit der Gegenwart, die er repräsentiert, nur noch historisch zu tun hat.

Es ergibt sich gleich zu Beginn das seltsame Resultat, daß die Geschichte nicht das Vergangene und seinen Anteil an den Gestaltungen der Welt wieder in das Leben stellt, sondern daß sie, sofern sie Geschichtsschreibung, -deutung, -durchleuchtung und nicht nur -sammlung ist, ihre letzte Gegenwartswirklichkeit durch das jeweils Neue zur Vergangenheit, zur Geschichte macht. Es ergibt sich die merkwürdige Tatsache, daß in den angeblich toten Erzeugnissen der Technik, den bloßen Maschinen ohne Seele viel mehr vergangenes Leben, Geist, Intelligenz der Vergangenheit Leben und Gegenwart von heute geblieben ist, als in der die Vergangenheit angeblich wach und am Leben erhaltenden Geschichte. Es wäre denkbar, daß ein technisch gebildeter Enkel strahlend eine Sperrvorrichtung irgendeiner Werkzeugmaschine streichelte: „Hier — die stammt von meinem Großvater, das ist sein Beitrag zu diesem Gebilde.“ Es wäre undenkbar, daß der Enkel eines Historikers von vorgestern im Werk eines Historikers von heute einen ähnlich konkreten Teil als Beitrag seines Vorfahren in Anspruch nehmen könnte. Hier hat der Großvater höchstens das Material oder eine irrige Deutung geliefert: das neue Werk selbst, das, was den Namen Geschichte an ihm rechtfertigt, ist, vor allem sofern es das Werk eines selbständigen wissenschaftlichen Kopfes ist, alleiniges Eigentum des Mannes von heute. Geistiges Eigentum, wie die wunderliche Formel lautet. Wessen geistiges Eigentum ist eine Lokomotive, ein Dynamo, ein Fernsehapparat? Sie gehören niemand, sind Gemeinschaftsarbeit durch Jahrzehnte und Jahrhunderte — summierter Geist, der hier im Konkreten, das ihm doch eigentlich feindlich ist, wirklich einmal eine lebendig wirkende Summe geworden ist.

Noch merkwürdiger liegt die Sache, sobald man in die Bereiche der Philosophe, des reinen Denkens gerät: da hören selbst die geringen Ansätze zur Sum-

mierung der geistigen Leistungen auf, die es bei den historischen Wissenschaften noch gab. Die Geschichte der Philosophie gehört ebenfalls zu ihnen: die Philosophie selbst ist völlig unsummierbar. Auf sich selber steht er da ganz allein — das gilt nicht einmal in der Kunst so schroff wie hier. Die großen Systeme von Plato und Aristoteles bis zu Hegel und Schopenhauer stehen jedes für sich, unvereinbar wie die Menschen, die sie schufen. Schopenhauer war Plato über die Jahrtausende hinweg näher als seinem verhaßten Gegner und Konkurrenten Hegel: er empfing von ihm Anregungen für Teile seines Systems — eine Summe aus Plato und Schopenhauer konnte nicht entstehen. Im unphilosophischen 19. Jahrhundert versuchten einmal zwei Nachfolger von Hegel und Schopenhauer die Addition ihrer Systeme etwa im Sinne der Lokomotive: weder Eduard von Hartmann, der vom Monismus, noch Julius Bahnsen, der vom Pluralismus aus Wille und Geist vereinen wollte, kam zu Ergebnissen, die lebendig weiterwirkten: sie sind beide Geschichte geworden, ohne daß ihre Versuche in die Gegenwart eingegangen wären. Die Vorstellung, daß etwa ein Nachfolger von heute versuchen sollte, durch weitere Hinzufügung brauchbarer Systembestandteile die Anfangssummen Bahnsens oder Hartmanns zu verbessern, zeigt bereits die im Wesen des Philosophischen gegründete Unmöglichkeit eines Vorgehens im Sinn des Beispiels der Lokomotive.

*

Lassen wir die weiteren Gebiete der Geisteswissenschaften: versuchen wir festzustellen, wie sich die Sache bei den Naturwissenschaften verhält. Ergibt sich bei ihnen die Summationsmöglichkeit, die bei den Geisteswissenschaften mehr oder weniger ausfällt? — Ein allgemeines Ja ist auch hier nicht das Ergebnis, und zwar um so weniger, je mehr das Objekt der jeweiligen Sonderwissenschaft sich dem Bereich des Organischen nähert. Botanik, Zoologie gleichen in bezug auf die Materialanhäufung durch Spezialforschungen noch durchaus der Geschichte: die Biologie desgleichen. Die Kenntnisse wachsen, addieren sich — die Deutung wandelt sich, läßt sich nicht summieren. Das Leben scheint sich eigensinnig immer wieder auf das Einzelne zu versteifen, am Individuum festzuhalten, das sich bestenfalls zu Kompanien und Regimentern zusammenstellen, aber nicht zu dem Nebenmann addieren läßt. Nicht einmal die persönliche Leistung will in eine Summe eingehen.

Anders wird das Bild in dem Augenblick, in dem man in das Gebiet der Naturwissenschaften gerät, die der Mathematik unterstellt sind. Die Mathematik selbst ist ja darum so beglückend, weil in ihrem Bereich alle Meinungsverschiedenheiten aufhören: sie versteht sich von selbst und darum für alle ohne Unterschied. Sie ist das allgemein verpflichtende Reich des überpersönlichen Geistes — und sein bleibendes: was sie einmal feststellte, bleibt bestehen in zeitloser Gültigkeit. Die Engländer lernen auf ihren Schulen die Grundlagen der Mathematik heute noch direkt aus den Elementen des Euklid: was weiter kam, gliedert sich an; das Alte wird Träger des Neuen, ohne in ihm aufzugehen. Der Infinitesimalkalkül des Leibniz lebt in alter Frische fort, soviel von Gauß bis Hilbert auch

an neuen Einsichten hinzugekommen ist. Im Reich der Mathematik summiert die geistige Arbeit der Generationen sich ganz von selber: die Leistungen des Vorfahren werden Mittel und Voraussetzung für den später Geborenen, weiterzudenken und weiterzubauen, ohne Gegensatz zum Vergangenen, ohne Umdeutung seines Sinnes – im Grunde sogar ohne viel Verbesserungen. Gewiß, wir sind heute vielfach strenger und schärfer im Denken und Formulieren vor allem der Prinzipien geworden: wir brauchen die alten trotzdem weiter, weil die ganze Mathematik Summe der Arbeit derer ist, die für sie gewirkt haben. Es ist mit ihr wie mit der Lokomotive: jeder tut seine Denkarbeit an seiner Stelle hinzu, und das Ganze nimmt sie auf, bewahrt sie – bis sie aufgeht in der weiteren Verbesserungs-, das heißt Vergeistigungsarbeit der später Geborenen.

Ähnlich liegen die Dinge im Bereich der über der Mathematik aufgebauten Naturwissenschaften, der Physik, der Chemie. Sie besitzen nicht die absolute Eindeutigkeit der Mathematik: Fundamente können jahrhundertelang ohne Diskussion gedient haben, um auf einmal durch neue ersetzt zu werden, besser ersetzt werden zu müssen. An Stelle der alle verpflichtenden Eindeutigkeit des Denkens steht hier die mehr oder weniger große Wahrscheinlichkeit und damit Brauchbarkeit der jeweiligen Thesen, die zuweilen sogar die Eindeutigkeit der Betrachtung überhaupt aufheben: das Nebeneinander von Wellen- und Korpuskulartheorie des Lichts ist ein Beispiel. Die Annäherung an das Konkrete, das Hinaustreten aus dem Reich der reinen Begrifflichkeit, das die Mathematik darstellt, bedeutet offenbar bereits eine Annäherung an die Welt der Geisteswissenschaften: das Denken, das Einordnen der wissenschaftlichen Ergebnisse in ein Weltbild bringt trotz aller Ideale der Exaktheit ein Element in das Endresultat, dem ähnlich wie den Werken der Geschichte das Schicksal des notwendigen Historisch-Werdens anhaftet. Die reine Mathematik ist zeitlos: die mathematische Physik untersteht bereits der Zeit, ist zum mindesten zeitlichen Schwankungen unterworfen. Bis zur Jahrhundertwende schien die klassische Mechanik ewig wie die Elemente des Euklid: heute hat sie zum wenigsten einen Teil ihrer Herrschaft aufgegeben, sich auf begrenzte Gebiete zurückziehen müssen. Es ist, als ob die Schranken des Persönlichen in dem Augenblick fühlbar werden, in dem man den Bereich der reinen Abstraktion verläßt und in die Welt der Anschauung hinübertritt: mit der fällt die Allgemeinverbindlichkeit wie die Selbstverständlichkeit der additiven Hinzufügung des jeweils Neuen zum bleibenden Alten. Die Historie beginnt und das Schicksal des Historischwerdens: wo das Leben einsetzt, sei es auch nur mit ersten Anfängen, setzt auch die Vergänglichkeit ein: zeitlos ist nur der vom Leben nicht befleckte Geist der reinen Abstraktion. Newtons Differential- und Integralrechnung bleibt ewiger Summand im Kosmos des Geistigen: seine physikalische Leistung nähert sich schon dem Bereich des Individuellen, fast des Künstlerischen – und tritt damit unter die Herrschaft der Zeit. Sie behält ihre grandiose Einmaligkeit wie die Werke des Sophokles, des Naumburger Meisters oder Rembrandts, Michelangelos, Goethes: sie ist dem Schicksal alles Persönlichen unterstellt. Dessen Leistung lebt ihre Zeit aus dem jeweiligen Anteil ihres Schöpfers am überpersönlich Allgemeinen des Lebens-

gefühls und der Lebensanschauung: Gefühl und Anschauung und der aus ihnen lebende Geist der Form müssen der Vergänglichkeit ihren Tribut zahlen, da das Besondere des Einzelnen Voraussetzung und Medium ihrer Verwirklichung ist. Das Besondere aber ist das Einmalige, nicht bleibende: seine begrenzte Ewigkeit wächst aus der Kraft des Lebens, nicht aus der des Geistes oder gar der Abstraktion.

*

Kehren wir von hier zu der Lokomotive des Anfangs zurück, so bekommt sie ebenfalls ein verändertes Gesicht. Sie ist nicht nur summierte Intelligenz – sie ist auch gereinigte. In den Jahrzehnten seit ihrer ersten Verwirklichung sind nicht nur immer neue wirkliche Auswicklungen ihrer Idee ihrem Kern hinzugefügt: es ist vieles wieder fortgetan, was eine Zeitlang vielleicht ihrem Wesen und Zweck zu dienen schien, dann aber von anderen Impulsen ausgehenden Variationen der Vorstellung weichen mußte. Eine Geschichte der Schnellzugslokomotive wäre sicher nicht nur Geschichte der Summation, sondern auch mancher Subtraktion, mancher späteren Abstriche. Auch in der Technik herrscht offenbar das gleiche Gesetz wie in den der Mathematik unterstellten Naturwissenschaften: unter den wechselnden Betrachtungen und Deutungen wandelt sich auch das Bild, die Wirklichkeit des Objekts in der Zeit. Was ist noch übrig von der Konstruktion der ersten Radioempfänger aus der frühen Rundfunkzeit? Was hat sich jenseits des Prinzips im heutigen Fernsehapparat von den Anfangsstadien erhalten? Auch in der Technik herrscht zuletzt die Geschichte. Ihre Grenzen sind enger gezogen als in ihren eigentlichen Bereichen, die man wunderlicherweise immer noch die geistigen, geisteswissenschaftlichen nennt, während die reinste Form menschlichen Geistes, die Mathematik, drüben bei den Wissenschaften von der Natur daheim ist. Sie übernimmt gewissermaßen die Funktion der Auslese, der jeweiligen Sonderung des dem Ideal der Zeitlosigkeit Näheren von dem nicht bis zu gleicher Kraft des Richtigen Verwirklichten: sie bejaht oder verneint – vom Geiste aus. Sie ist Hüterin des Geistes als Summe des Lebens – zuletzt auf den ihr fremden Gebieten nicht minder als auf ihren eigenen. Sie bekommt jenseits des Theoretischen praktische Funktionen, die man durchaus auf der Plusseite einer Untersuchung über den Nutzen und Nachteil der Historie wird buchen müssen.

RUDOLF PECHEL

Vor zwanzig Jahren

Am 1. April 1919 übernahm ich die Leitung der „Deutschen Rundschau". Im Eingangsaufsatz des Aprilheftes 1919 legte ich die Grundsätze dar, nach denen meine Arbeit sich ausrichten würde. Nach zwanzig Jahren mögen nun die Leser der „Deutschen Rundschau" entscheiden, ob und inwieweit es mir gelungen ist, die gestellte Aufgabe zu erfüllen.

Unbeirrt durch Tageslosungen und Zeitphrasen, über dem Kampf der politischen Parteien stehend, der den Gesichtswinkel verengt, wird die „Deutsche Rundschau" ihren Weg in ruhiger Stetigkeit verfolgen. In dem fürchterlichen Zusammenbruch und tiefsten Schmerz über den Verlust von Unwiederbringlichem, das vielen den wertvollsten Teil ihrer geistigen Existenz bedeutete, bekennt die „Deutsche Rundschau" stärker denn je ihren Glauben an die unzerstörbaren Kräfte ihres Volkes, die sie durch die positiven Zeugnisse von deutschem Geist und deutscher Kunst aufzurichten, zu stärken und zu mehren bemüht sein wird, als treue Hüterin unseres Schatzes an geistigen und kulturellen Werten, die unseres Volkes unverlierbarer, jetzt einziger Besitz sind. In dieser Zeit der nationalen Schmach und Entwürdigung wird sie mit schmerzlichem Stolz den stärksten Nachdruck darauf legen, daß sie nicht aus Zufallswahl den Namen „D e u t s c h e Rundschau" trägt, und wird bestrebt sein, frei von aller jetzt mehr denn je unerträglichen Überheblichkeit und Unduldsamkeit durch die Tat zu erweisen, daß der deutsche Geist ein Nationalgefühl, wie es völkisch geschlossenere Länder lange schon besitzen, zu schaffen fähig ist — aus der innersten Überzeugung heraus, daß ein in dem Glauben an die tragende Kraft dieser Idee verankertes Deutschland trotz Elend und Besudelung durch fremde und eigne Hand nicht zugrunde gehen k a n n, weil ohne ein solches Deutschtum die ganze Kulturwelt ärmer und dunkler sein würde. Aus der durch den Schmerz vertieften und geläuterten Liebe zu ihrem zertretenen Volke, dessen Vorzüge sie auch in seinen Fehlern zu finden weiß, wird ihr jede Hemmung zum Ansporn letzter Kraft, jedes Schmähen zur Stärkung des stolz-bescheidenen Bewußtseins eignen Wertes werden. Aus dem geistigen Großdeutschland, für das es trennende Grenzen nie gegeben hat, wird sie Helfer und Zeugen werben — an denen es nirgends fehlt, wo die Quelle deutschen Geistes rein und kräftig fließt — in besonderer Anteilnahme an den Stammesverwandten in Österreich und den baltischen Landen.

Gegenüber dem unheilvollen Einfluß, den ein Literatentum ohne Verantwortlichkeitsgefühl, krasser Dilettantismus und bare Unbildung ohne inneren Halt und Gesinnung überall gewonnen haben, wird die „Deutsche Rundschau" in scharf betontem Gegensatz den geistigen Führern zum Wort verhelfen, die allein zum Urteil berufen sind, dank einer überkommenen historischen Bildung und der Sittlichkeit, die aus der Kenntnis der Zusammenhänge und dem Gefühl, der Menschheit Rechenschaft zu schulden, fließt. Gestützt auf den Goetheschen Spruch:

„Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleib im Dunkeln unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben."

Die „Deutsche Rundschau" verschließt sich der Erkenntnis nicht, daß gegenüber dem Neuen, das durch die Umwälzung, deren Richtung und Ziel zur Zeit noch niemand zu übersehen vermag, hereingebrochen ist, die alten Gedankengänge und geistigen Waffen nicht immer ausreichen werden. Darum wird sie sich ohne Bedenken in unerschüttertem Glauben an die Kraft des Geistes jedem Neuen öffnen, das als lebenschaffend und wegweisend sich darstellt, auch wenn es notgedrungen anfänglich noch das Kleid des Irrtums trägt — sofern nur der Bringer neuer Erkenntnis fähig ist, seine Gedanken in den großen Zusammenhang jeden Geschehens einzuordnen und einem höheren Gesetz als dem der Konjunktur folgt. Die Neuordnung der Grundlagen allen menschlichen Getriebes wird sie vom Standpunkt der Unbefangenheit und geistigen Freiheit des kulturellen Menschen betrachen, der ohne Beklemmung auch die Fahrt zu neuen Ufern antritt.

Insonderheit wird die „Deutsche Rundschau" bemüht sein, in der erzählenden Kunst unserer Tage alles, was stark und lebensfähig ist, pflegsam zu beachten und zu fördern, und sich nicht scheuen, auch den Jungen und Jüngsten eine Stätte zu bereiten, wenn sie würdige Nachfahren der großen Ritter vom Geist sind.

So will die „Deutsche Rundschau" auch künftig, von hoher Warte aus, ein umfassendes und überzeugendes Abbild geben von deutscher Kunst und Art durch vollgewichtige Beiträge aus allen Zweigen des Wissens, getragen von dem festen Willen zur Sache, der allein innere Sicherheit und Stete verbürgt — allen Schwierigkeiten der Zeit zum Trotz.

Rundschau

Vor der Entscheidung. Die atemraubenden Erfolge der deutschen Außenpolitik: Eingliederung Böhmens und Mährens als Protektorat in das Deutsche Reich, der Vertrag mit der Slowakei, die Rückführung des Memelgebietes und das Handelsabkommen mit Rumänien haben in den demokratischen Ländern eine Stimmung ausgelöst, die auf baldige Klärung und vielleicht auf eine ernste Entscheidung zu drängen scheint. Vorerst sind die Versuche Großbritanniens, eine geschlossene Front gegen das Dritte Reich zu schaffen, nicht von sichtbarem Erfolge gekrönt worden, aber in der ganzen Welt täuscht sich niemand darüber, daß es jetzt eigentlich nur noch eine Wendung zum Guten und zur Verständigung oder zum Bösen und gewaltsamen Auseinandersetzungen geben kann. Bei dem Staatsbesuch des Präsidenten Lebrun in London wurden geflissentlich die engen Beziehungen zwischen beiden Ländern unterstrichen. Der Dominien glaubt man in London ebenso sicher zu sein wie der materiellen und moralischen Unterstützung der USA. Nicht so zuversichtlich ist man in der Beurteilung der Haltung der kleineren Staaten, und Sowjetrußlands militärische Kraft wird nach wie vor skeptisch beurteilt, wenn es auch seine Bereitwilligkeit zur Mitarbeit in der anti-faschistischen Front eindeutig erklärte. – In Spanien nähert sich Franco dem Endsiege. Die Einnahme Madrids oder seine Übergabe ist nur noch eine Frage von Tagen. Dann steht sofort das weitere Verhältnis Italiens zu Großbritannien und Frankreich zur Debatte. Der Duce hat sich in Anlehnung an die Thronrede des italienischen Herrschers in seiner Ansprache vom 26. März 1939 eine gewisse Zurückhaltung auferlegt und Frankreich die Initiative zu Verhandlungen über die italienischen Ansprüche zugeschoben. Aber bei der betonten Festigkeit des Zusammenhaltens in der Achse Rom – Berlin werden auch diese Entscheidungen nur gemeinsame sein können. – Japan hat die kriegerischen Handlungen wiederaufgenommen, in China entwickeln sich neue schwere Kämpfe. – Bei der allgemeinen Hochspannung in der ganzen Welt richtet sich die Hoffnung der Völker mehr denn je auf die Einsicht der Staatsmänner, die die Größe der Verantwortung für die Entfesselung eines Weltbrandes fühlen.

Der erste „Antifaschist". In seinem letzten, noch von ihm selbst herausgegebenen Buche „Jahre der Entscheidung" hatte Oswald Spengler mit dem ihm eigenen morphologischen Blick als erster für das damals frische Geschehen vom Jahre 1933 die historischen Parallelen zur Hand gehabt und an die früheren „nationalen Revolutionen" unter Mirabeau und Cromwell erinnert. Seitdem ist gerade uns Deutschen die Gestalt Oliver Cromwells durch biographische und belletristische Darstellungen wieder vertraut gemacht worden, indessen ohne daß sie deswegen anzüglich aktualisiert, gleichsam verdeutscht und ihre Manen der englischen Nationalgeschichte geraubt worden wären. Die großen Umwertungsprozesse historischer Gestalten und des geschichtlichen Wert- und Wahrheitsbegriffs überhaupt scheinen aber jetzt doch wachsend (und zwar gerade bei den „objektiv" gebliebenen Völkern) dazu zu führen, daß sich neben Nationalgeschichte

und Weltgeschichte ein dritter „ideologischer" Geschichtsblick etabliert, bei dem sich die zeitwirksamen Ideen und Mächteformen sozusagen ihrer logoi spermatikoi entsinnen und Geschichtsbilder und Wertungen entwerfen, die die weltanschaulichen Gegensätze der Gegenwart mit deutlich politischer Parteinahme in die Geschichte hineinwirken lassen. Oder wie will man es sonst deuten, wenn z. B. jetzt in ganz England und auch im angelsächsischen Amerika der 290. Jahrestag der Hinrichtung König Karls I. durch Oliver Cromwell unter der Devise „Victim of the first faschist dictatorship" mit großartigen Gedächtnisgottesdiensten für den „königlichen Märtyrer" begangen wurde! – Die historische Gerechtigkeit in der weltgeschichtlichen Tragödie Cromwell–Karl I. von England schien längst zu ihrem letztrichterlichen Urteil gekommen zu sein: Cromwell war und blieb der Schöpfer der modernen britischen Weltmacht, während die Gestalt Karls I. ihre Größe aus der Reinheit beglaubigt bekam, mit der Karl die Idee des Königtums bis zum Tode verkörperte; ihre Unabhängigkeit von Parlament und fluktuierender Mächtegruppierung, wie überhaupt von der „Souveränität des Volkes". Aus ähnlichen Überlegungen hatte noch seinerzeit Bismarck in König Karl den demonstrativsten Märtyrer der Königsidee gesehen. Heute jedoch halten sich die britischen Interpreten dieser Tragödie wörtlicher an die Worte Karls bei seiner Verurteilung: „Es ist nicht mein Fall allein. Es ist die Freiheit und Unabhängigkeit des englischen Volkes, für die ich einzustehen habe. Denn wenn Macht ohne Gesetz Gesetze macht, weiß ich nicht, welche Person in England sicher sein könnte ihres Lebens oder irgend eines Eigentums." Man sieht in diesen Worten nicht mehr eine Verkleidung monarchischen Absolutismus, den Ausdruck für die Rechtsidee des Königtums, sondern umgekehrt die früheste Verteidigung des – damals gewiß noch nicht vorhandenen – demokratischen Prinzips. Mag hier nun die Schwierigkeit hinzukommen, daß in England die politische Kontinuität immer stärker als revolutionierendes Umbauen war, daß es insofern schon früh kein reines, absolutes Monarchentum einerseits, andererseits aber auch niemals eine republikanische oder gar anarchische Demokratie gegeben hat: so bleibt doch der Widerspruch, die Verhedderung politischer Rechts- und Linkseinstellung kaum auflösbar, die nun heute den immerhin großartigsten englischen Revolutionär und Reaktionsfeind Oliver Cromwell zum Erz-Antidemokraten und ersten Faschisten machen will. Wir haben wenig Grund, den Briten ihren Gerechtigkeitssinn und ihr nationales Dankbarkeitsgefühl in Erinnerung zu rufen angesichts dieser Umwertung Cromwells einerseits, der allzu demokratisch-anbiedernden Glorifizierung Karls auf der anderen Seite (an der sich ironischerweise auch die erzantimonarchischen Amerikaner heute gegen den Puritaner und Amerikafreund Cromwell beteiligen); das Beispiel zeigt aber auf sinnfällige Weise, wie der „Historismus" an Kredit in der ganzen Welt verliert, wie die Gegenwart und damit das Wirkliche gegenüber dem Vergangenen und bloß im Geiste ein Sein Besitzenden zur Macht kommt und ein politischer Pragmatismus sich der geschichtlichen Gehalte auch bei den Völkern bemächtigt, die sonst den Luxus der Objektivität gerade auf diesem Felde hochhielten.

Das Tabu des Herrschers. Die Vorstellung, die die Nachwelt sich vom spanischen König Philipp II. gebildet hat, wird sehr stark bestimmt durch die Greuelpropaganda, die noch zu seinen Lebzeiten gegen ihn ins Werk gesetzt wurde. Ein düsterer, krankhafter Monarch, ein Menschenfeind, wenn nicht gar ein Verbrecher, ein gefühlloser Mörder soll damals Spanien regiert und durch fanatische Unduldsamkeit seine niederländischen Untertanen in die Verzweiflung und zum Abfall getrieben haben. Heute wissen wir, daß fast alle gegen ihn erhobenen Anschuldigungen falsch sind. Wir kennen den Fall des Don Carlos besser und wissen, daß die Darstellung im Drama Schillers völlig von den Tatsachen abweicht. Aber wie konnten sich diese Legenden um den Monarchen bilden und sein Ansehen derart untergraben? In einem groß angelegten Werk ist Ludwig Pfandl (Philipp II. von Spanien. München, Georg D. W. Callwey. 13 Abbildungen. RM 12,50) dieser Frage nachgegangen. Er sieht den Wesenszug Philipps II. in seiner eigentümlichen Auffassung der Stellung des Monarchen, wobei die äußere Form, das erst spät aus dem Burgundischem übernommene Hofzeremoniell nicht einmal entscheidend, sondern nur die notwendige Folge der inneren Einstellung ist. Es ist eine fast archäische Haltung, die um den König einen religiösen Kult aufbaut. Er allein ist der Hort des Rechts, von ihm geht eine zauberhafte, belebende Kraft aus, aus der allein alles Glück und Wohlergehen der Nation entspringt. Es entsprach dem Charakter Philipps II., diese Stellung des Monarchen auszugestalten, sich immer mehr zurückzuziehen in unnahbare Einsamkeit, nicht nur äußerlich durch Wahl des ziemlich unbedeutenden Städtchens Madrid zur Hauptstadt, sondern auch durch den Bau des Escorial am Fuße des Gebirges. Auch innerlich löst er sich von seiner Umgebung. Ein unsichtbarer Kreidestrich, den niemand überschreiten kann, trennt ihn von seinen Mitarbeitern. Ihnen gegenüber gibt er sich niemals frei und offen. Die Kunst des Mißtrauens, des „desconfiar", und der Undurchsichtigkeit, des „disimular", hat er von seinem großen Vater, Kaiser Karl V., übernommen und zur Vollendung ausgebildet. Aus diesem inneren Abstand, der allerdings durch den frühen Tod seiner ersten Mitarbeiter und Diener vergrößert wurde, erklärt sich die Abneigung, einen seiner ganz hervorragenden Feldherren und Admiräle über ein gewisses Maß steigen zu lassen. Mitten im Siegeslaufe ruft er sie zurück – und gibt unwiderbringliche Gelegenheiten preis. Aber hinter diesem durch das Tabu beherrschten Monarchen steht der Mensch Philipp, der völlig vergessen wird, ein gehorsamer Sohn, ein zärtlicher Gatte, ein sorgender Vater, ein treuer Freund. Während er starr die Maske des Unnahbaren trägt, beugt er sich in Demut vor seinem Gott. Nicht Eroberungsgeist oder fanatischer Kreuzzugswille beherrscht ihn, sondern eisernes Pflichtgefühl. In der reinsten Absicht, nur den Frieden und das Wohl Spaniens zu wollen, läßt er Möglichkeiten kriegerischer Eroberungen verstreichen, weil er ganz Gott und dem Recht ergeben ist. Nur dort, wo das Recht und die Majestät verletzt werden, ist er unerbittlich, aber dann kann keine schwächliche Erwägung ihn vom Handeln zurückhalten. In diesem grandiosen Bilde eines der größten Herrscher aller Zeiten, das Pfandl uns meisterhaft entwirft, fehlt nur ein Zug: die wirt-

schaftliche Seite. Die großen Geldschwierigkeiten Philipps II., die bereits bei seiner Thronbesteigung begannen, werden nur kurz gestreift. Gerade in ihnen liegt ein großer Teil der Ursachen für das wachsende Mißtrauen des alternden Monarchen.

Fernöstliche Politik. Einem Engländer verdankt man eines der interessantesten neuesten Bücher über fernöstliche Fragen, das zwar „An atlas of far eastern politics" benannt ist, aber über 33 – gut, klar und aufschlußreich gezeichnete – Schwarzweißkarten hinaus einen ebenso knappen, wie geographisch-historisch-politisch und wirtschaftlich erschöpfenden Begleittext enthält. Kein geringerer als Sir Arthur Salter, selbst einer der ersten englischen Chinaexperten, hat ein Vorwort zu dem Buche geschrieben, in dem es heißt: „Wir können keine Bewegung in Europa mehr machen, ohne ein Auge auf Singapore und Tokio zu haben!" Und er bezeichnet das Buch des Herrn G. F. Hudson (Faber and Faber Ltd., London) „wahrscheinlich als ein Standardwerk auf Jahre hinaus" ... Es nennt, genau wie die Japaner in ihrem heutigen Kampfe um ein von allen fremden Bevormundungen freies Ostasien das tun, die Rechte der Fremden in China „halbkoloniale Servitute auf die chinesische Souveränität". Zwar sagt Hudson, Mandschukuo sei nach japanischer Theorie ein souveräner Staat, und die „Welt" nehme das nicht ernst, indem sie weiter Mandschukuo nur als ein „anderes Japan" betrachte. Hudson fährt dann fort: „Aber indem Japan diesen ausgeklügelten Hokuspokus der Unabhängigkeit eines Landes, das in Wirklichkeit von Japan kontrolliert wird, aufrechterhält, folgt es einfach dem Beispiel, das England mit Unterstützung des Völkerbundes im Jahre 1919 mit der Zulassung Indiens zu einer Vereinigung gegeben hat, deren Mitgliedschaft verfassungsmäßig unabhängigen Staaten vorbehalten ist und solchen Kolonien und Dominien, die sich selbst verwalten. Damit wurde in die internationalen Beziehungen ein Element reinen Humbugs getragen, was die Welt noch Ursache haben wird zu ‚bedauern'." Denn „Japan kann schließlich darauf bestehen, daß die Bevölkerung der Mandschurei sich nicht weniger Freiheit erfreute, als sie die Regierung von Mandschukuo schuf, als die sich ‚voll selbst verwaltende' indische Nation, wenn sie Lord Linlithgow als ihren Beherrscher wählt". Eine erfrischend-erfreuliche nüchterne Feststellung! Im übrigen glaubt Hudson auch nicht an einen japanisch-russischen kriegerischen Zusammenstoß im Osten, denn für Rußland seien die fernöstlichen Bezirke „wohl wert, sie zu besitzen, aber nicht wert, einen größeren Krieg darum zu führen".

Vom Chanson bis zum „Chansong". Der Film nimmt sich gern der Findelkinder der Musen an. Das ist bekannt. Vom langen Liebäugeln mit der Bühne hat er deren Manieren gar zu gern kopiert. Wie die alten Operetten sungen, so zwitschern die jungen Filme, konnte man eine Zeitlang sagen. Manches hat sich seitdem geändert und gebessert. Der Film ist filmischer geworden. Er entdeckt sich selbst. Dennoch passieren ihm auf diesem Entdeckungswege zu sich selbst immer wieder Seitensprünge, die manchmal auch als Entgleisungen enden. – Man erinnert sich noch der Stufenfolge der Neben-

entdeckungen, die dem Film im Laufe seines jungen Lebens gelungen sind. Zuerst die Ohrfeigen, dann das Revolverabfeuern, später das Zigaretten-in-Brand--und-in-Szene-Setzen, abermals später das Augenwimpernaufschlagen und heute endlich die große Liebe zum Chanson. Der wäre kein Film, der heute kein Chanson durch eine schöne Frau absingen ließe. In den meisten Fällen muß man die Darbietung von Song oder Chanson im Film diesem als einen Rückfall ins Literarische, von dem er doch so gerne weg möchte, verbuchen. Auch das wäre an sich nicht schade, wären die Chansons in der Mehrzahl gut. Aber so gut sind sie meist nicht. Sonst würde man nämlich den Film gern in einer Rolle sehen, die er noch nie gespielt hat. In der Rolle des Lebensretters. Bisher war er meist, wenn man es so ausdrücken will, ein „Legendenzerstörer". Wenn man nämlich zum Beispiel einen der Romane nachlas, nach denen die Drehbuchmeister das Verdrehbuch gemodelt hatten, sah man meist, daß sie mehr als Nachdichter waren, sie waren hervorragende Um- und Neu- und Mehrdichter. Für Song und Chanson, die in den letzten Jahren, seit die Kabaretts stärker verschwanden oder zum Varieté oder zur Miniaturrevue sich wandelten, sozusagen ohne feste Bleibe waren, hat der Film ein geräumiges Obdachlosenasyl eröffnet. – Vorläufer des guten Chanson, der von Haus aus auch einmal echte Lyrik war, kann man in unserer Literaturgeschichte seit Jahrhunderten finden. Laßt die anderen nur ihren François Villon haben! Die Wächterlieder des hohen Minnesangs und die Verslein an die knusprigen Bauerndirnen des niederen Minnesangs, manches rauhe Landsknechtslied, in das sich das schrille Organ einer Marketenderin mischte, mancher galante Vers der Schlesier, mancher gewagte Reim der Anakreontiker der Vorklassik, so gar manch Zeilchen einer heiteren Nebenarbeit unserer würdigsten Weimarer Herren hat längst jenen Ton gehabt, der die Musik des Brettls und des Überbrettls später war. Aber Bänkellied und Plänkellied waren noch bis zu Wedekind echt, während sie bei Wolzogen und Bierbaum schon Kaffeehauskonzeption geworden sind, die ihre Dichter zu Literaten machten, ehe die sich dessen versahen. – Vom Chanson, der früher mal ein Einfall war, der seine Note hatte, ist der Weg zum „Chansong", wie wir seinen illegitimen Sohn nennen möchten, nicht weit. Der neue Chansong ist auf Bestellung gearbeitet. Er wird fabrikmäßig in der Retorte zusammengegossen aus lauter Bestandteilen an Sehnsucht, Romantik, rotem Licht, Lasterhaftigkeit, schwerem Parfüm und Whiskyströmen und Asphalttränen mit Matrosenrefrains, die man prozentmäßig ausdrücken kann, wie sie der jeweilige Film verlangt. Das neue Chansong besingt den Städtern, die wir alle sind, die Träume von Ferne, hoher See und wilden Frauen, die früher der Abenteurerroman und der Sensationsroman in die Phantasie des geregelten Normalbürgers eingaloppieren ließen. Der Chanson, der einmal Dichtung war, ist zum Chansong degradiert, seit er unter die Leute gegangen ist und Konsumware des Genusses wurde, für die man an der Kasse festgesetzte Preise zahlt.

WILLY KRAMP

Die Fischer von Lissau

Roman

(Schluß)

Um dieselbe Zeit aber, da Wilhelm mit angstheiserer Stimme in das leere, fahle Dunkel über dem Wasser schrie, saß Lina Perbandt in ihrer großen Stube und sah durchs Fenster aufs Haff hinaus. Sie zuckte nicht zusammen bei den ersten Blitzen, sie trat nicht vors Haus und sah nach Fenstern und Türen, als Wind und Regen stärker wurden. Sie blieb wie erstarrt sitzen, und der strenge, weiße Blick in ihren Augen war kalt und scharf wie ein Messer.

Später trat der alte Gey ins Zimmer, aber sie sah ihn nicht an. Er blieb mitten in der Stube stehen, ohne Gruß, ohne Anrede, und sagte: „Ich habe es dir gesagt, heute wie früher. Du hast mich nicht gehört, und ich rede jetzt wieder. Wirst du endlich begreifen, daß er ein Mensch für sich ist und nicht mehr in deiner Wiege liegt, Lina?"

Sie sah zum andern Fenster hinaus, das landeinwärts den Blick öffnete. Da lagen, weiter aufwärts und nicht so nah am Haff, die Häuser der klügeren Nachbarn, die sich nicht so nahe ans Wasser gewagt hatten. Überall brannten die Kerzen, denn die Frommen beteten, und wenn der Blitz einschlug, galt es zu retten, was zu retten ging.

„Gey, wenn da ein Unglück geschieht!" sagte sie mit dumpfer Stimme.

Der alte Gey stand aufrecht unter den niedrigen Balken. Er bewegte sich nicht, nur die gespreizten Finger seiner rechten Hand wühlten zornig in dem schweren, grauen Bart; über seinen ins Leere starrenden Blick war es wie ein zarter, grünlicher Schleier gebreitet, selbst die hell aufzuckenden Blitze vermochten dieses seltsam Verhangene um seine Augen und Stirn nicht aufzuhellen. Besser als andere wußte Lina Perbandt, was dieser Blick zu bedeuten hatte, und sie fürchtete sich darum, den Mann anzusehen; sie starrte in die brennenden Himmelswunden hinaus und auf die Wellen des Haffs, die im wiederkehrenden Feuer der Blitze grell aufleuchteten und sich mit weißen Säumen weithin brodelnd bäumten. Aber zuletzt hielt sie es nicht länger aus und fragte mit rascher, rauher Stimme: „Warum kommst du? Na? Hast du sie... schon gesehen?"

Er antwortete laut, aber nicht mehr zornig: „Bist du so alt geworden im Hören des Worts, Lina, und weißt nichts anderes zu fragen in dieser Stunde?"

„Ob du ihn siehst?" wiederholte sie stöhnend, vor Schreck und Angst fast außer sich. „Meinen Jungen, meinen Jungen, meinen..."

„Siehst du!" fiel er ihr ins Wort. „So redet die Torheit: Mein Junge, mein Kind, mein Sohn. Aber wie oft soll ich dir's noch reden und predigen, er ist nicht dein, und legtest du ihn gleich wieder an deine Brust. So geht's nicht zu auf der Welt, daß du mit Händen bewahren kannst, was dir lieb ist, Lina."

„Zu was hat der Herr ihn mir dann groß lassen werden, wenn er ihn jetzt doch nimmt, wo ich alt und krank werd'?"

„Das laß nur gut sein, du, was der Herr tut."

„Wie kann ich's lassen gut sein, wenn es schlecht ist? Nichts als Leid und unnütze Qual hat er mir geschickt mein Leben lang. Ich sag's, wie es ist."

„Ih, du sagst ja genau, wie's nicht ist, Dumme!" rief Gey fast fröhlich aus. „Der Herr hat noch nie einem Menschen Leid und Qual, unnütze, geschickt. Das bringen die, die nicht nach seinem Willen tun, ganz allein auf sich herab."

Doch Lina Perbandt starrte nur finster vor sich hin und nahm nichts an. – „Du kannst reden und predigen", sagte sie. „Dir ist nicht die halbe Familie ertrunken."

„Die Toten laß nur ruhen", antwortete er und war dabei immer heiter, so wie sie ihn fast noch nie gesehen hatte. – „Du weißt schon gut genug, daß nicht du dem Oswald den Frieden gegeben hast, der in seinem Herzen war."

„Ich hab' ihn lieb gehabt", trotzte sie. „Mehr als alles auf der Welt."

„Schon gut. Aber was hat man denn hier anderes gehört als: ‚Oswald, lauf hier!' und: ‚Oswald, tu dort, du Faulpelz!'"

Da vergaß sie sich ganz vor Zorn und schrie: „Was willst du eigentlich von mir, zu was kommst du überhaupt her und wer bist du, daß ich mit dir von meinem Oswald reden soll? Hast du vergessen, was du mir angetan hast?"

Er aber nickte heiter und antwortete mit einer Stimme, in der ein Lachen heraufquoll: „Ja, ich hab's vergessen, Lina, weiß Gott! Den Augenblick hab' ich's vergessen!"

Sie starrte ihn verwirrt an, war er von Sinnen? Wie konnte er, den niemand je lachen gesehen hatte, fröhlich sein in der Stunde, da weit draußen auf dem Haff vielleicht schon ein Unglück geschehen war, das ihn doch ebenso tief ins Herz treffen mußte wie sie, die Mutter, selbst?

Da dachte sie, daß sie ihn mit etwas Hartem und Spitzem wieder zur Besinnung rufen müßte, und sie sagte: „Das sieht dir gleich, Gey. Andere haben ihr Lebtag nicht davon freikommen können."

„Ich weiß, ich weiß!" rief er, aber er war ungekränkt. „Du hast ein starkes Gedächtnis für die Sünden anderer Leute. Nur gut, daß dein Oswald anders war. So wie der unser Böses vergessen konnte, so kann es nur noch der Herr selbst. Aber du hast es ihm schlecht gedankt. Du hast nicht einmal dein Eigenes vergessen können."

„Ich?" schrie sie. „Die Treue hab' ich ihm gehalten zehn Jahre lang, ihm zu Dank bin ich allein geblieben."

„Du bist allein geblieben, weil es dir so gepaßt hat", sagte er. „Wär' dir besser gewesen, du hättest den Richard zum Mann genommen, statt ihn zehn Jahre neben dir den Narren spielen zu lassen."

„Du weißt selbst, daß er getrunken hat und immer noch trinkt."

„Und du weißt, daß er es bald hätt' bleiben lassen, wenn er der deine geworden wäre. Aber du hast ihn nur halb haben wollen, das war das Schändliche."

„Nicht halb und nicht ganz hab' ich ihn haben wollen. Es ist in allen Ehren hergegangen."

„Natürlich!" nickte er. „Du wirst mich noch erst das Menschenherz kennen lehren, Lina Perbandt. Warum hast du ihn denn nicht geheiratet?"

„Heiraten, ja doch, heiraten!" stieß sie hervor. „Noch mehr Kinder zur Welt bringen, daß sie dir versaufen, wenn sie groß sind endlich!"

„Siehst du, siehst du!" rief er und zeigte mit dem Finger auf die Frau, als mache es ihm Spaß, sie überlistet zu haben. „Davor hast du Angst gehabt. Aber das liebe Gottchen hat nicht erst bei dir oder bei mir angefragt, ob wir wollen Menschen sein oder nicht. Er ist dein Herr, und fertig. Und du tu nur, was er dich lehrt, du kleines Geschaffenes."

„Ich hab's getan!" trotzte sie. „Ich hab' geschuftet und mich gequält mit mehr als Weibeskräften. Mein Jungchen sollt's besser haben zuletzt –."

„Ja doch. In Papier hast ihn wickeln wollen, dein Wilhelmchen. Aber jetzt ist er fort, weg, draußen, im Wetter, im Unfrieden!" lachte er laut heraus und zeigte seine großen gelben Zähne.

„Wenn du doch auch schon draußen wärst, du niederträchtiger Quäler!" sagte sie mit tränenheiserer, böser Stimme. „Bist du gekommen, dich an meinem Unglück zu freuen? Scher dich nach Hause!"

„Ich geh' schon von ganz allein", antwortete er, „ich geh' von ganz allein, wenn ich hier fertig bin. – Aber das Mädel wirst du nicht mehr los, wenn du den Alten auch unters Wasser gebetet hast. Das Mädel bleibt dir, das Mädel bleibt, und du mußt noch Gott danken dafür."

„Was ... hab' ich getan? Ich ... versteh' gar nicht", murmelte sie. „Ich hab' hier gesessen und gebetet, aber nicht um das Schlechte."

Da wurde er wieder ernst und antwortete: „Ich will dir was sagen, Lina: du hast noch nie verstanden, wenn dir's gegen den eigenen Willen ging. Noch die Toten hab' ich dir müssen 'rausjagen aus'm Haus. Gottes Willen tun, sagst du – ja, aber erst den eigenen. Gottes Gebote, ja – wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht naß, so hast du's gehalten wie alle Welt."

Aber Lina Perbandt wurde nur immer finsterer und ließ ihr Herz nicht anrühren. „Du hast dein Haus da oben", murmelte sie. „Du hast Söhne die Menge, aber ich? Du kannst reden."

Da trat er ganz dicht vor sie hin und sagte, als ob er Schmerzen litte: „Alles, alles wirst du noch verlieren, wenn du nicht hören wirst. Aber deinen Wilhelm, du, den laß mir gehen, wie er gehen muß!"

Bei diesen Worten bekam sie es wieder mit der Angst, und sie preßte hervor: „Was ist mit ihm, was ist mit ihm? Wirst du endlich aufhören mit Predigen und mir sagen, ob du ihn siehst?"

Doch dann verstummte sie plötzlich, denn Geys Gesicht hatte merkwürdig zu leuchten begonnen, so als habe er eine Kunde vernommen, die alles Schwere und Dunkle aus seinem Geist verjagte und ihn hell und leicht zurückließ wie ein Kind; der grünliche Geisterschleier, der noch bei seinem Eintreten über seinen Blick gebreitet gewesen war, hatte sich aufgelöst, und nun sahen die starken, klaren Augen unverhüllt aus ihren Höhlen hervor. Nach einer Zeit hob sich die Brust des

Mannes, als steige ihm ein endlich befreites Lachen auf, und er antwortete: „Ob ich ihn sehe? Nein, Lina, ich sehe ihn nicht. Ich sehe nichts mehr. Nichts mehr ..."

Und wie trunken von Fröhlichkeit ging er hinaus in Blitz und Regen und fürchtete sich nicht.

Aber immer noch trieben die drei Schiffbrüchigen auf dem bewegten Wasser des Haffs umher; immer noch ragte die Bootskante wie das schmale Rückgrat eines Seetieres ein winziges Stück aus dem Wasser hervor, und jetzt mußten es schon Stunden sein, daß sie so über der kalten Tiefe hingen, ohne Hoffnung und fast auch ohne einen Gedanken im Herzen. Der erste fahle Dämmer kam schon vom Osten, da wurden die Wellen endlich stiller und zum letzten Male sagte Wilhelm: „Jetzt müssen die Angler von Bahnau kommen, jetzt gleich, gleich! Nur so lange haltet noch aus!"

Aber Marie richtete den Kopf längst nicht mehr auf; sie lag mit ihrer ganzen Leibeslast kalt und wie tot auf dem armen, müden Liebsten, und nur wenn sie zwischen den schlagenden Zähnen von Zeit zu Zeit ein Wimmern ausstieß und ein furchtbares Zittern durch ihren ganzen nassen Leib ging, empfing er ein Zeichen, daß sie noch lebte. Aber dann zugleich spürte er auch jedesmal, daß der Tod schon der furchtbare Dritte in ihrer Umarmung war, und er stammelte, schrie mit klappernden Zähnen den Namen, der ihm seit der letzten Nacht der liebste auf Erden geworden war: „Marie... Ma – rie...!"

Aber als es dann wirklich Tag werden wollte – an Land mußten schon die Lerchen steigen – und das Wasser immer stiller atmete, da nahmen zuletzt auch Wilhelms Kräfte rascher ab. Er ließ zwar nicht los, er fürchtete sich auch nicht mehr; es gelang ihm sogar, ein Seilende zu fassen und Marie damit fest an sich zu binden. Aber er wurde je länger je mehr im Herzen schwermütig und sah Bilder wie im Traum.

Das Ufer sah er plötzlich ganz dicht an das gekenterte Boot herantreiben, zum Greifen nahe standen vor ihm die Häuser von Lissau und das Gut oben in seinem grünen Park. Und er sah den alten Gey aus seinem Hause treten mit einem hohen Stab in der Hand, den reckte er in alle vier Winde und hob ihn zuletzt hoch in den Himmel, mit strengem Richtergesicht. Aber kaum hatte er den Stab in den Himmel gehoben, so fuhr ein Blitzstrahl in seine Spitze herab und entzündete den alten Gey zu einer Flamme. Und der alte Gey, der nun eine Flamme war, lief in das Haus der Perbandts, wo Wilhelms Mutter am Fenster saß und hinausstarrte. Alsbald fuhr eine Flamme aus dem Hause auf, und ein Feuer vernichtete in gewaltigem Lauf auch die Katen, die höher am Walde standen, dazu das Gut und den Park. Da blieb nichts.

Wilhelm schrak auf, denn wieder wurde Marie von einem wilden Zittern durchfahren. Ach, hier war nicht das leergebrannte Feld von Lissau. Hier waren nur die Wasser des Haffs im Morgengrauen, ein gekentertes Boot, der stumpf standhaltende Richard, dessen triefender Kopf sich aus dem Wasser erhob wie der des Wassermanns, und die wimmernde Marie, an der all das Liebliche und Köstliche, damit sie den Freund in der vergangenen Nacht beschenkt hatte, schon einen ferneren, fremden Sinn zu haben schien. Wie war es nur zugegangen, daß er

nicht abgesunken war, da er doch schlief und träumte? Gott Lob und Dank, bald mußten die Angelboote der Bahnauer kommen. Sie mußten eigentlich schon hier sein, denn mit der ersten Dämmerung fuhren sie aus. . . .

Aber schon trieben sie wieder ganz nahe am Ufer hin, und da war kein Haus, kein Gras, kein Baum. Ein großes schwarzes Pferd kam langsam dahergegangen, und auf dem Pferde saß Wilhelms Mutter mit verhangenem Blick und einem in Qualen geöffneten Munde. „Wilhelm!" rief sie leise. „Lieber Wilhelm."

„Ja, Mutter, hier!" brüllte er viel zu laut über Wind und Wellen hinweg, denn sie war ganz nahe.

„Hör nun auf, dich da zum Narren zu machen", sagte sie. „Es ist für deine Sünde."

Er antwortete nichts und starrte sie nur an. Sie war ihm so fremd, er wußte nicht warum.

„Laß alles und komm mit", sagte die Mutter.

„Ich kann nicht kommen. Ich muß Marie festhalten!" schrie er zurück.

Aber sie hob mühsam den Kopf vom Halse des Pferdes hoch, da sah er, daß ihre Augen schon keinen lebendigen Blick mehr hatten. „Nein, nein", sagte sie. „Laß das jetzt. Sie lachen dort nur über dich. Es ist schon das Gericht. Komm, steig auf, die andern sind längst unterwegs, wir sind die letzten."

Da spürte er wieder, wie seine arme Liebste an ihm zu zittern begann, und er sagte: „Ich bin nicht allein. Mit ihr zusammen muß ich vor den Richter treten. Sieh her, ich habe ein Seil um sie und um mich gebunden, wir sind übel dran."

„Hast du sie lieb, Sohn?"

„Mehr als mich selbst", sagte er.

Da ließ die Mutter den Kopf wieder tief auf den Hals des Rappen sinken, und aus ihren toten Augen rannen Tränen. „So muß ich alleine hingehen", klagte sie. „Leb wohl. Es ist das einzige Tor, sie schließen es jetzt."

„Bist du denn gestorben, Mutter?" fragte er.

„Sterben ist schwer", antwortete sie. „Sterben ist schwer."

„Wo wird das Gericht sein?" fragte er weiter.

„Es ist schon. Es ist schon. In der ganzen Welt."

„Vergiß uns beide nicht, wenn du vor dem Richter stehst, Mutter. Ich habe nichts von allem gewußt."

„Keiner wird da vergessen. O Qual!"

„Und verzeih mir. Ich habe dich nie geliebt, ich wußte nichts."

„Ich auch nicht", sagte sie leise. „Aber dein Vater weiß alles. Erbarmung, Erbarmung!" – Und wie sie weiterritt, hatte sie immer noch die Stirn auf den Hals des Rappen geneigt und weinte bitterlich, so daß es dem Sohn zu Herzen ging und er dem Pferde, darauf er selber ritt, ein Zeichen geben wollte. „Warte, warte doch, arme Mutter!" rief er laut.

Aber er hatte eine bleierne Last in seinen Armen, er konnte die Zügel nicht fassen; auch hingen ihm die Beine schwer in die Tiefe, denn das Pferd schwamm durch tiefes, schweres Wasser.

13.

Um diese Zeit wurden die Schiffbrüchigen von einem großen Ziegelkahn gesichtet, der von Braunsberg nach Königsberg unterwegs war. Man rettete sie im letzten Augenblick, und man rettete auch ihr Boot mit Hilfe der Hebekräne, die das fremde Schiff an Bord hatte.

Als der große Ziegelkahn vor der Bucht ankerte und das Boot der Perbandts mit Hilfe der fremden Schiffer eingebracht wurde, kamen die Leute aus den unteren Häusern herbei und starrten. Marie hing still und bleich wie eine geknickte Blume zwischen den Männern, die sie trugen, zu schwach, um nur die Augen zu öffnen oder gar ein Wort zu sprechen. Richard und Wilhelm hielten sich wohl noch auf den Beinen, aber auch sie sahen erschöpft und kläglich aus in ihren halbgetrockneten Anzügen und gaben nur kurze, verlegene Antworten, als die Lissauer sich mit Fragen an sie drängten. Der alte Gey hatte Pferd und Wagen mitgebracht und war fröhlich wie vor einem Fest; der Wagen war weich mit Stroh ausgelegt und mit Decken versehen, und als nun Marie den Damm heraufgetragen ward, befahl er, sie in das Stroh zu betten. Wilhelm war auf seine Mutter zugetreten und sprach mit ihr; doch als er bei einem schnellen Umblicken wahrnahm, daß Geys Wagen mit dem Mädchen bereits abgefahren war, brach er seine Rede kurz ab und beeilte sich, das Fuhrwerk einzuholen. Er schlenkerte mit den entkräfteten Armen und setzte die langen, steifen Beine so behutsam auf die Erde, als bereite ihm jeder Schritt Schmerzen.

Lina Perbandt blieb vor ihrem Hause stehen und wartete auf Richard Szameit, der vorn auf dem Landungsdamm immer noch von den neugierigen Nachbarn umdrängt wurde; er war ohne Mütze, sein fast kahler Schädel mit der unnatürlich weißen Stirn leuchtete inmitten der Leute. Als aber durch die Reihen der Starrenden, die sich langsam wieder von der Bucht zu ihren Häusern zurückwandten, das Raunen herdrang, daß der alte Szameit draußen geblieben sei, da wandte sich die Wartende ab und ging ins Haus. Sie fröstelte, denn nach dem Gewitter wehte der Morgen kühl vom Haff herunter, und ein kalter Himmel stand mit starren, grauen Wolken über Land und Wasser.

Es dauerte nicht lange, so trat Richard zu ihr in die Küche. Er blieb in der Tür stehen, räusperte sich und ließ sich dann, da er keinen Anfang finden konnte, müde auf der Bank am warmen Herde nieder. In Linas Augen trat ein ungewisser, fragender Schein, als sie den Gefährten vieler Jahre so elend dasitzen sah, den entblößten viereckigen Kopf tief gesenkt und bald mit dem rechten, bald mit dem linken Handrücken sich schwer über Stirn und Kopf wischend, als schäme er sich seiner Kahlheit. Nach einer Zeit begann er mit müder, fistelnder Stimme zu klagen: „Was fang' ich jetzt an! Der Alte ist geblieben, mir werden sie die Schuld geben, und mit Recht. Mit Recht, sag' ich!"

Lina hatte sich endlich neben ihn gesetzt. „Haben sie euch die Kleider auf dem Schiff getrocknet?" fragte sie.

„Ja", antwortete er. „Nur die Mütze ist weg, auch die von Wilhelm· Na, laß schwimmen!" Aber dann schüttelte er doch wieder fassungslos den Kopf und murmelte viele Male hintereinander: „So was auch, Lina... so was...!"

Hierauf schwiegen sie eine Zeit. Das Wasser summte auf dem Herd, die Katze Sofie erhob sich unter der Bank und streckte die Glieder.

„Was ist mit Marie?“ fing Lina endlich wieder an.

„Marie? Ach Gott, ach Gott“, fuhr er fort zu klagen, „wenn die was zurückbehält, wer soll mir auch wirtschaften und im Haus tun und machen?“

„Du kannst doch heiraten“, sagte sie da mit leiser Stimme. „Bist doch jetzt dein freier Herr oben in Szameits Haus?“

„Heiraten, ich? So einer, der einschläft am Ruder und sich besäuft wie das liebe Vieh? Jeder, der mich Mörder nennt, hat recht.“

„Wenn du erst mit einer Ordentlichen verheiratet bist, wirst du auch das Saufen unterwegs lassen“, sagte sie.

Da sah er sie überrascht an. Aber plötzlich murmelte er erschrocken: „Lina, bist du sehr krank? — Meine Zeit, du siehst ganz ... anders aus, Lina?“

„Ich bin nicht krank“, lächelte sie und richtete sich auf. „Es ist nur ... ich hab' mich bald zu Tode gesorgt um euch, warum habt ihr bloß nicht auf mich gehört, Richard?“

„Das gottverfluchte Saufen!“ sagte er wieder. „Aber damit ist es jetzt aus, dort draußen liegt die Flasche, die blanken Scherben — hörst du genau zu, Lina? Auf der Stelle will ich tot umfallen, wenn ich noch einen Tropfen trinken tu in meinem Leben. Und ... Schluß, fertig!“ schrie er.

„Du mußt heiraten“, wiederholte sie abgewandten Gesichtes, und ein Frösteln lief ihr wieder durch die schweren Schultern, obwohl sie doch am warmen Herde saß. ...

Als Wilhelm nach Hause kam, fand er die Mutter mit gramvoll stillem Gesicht bei der Arbeit. Er suchte seine eigene Sorge zu verbergen und trat ihr freundlich entgegen; als er jedoch, seiner großen Müdigkeit nicht achtend, zu erzählen begann, wie sich alles zugetragen habe, da sagte sie: „Laß nur bleiben!“ und schob ihm zu essen und zu trinken hin. „Wenn du dich ausgeruht hast, wird auch noch Zeit zum Erzählen sein.“

Als er sich gelegt hatte, kam sie zu ihm, setzte sich auf den Bettrand und fragte: „Was macht Marie?“

„Wenn sie nichts zurückbehält, will ich Gott danken“, antwortete er.

„Ih, wo wird sie denn? So ein junges, kräftiges Ding!“ tröstete die Mutter. — „Schlaf jetzt, Wilhelm.“

Und er tat, wie sie sagte. Der Schlaf kam und war über ihm wie ein stiller schwarzer Himmel, in den nichts aus der Welt draußen hereindrang, kein Seufzer, kein Freudenruf, kein Hauch, nichts ... Als er erwachte, war es Abend. Er blieb mit offenen Augen still liegen, und ein Gefühl großer Freude und Zuversicht durchströmte ihn plötzlich ganz und gar. Er sah durchs Fenster hindurch. Warme, volle Wolken zogen langsam über einen feuerroten Himmel, ei wie lag er so geborgen hier zu Hause, zu Hause! Er war vom Tode errettet und Marie mit ihm. Mochte gleich der böse Alte, ihr Vater, der sein Lebtag nur nach dem Schlimmen getrachtet hatte, kläglich ertrunken sein —.

Da hörte er ein Weinen im Zimmer.

Er drehte die Augen seitlich, ohne sich im Bett zu regen, und sah, daß die Mutter den Kopf auf den Tisch gelegt hatte; in ihrer rechten Hand hielt sie ein Messer, in der linken eine halbgeschälte Kartoffel, beides hielt sie fein hoch, um die Decke nicht zu beschmutzen. Aber ihre schweren Schultern zitterten ... Über ihr an der Wand hatte sich der letzte Tagesglanz auf dem Bilde des Herrn versammelt, der mit segnender Gebärde den Jüngern im sinkenden Schiff entgegenschritt; aber viel sah man nicht mehr, es war schon fast Nacht.

„Mutter!" rief Wilhelm leise zum Tisch hinüber. „Was ist denn, was hast du?"

Das Weinen verstummte augenblicks. Aber die Frau ließ die Stirn auf dem Tisch liegen, auch die Hände fielen ihr herab, nun achtete sie der Decke nicht mehr. Erst beim zweiten Anruf des Sohnes hob sie langsam den Kopf hoch und sagte, indem sie sich mit dem Mittelfinger der linken Hand das Haar aus der Stirn strich: „Du bist schon wach ... willst du was, Kind?"

Er fragte: „Weißt du, wie es Marie geht?"

Sie strich sich noch einmal mit dem gleichen Finger über Stirn und Augen, erst nach einer Weile antwortete sie mit leiser, gleichgültiger Stimme: „Nein, Kind."

„Ich dachte, weil du weintest?"

„Nein, nein. Ich weiß nichts, ich war nicht da. Ich bin froh, daß ich mich selbst auf den Beinen halte."

„Hast du wieder Schmerzen? Weinst du deshalb?"

„Nein. Ich bin nur so allein ... mit der Arbeit, mit allem. Ich kann mich nicht regen."

„Ei, wenn das alles ist? Bald machen wir Hochzeit. Dann wird Marie ins Haus kommen und dir die Last abnehmen."

„Ja, ich weiß. Wer sich nicht regen kann, ist nur eine Last. Du brauchst es mir nicht zu sagen."

„Du wirst uns nie zur Last sein!" beteuerte er. „Und hast du dich erst ausgeruht, so wirst du dich auch bald wieder regen können. Paß nur auf, bald fahren wir dann aus und holen den Aal und den Dorsch und was wir wollen. Gar nicht lang dauert das."

„Gar nicht lang dauert das", sagte sie bitter, „so fahrt ihr mich mit Pferd und Wagen an einen anderen Ort, die Beine voran."

Er erschrak und bat sie: „Sprich nicht so, Mutterchen. – Ich weiß, ich war nicht gut zu dir. Aber ich bin klüger geworden heute nacht, und jetzt will ich immer nur gut zu dir sein."

Sie antwortete: „Zu deinem Mädchen wirst du gut sein, aber nicht zu mir. Sie wird deine Frau sein und deine Mutter auch, alles in einem. Ich kenn' die Welt, laßt mich in Frieden!" sagte sie mit müder, gramvoller Stimme und suchte mit der linken Hand in der Kartoffelschüssel herum; da es jedoch dunkel geworden war, fand sie nur noch Schalen. „Ich kenn' die Welt", wiederholte sie.

Wilhelm fühlte bei diesen Worten einen Stich im Herzen, aber er wollte die Mutter nicht in ihrer Traurigkeit allein lassen, er wollte aufstehen und ihr etwas Fröhliches sagen. Kaum jedoch hatte er versucht, sich auf die Füße zu stellen, als

er einen Schmerzenslaut ausstieß und aufs Bett zurücksank. „Bring Licht her!" rief er der erschrocken auffahrenden Mutter zu und beugte sich stöhnend herab, um seinen linken Fußknöchel zu befühlen.

Merkwürdig, wie die Mutter jetzt gleich fröhlich und flink bei der Sache war. Sie steckte ein Licht an, stellte es auf den Stuhl neben Wilhelms Bett, befahl dem Sohne, sich wieder zu legen, und betrachtete und befühlte ihrerseits den Fuß. Der linke Knöchel war rot und ein wenig geschwollen, kein Zweifel. Aber als nun Wilhelm etwas bänglich fragte: „Was kann es nur sein, ich werd' doch nicht liegenbleiben müssen?" da sah ihn die Mutter nur ruhig und zuversichtlich an wie einst in den Tagen, da er noch mit all seinen Schmerzen zu ihr gekommen war, und sagte: „Bist du gefallen? Hast du dich an einer Kante gestoßen, Kind?" — Und als er zuletzt den Fuß aufstöhnend unter ihren fühlenden Händen zurückzog, da tröstete sie ihn mit dem Zauberspruch aus Kindertagen: „Wart nur ab, bis zur Hochzeit ist alles wieder gut." — Er lächelte dankbar; ja, bis zur Hochzeit.

Nach einer Zeit aber wurde er wieder unruhig und sagte: „Ich muß doch nach Marie sehen, Mutterchen!"

Sie antwortete: „Das ist Dummheit. Das schlag dir ganz aus dem Kopf!" und ging in die Küche, um einen Leinenlappen in warmes Wasser zu tauchen.

Wilhelm blieb alleine liegen, er sah grübelnd zur Decke empor und seine Zuversicht war gänzlich von ihm gewichen. Nicht lange war die Mutter hinausgegangen, so richtete er sich abermals empor und versuchte, mit dem kranken Fuß aufzutreten.

In diesem Augenblick jedoch trat Richard Szameit ein und berichtete unter den heftigsten selbstanklägerischen Verwünschungen, daß Marie zu Hause mit Schmerzen in der Brust und hohem Fieber darniederliege und daß er sich ebensowenig Rat mehr wisse wie Kalinigs Anna, die Tochter des Maurers, die zur Pflege herbeigeeilt sei. Als er vernahm, daß auch Wilhelm durch das Unglück Schaden genommen habe, stieß er verzweifelt hervor: „Wußte ich es nicht, jetzt hat es uns gerufen!" Er stellte sich an Wilhelms Lager, betrachtete das kranke Gelenk und schüttelte hierauf so heftig den Kopf, daß die neue Mütze, die er im Schrank seines Vaters gefunden hatte und die ihm viel zu klein war, langsam auf sein Gesicht herabrutschte. Er griff vorbeugend zu, nahm die Mütze ab und hielt sie trauervoll vor die Brust gedrückt, als stünde er vor einem offenen Sarge.

Da schickten sie ihn mit Pferd und Wagen nach Königsberg, um den Arzt herbeizuholen. Als er fort war, fragte die Mutter: „Willst du nicht etwas essen, Wilhelmchen?" Und als der Sohn sie nur geistesabwesend anstarrte, gab sie sich gleich selbst die Antwort: „Ja, du wirst was zu dir nehmen." — Sie brachte ihm zu trinken, und er trank. Danach brachte sie ihm auch zu essen, weiße, frische Milchsuppe mit Brotstückchen, und er aß alles folgsam aus. Aber er sprach dabei kein Wort, und als er gegessen hatte, legte er sich gleich wieder zurück und starrte stumm zu den dunklen, vom Alter und der Last der Stürme gekrümmten Deckenbalken hinauf.

Währenddem ging die Mutter rüstig in Stube und Küche umher; jetzt erst, da sie den Sohn in Not sah und sich die einzige dünkte, die ihm Hilfe bringen konnte,

jetzt erst wurde sie wieder lebendig und fand leichte, freie Worte selbst für das Schwere. Der alte Gey sei in der vergangenen Nacht bei ihr gewesen, erzählte sie. „Und weißt du, was er mir vorgeschmissen hat, Wilhelmchen?"

Er fragte: „Kann Richard jetzt schon in der Stadt sein, beim Doktor?"

„Beim Doktor? Wilhelm, Kind, du bist wie dein Vater. Solche Angst! Sieh einer an – wird sich Sorgen machen, wenn sein Marjellchen 'nen heißen Kopf hat. Wahrhaftig, wie der Vater! Da lag ich auch mal krank, und da – soll ich dir's erzählen?"

„Ja. – Aber sieh doch nach, der Knöchel muß jetzt schon dicker sein als erst. Was kann das bloß sein, das?"

Sie dachte nach und fragte endlich: „Hast du vielleicht noch sonstwo in den Gliedern Schmerzen? Hier, am andern Knöchel? Oder hier, oder da?" – Und als er einen Augenblick mit der Antwort zögerte, als frage er sich selbst nach seinen Schmerzen, da fuhr sie gleich fort: „Das ist gut. Sonst, ich dachte schon, vielleicht ist es Gelenkrheumatismus. Da weiß ich noch, wie dein Bruder Heinrich einmal im März schon gebadet hatte, vierzehn Jahre war er alt. Der Dumme, was hat er aushalten müssen, und was haben wir alles mit ihm aufgestellt, um ihm zu helfen. Ein Tag schlimmer als der andere, ich kam sonst schon kaum zu Maß mit der vielen Arbeit."

„Wie spät ist es jetzt?" fragte Wilhelm.

„Nicht spät. Sie werden schon noch rechtzeitig kommen. – Ja, der Heinrich damals. Als er nun immer noch das Reißen hatte, so etwa Ende April, was soll ich dir sagen, da kommt eines Tages der alte Gey, der ja alles weiß, und sagt: ‚Heinrich, geh jetzt gleich wieder baden, und du bist gesund.' Und der Heinrich – ein wunderliches Kind war er ja immer – der Heinrich geht hin im April und badet zum zweitenmal. Und kommt nach Hause und –"

„Und?"

„Er war natürlich auch ohnedies schon gesund, aber nein – der alte Gey bekam den Ruhm vor den Leuten. Seht, wie er wieder die Wahrheit wußte und hier und dort, immer der alte Gey! Kann alles und weiß alles, wozu brauchen wir noch einen Herrgott, wir haben doch den alten Gey? – Na, aber wenn du sonst keine Schmerzen hast, Wilhelmchen, nur da am Knöchel –"

Aber jetzt hörte sie den Sohn schwer stöhnen und sah, wie sein Blick in stummer Qual an ihr vorbei ins Weite ging; da sprach sie nicht mehr weiter, sondern machte sich nur noch hin und her im Raume zu schaffen, obwohl da nichts zu schaffen war für eine kranke Frau. Aber nun, da sie nicht mehr redete, war ihr, als folge ihr der Blick des leidenden Sohnes mit einer ernsten Frage nach und als sei ihre geheime Angst und Verstörtheit auf einmal viel deutlicher offenbar denn zuvor. Es mußte also wiederum geredet werden; aber sie wußte und wagte nichts zu beginnen, ihre eigene Zunge hatte keine Kraft und Freudigkeit mehr. So setzte sie sich hastig an den Tisch, rückte die Kerze zu sich her, schlug die Bibel auf und las den ihr wohlbekannten Psalm bei Krankheiten und Übeln: „Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet und unter dem Schatten des Allmächtigen

bleibet, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe."

Sie hielt inne, hob den Kopf und tat, als lausche sie nach draußen; aber in Wahrheit suchte sie nur zu verbergen, daß sie keinen Atem hatte und sich fürchtete. Auch Wilhelm war erschrocken hochgefahren und horchte mit verdrehten Augen, aber er hatte seine unbedachte Bewegung mit verdoppeltem Schmerz zu bezahlen, so dauerte es eine kleine Zeit, bis er wieder hören konnte, was die Mutter las:

„Denn der Herr ist deine Zuversicht; der Höchste ist deine Zuflucht. Es wird dir kein Übel begegnen, und keine Plage wird zu deiner Hütte sich nahen. Denn er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen; daß sie dich auf den Händen tragen und du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest."

Sie hielt wieder inne und sagte leise, ängstlich: „Denk doch einmal nach, Wilhelmchen, vielleicht war es die Bootskante, an der du dich gestoßen hast?"

Er blieb still liegen und antwortete: „Ich weiß es nicht. – Lies nur weiter."

„Aber auch wenn es wirklich das Reißen sein sollte, Angst brauchst du keine zu haben."

„Ich hab' auch keine Angst, Mutterchen", antwortete er. „Geh ruhig schlafen." – Aber als die Mutter sich eben legen wollte, fragte er noch: „Ist es sehr dunkel draußen?"

Schon halb im Schlaf, taumelte sie zum Fenster und stieß es auf: „Ja, Wilhelmchen, dunkel . . . dunkle Nacht. Aber Richard hat ja die Laterne am Wagen, und er kennt den Weg bei Nacht wie bei Tage." – Sie sank seufzend unter ihren Berg von feuchtkühlen Betten, murmelte ein Gebet; dann schlief sie ein und begann alsbald zu schnarchen. Nach einer Zeit aber verschluckte sie sich, hustete, fuhr hoch und sah sich im Raume um. – „Und trinken tut er auch nicht mehr. Uah, war das ein Traum!"

Von nun ab lag Wilhelm Stunde um Stunde wach. Die Schmerzen im Knöchel nahmen zu, es war, als werde ihm ein glühendes Band immer enger um das Gelenk geschmiedet. Doch während er so lag und litt, wandelte sich seine anfängliche Angst um Marie in ein Gefühl der Zärtlichkeit, ja selbst des Erbarmens für die Geliebte, die ihm als die unschuldig Leidende und willig Schenkende von dem Augenblick an erschienen war, da er sie mit Mannesaugen zum ersten Male gesehen hatte; so zum mindesten wollte es ihn rückschauend bedünken, und selbst wenn die Schmerzen ihm den Schlaf nicht verwehrt hätten, er wäre doch freiwillig wach geblieben, um alle seine Gedanken hilfreich der Liebsten zu senden.

Indessen war er ja mit seinen Schmerzen in der dumpfen Stube gefangen, und er mußte die Zähne zusammenpressen, um nicht durch sein Stöhnen die Mutter zu wecken. Durch das geöffnete Fensterchen drang etwas vom Geruch der reifen Wiesen und von den Stimmen am Haff herein; die Birken vor dem Hause bewegten sich seufzend. Die großen feuchten Nachtwolken hingen nur noch vereinzelt hier und da im Himmel, wie eingeschlafen auf der Reise; aber wo sie vorbeigeglitten waren, hatten sie die Sterne blank und frisch gemacht. Nach einer Zeit begann das Fenster im Nachtwind zu kreischen und zu schlagen; der Hund Troll

bellte ein paarmal unruhig auf, da dachte Wilhelm: Ach, wenn sie doch kommen und helfen möchten, ihr und mir! Aber da es dann wieder still wurde, tanzten die Gedanken nur um so feuriger vor seinem Lager auf und nieder, Bilder neigten sich ernst, seine Qual vermehrend, und nur wenn er den Namen der Braut aussprach, so hob es ihn für Augenblicke immer wieder in das reine Wesen herauf, das in diesem Namen zuerst ihm zu leuchten begonnen hatte.

14.

Spät in der Nacht noch kam der Arzt zu Marie und fand sie in bösem Fieber, kurz und heiß atmend. – „Es spickt sie wie mit glühenden Nadeln", erklärte Anna Kalinig, die ihres Vaters fließende Rede geerbt hatte, sonst aber ein gutes, hilfsbereites Mädchen war, groß, jung und stark. – „Was machen jetzt die Schmerzen?" fragte sie hundertmal, während sie der Freundin unermüdlich feuchte Wickel um die Brust legte. „Ist dir heiß? Kommt die Luft schon besser?" Und so fort ohne Ende, sie zerriß sich fast den Mund vor Fragen.

Aber Marie lächelte zu alledem nur ein wenig und seufzte ein wenig, sie war sehr krank. Von Zeit zu Zeit verwirrten sich ihre Sinne im Fieber, dann trieb sie wieder auf den Wassern des Haffs, auf einem feuerwarmen Meer, dessen blutrote Wellen mit brennenden Rändern hoch daherbrausten und sie glühendheiß übergossen, so daß sie immer wieder wimmernd auffuhr und nach Wilhelm rief. Jedesmal aber, wenn dies geschah, war die muntere Anna ihr zur Seite, streichelte sie mit ihren großen getreuen Händen und fragte: „Wilhelm? Riefst du nach Wilhelm? Du Arme, Liebe, er kann nicht kommen, er hat einen schlimmen, schlimmen Fuß." – Und sooft sie dies sagte, traten ihr Tränen in die Augen vor Rührung und Mitleid.

So vergingen langsam die ersten Tage der Krankheit. Der goldenste Sommer hob sich hoch und höher über die Äcker und Wiesen am Haff, das Gras wurde satt und reif und mußte fallen. Die beiden Heimgesuchten aber in ihrer geheimnisvollen Krankheitswelt waren auf eine Weise verbunden, daß die Leute in Lissau noch lange Zeit mit großen Augen davon gesprochen haben. Immer grausamer nämlich ward das Mädchen auf seinem feurigen Fiebermeer umhergetrieben, immer heißere Wellen stürzten sich über sie und ließen sie in jäher Todeskälte zurück, raubten ihr den armen Rest von Atem, daß sie wie erstickt in Annas Armen lag. Wenn sie aber in neuer Klarheit und mit freierer Brust auftauchte, so wußte sie dennoch und sprach es fröhlich aus, daß sie bei Wilhelm gewesen war. Und Wilhelm selbst hatte ja nicht Geringeres zu leiden. Aus den Knöcheln zog

sein Übel in die Knie hinauf und von da in die Handgelenke, wie mit glühenden Nägeln war er an seine Qualen geheftet. Erhob er sich aber in den wenigen Stunden Schlafes, oder während er ganz still lag, über seine Schmerzen, so wußte auch er, daß Marie immer wieder heimlich zu seinem Herzen sprach. Und so lag denn ihrer beider Krankheit, mochte sie noch so toben, gefesselt zu ihren Füßen und tat ihnen in Wahrheit nichts an.

Des Morgens, wenn es besser um Marie stand, kam die getreue Anna zu Wilhelm herüber und war zum Überfließen voll von wichtigen und neuen Dingen. Der alte Szameit war in die See hinausgetrieben und an der samländischen Küste bei Neuhäuser angeschwemmt worden; das Heu versprach eine gute Ernte, und Richard Szameit, dem Anna während Maries Krankheit die Wirtschaft versah, fühlte sich wohl und zufrieden in ihrer Hut. Eines hellen Morgens aber, am neunten Tage von Maries Krankheit, wußte sie zu berichten, der Arzt sei wiederum dagewesen und habe ihr anvertraut, daß nunmehr für Marie der entscheidende Tag angebrochen sei. Sobald der Abend sinke, werde sie mit dem Tode ringen, ihn überwinden oder ihm erliegen.

Als Lina Perbandt diese Nachricht gehört hatte, gab sie dem Mädchen seiner Schwatzhaftigkeit wegen so Böses zu hören, daß es weinend das Haus verließ; danach aber war sie selbst bald zu schnell, bald zu langsam bei der Arbeit; von Zeit zu Zeit setzte sie sich schweratmend an Wilhelms Bett und sah den Sohn mit erhitzten, schwimmenden Augen an, aber sie brachte kein Wort über ihre Lippen. Am Nachmittag rief er nach ihr und bat sie: „Mutter, geh hin zum Paten Gey. Er soll helfen."

Aber sie antwortete, der alte Gey könne sich selbst nicht helfen, geschweige denn anderen. Und als der Sohn immer dringlicher und angstvoller zu bitten fortfuhr, da sagte sie nicht ja noch nein, sondern begann still zu weinen und fing wieder an, im Hause umherzugehen und alles für die Nacht zu bestellen. Danach saß sie bis zur Dunkelheit am Tisch und legte sich nicht schlafen. Zuletzt nahm sie ihr Tuch und ging hinaus. – Der Sohn blieb allein, er starrte aus den tiefliegenden, kleinen Augen, deren Blick sich während der Krankheitstage zugleich verschärft und verklärt hatte, starr zur Decke hinauf; seine Lippen bewegten sich. Nachdem er aber lange Zeit so gelegen hatte, schloß er die Augen wieder. Seine Lippen hörten nicht auf, sich zu bewegen, ja er sprach jetzt laut und wie in deutlicher Anrede. Zuletzt aber geschah eben jenes Schauerliche, wovon alle Lissauer später geurteilt haben, daß etwas Überirdisches sich darin offenbart habe: Wilhelm richtete sich steil auf, hob die Hände mit den geschwollenen, kranken, schmerzenden Gelenken bittend empor, als seien sie ganz gesund, und begann zu einem unsichtbaren Gegenüber zu sprechen. Die Augen behielt er zu...

So fand ihn seine Mutter, als sie kurze Zeit darauf ins finstere Zimmer trat. Sie war in getrösteter Stimmung und begann gleich in der Türe, während sie noch ihr Tuch abnahm, zu erzählen, sie sei bei den Prodiens gewesen, um Hilfe für die Ernte zu erbitten, und dort sei ihr auch Hilfe zugesagt worden. Richard zwar tue wahrhaftig, was ein Freund tun könne, aber was zuviel sei, das sei zuviel. Wenn das seine auch so wenig sei, daß es der Hund auf dem Schwanz

Die Reichsgartenschau 1939 in Stuttgart wird am 22. April eröffnet. In prachtvollen Gartenanlagen und Seeterrassen auf dem Killesberg-Gelände werden u. a. 60 000 blühende Rosen und über 1 Million blühende Frühjahrs- und Sommerblumen eine einzigartige Schau bilden.

★

Die traditionellen Serenaden-Konzerte im Schloßhof zu Heidelberg werden sich auf die Monate April bis September d. J. erstrecken, wobei jede Woche einmal im Schloßhof oder bei regnerischer Witterung im Königssaal gespielt wird. Das Frühjahrsmusikfest vom 8. bis 11. Juni ist Beethoven gewidmet und bringt als Höhepunkt die Aufführung der IX. Symphonie im Schloßhof.



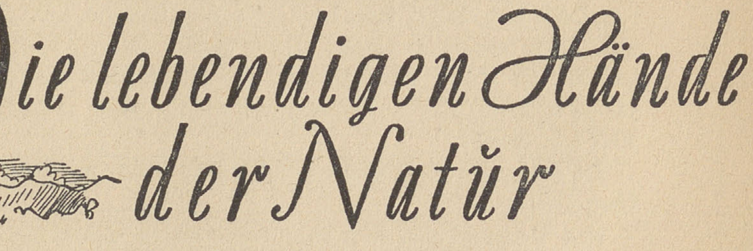
Dr. Lahmanns Sanatorium „Weißer Hirsch" seit 1888
in Bad Weißer Hirsch-Dresden.
Die klinisch geleitete vorbildliche physikalisch-diätetische Heilanstalt für innere und Nerven-Krankheiten.
7 Fachärzte / Alle neuzeitlichen diagnostischen und therapeutischen Einrichtungen / Auffrischungskuren.
(Im Kurort: Golfplatz, Tennisplätze, Schwimmbad.)
Man verlange Werbeschrift U



BEILAGENHINWEIS

(Außer Verantwortung der Schriftleitung)

Dem vorliegenden Heft unserer Monatsschrift ist ein Prospekt der **Badeverwaltung von Bad Oeynhausen** beigegeben, den wir der Beachtung unserer Leser empfehlen.



Der große Arzt Hufeland sprach von den „lebendigen Händen der Natur", und nur aus ihnen sollte man das Heilwasser zum Baden und Trinken entgegennehmen: denn „gewiß" sei „jeder Augenblick Verzögerung auf dem Wege von der Quelle zu den Lippen mit großem Verlust der Heilkraft verbunden". Was Hufeland vor 120 Jahren schrieb, wird heute von der Wissenschaft bestätigt: „es haben in dieser Hinsicht die Quellen unstreitig bedeutende Vorzüge, denen die Natur eine solche Temperatur gab, daß man gleich nach ihrem Hervorquellen in ihnen baden kann." Zu den Heilbädern mit solchen Vorzügen gehört

das Weltbad BADEN-BADEN

Heilbad im Schwarzwald



Thermen gegen Rheuma, Gicht und Katarrhe
Spielbank: Roulette, Bakkara, Klondyke

Bäder- und Kurverwaltung Baden-Baden, Anstalt des öffentlichen Rechts

forttragen könne, zwei Wirtschaften könne ein einzelner Mann nun einmal doch nicht versehen, geschweige denn zur Erntezeit. Zudem scheine Richard auf Freiersfüßen zu gehen; wer konnte wissen, ob er die junge Braut nicht schon im Hause hatte. Doch während die Mutter sich noch so ihr Herz leichter machte, hörte sie, daß Wilhelm ebenfalls laut sprach.

Sie schwieg, lauschte; zuerst glaubte sie, der Sohn gebe ihr Antwort, aber später sagte sie zu den Nachbarn, schon gleich in diesem Augenblick sei ihr unheimlich zumute gewesen. Denn sie hörte wohl, daß der Sohn nicht zu ihr redete, aber außer ihr war niemand in der Stube, zu wem also sprach er? – Mit stockendem Atem trat sie näher an sein Lager. Sie rief ihn bei Namen, aber er hörte auf nichts, und anzurühren wagte sie ihn nicht. Da lief sie in ihrer Angst und holte die Nachbarn herbei. Bald war die Stube voller Menschen, die erstaunt und furchtsam auf den Kranken sahen und seine Worte hörten...

„Nein, nein, nein, nein!" flüsterte jetzt Wilhelm mit inständigem Bitten. – „Gott wird ihm barmherzig sein, auch wenn du auf Erden bleibst. Was? Was tut er, er wäscht sein Hemd? Hahaha, jetzt muß ich lachen..."

Er schüttelte ungläubig den Kopf, aber danach neigte er sich andachtsvoll wieder vor, faltete die Hände, und seine Lippen bewegten sich unaufhörlich wie bei einem Menschen, der – hingerissen lauschend – die Rede eines anderen unbewußt mitspricht.

„Doch, doch, doch!" sagte er plötzlich ganz laut und fest. „Das können wir auch auf Erden tun, ganz gewiß! Komm zurück, Marie, hörst du mich!... Komm zurück, liebe Seele, laß mich nicht allein hier, Gott wird dir nicht böse sein... ja, ja, ich weiß, aber verlaß mich doch nicht!" flehte er jetzt, und Tränen rannen über sein Gesicht.

Da sagten die Leute in der Stube: „Er spricht mit ihrer Seele. Ist sie denn schon gestorben?"

Lina Perbandt aber stieß einen wimmernden Schrei aus und stürzte aus dem Hause. Sie vergaß, ihr Tuch umzunehmen, sie vergaß, daß sie jeden hastigen Schritt später mit einem Brennen und Würgen in der Brust zu bezahlen haben würde, sie lief, sie keuchte den Weg zum Hause des alten Gey hinan. Als sie es erreicht hatte, trat sie nicht vor die Tür, um anzuklopfen, sondern ging gleich rechts um das Haus herum, bis sie am Fenster der Altenstube stand. Hier blieb sie stehen, lauschte. Im Hause war alles still. Eine Scheibe am Fenster des Alten war nur angelehnt. Nach einer Zeit klopfte Lina an das Glas.

„Wer ist das?" kam die Stimme Geys klar und wach von drinnen. „Ich liege schon."

Als die Frau ihren Atem gefunden hatte, antwortete sie leise: „Ich bin es."

„Lina?" kam es erstaunt zurück. Und dann blieb wieder alles still.

Die Frau lehnte sich fröstelnd an die Hauswand und starrte zu dem bebenden Geflimmer im weiten Himmel empor. Die Büsche am Gartenzaun rauschten plötzlich auf, aber es ging kein Wind. Die Sommernacht war schwer von dem Duft des gemähten Grases... o weh, aber nun schlich ihr der Schmerz, der brennende Mahner, wieder zum Herzen. Sie nahm ihre Kraft zusammen und

sagte ins Fenster hinein: „Wilhelm und seinem Mädchen geht es schlecht. Wenn keine Hilfe kommt, bleiben sie keine Menschen mehr."

Aber von drinnen kam es ruhig, fast heiter: „Es heißt, was Gott zum Wagen macht, das beschlägt er auch."

Sie antwortete: „Es heißt auch, was Gott am liebsten hat, das führt er jung hin."

Nach einer Zeit begann der Alte drinnen leise und fröhlich zu lachen, und als Lina dies hörte, wähnte sie, er spotte ihrer Not, und schrie wild zum Fenster hinein: „Da sieht man es wieder, du hast nie ein Herz gehabt, nie hast du nach uns gefragt!"

„Warum fragen!" antwortete es überaus fröhlich von drinnen. „Die Wahrheit ist am Tag."

„Wilhelm hat mich geschickt", sagte sie flehend.

„Und ich schicke dich wieder zurück."

„Er glaubt, daß du ihm helfen kannst. Du allein."

„Geh nach Hause und laß mich in Frieden. Es ist immer dasselbe mit dir, wir kommen nicht voran."

Da gab sie alles auf und ging fort. Aber sie kehrte nicht gleich nach Hause zurück, sondern ging erst zu den Szameits. Anna trat ihr in der Tür entgegen, ihr Gesicht trug Spuren von Angst, Schreck und Erschöpfung; sie sagte mit zitternder Stimme und einem krampfhaften Aufwogen ihrer mächtigen Brust: „Ich dachte schon, sie war tot gewesen. Ja, wahrhaftiger Gott! Aber jetzt atmet sie wieder besser. Ach du Barmherziger!"

Den Sohn traf Lina schlafend an; als sie eintrat, wachte er jedoch sofort auf. Und als die Mutter zu ihm sagte: „Marie ist besser, nun wirst du sie bald wiedersehen!" — da sah er sie nur still an und sagte: „Ja, ich weiß. Ich weiß."

Aber noch gingen die Wochen weiter ins Land. Draußen fuhr der Sommer nun schon mit verhängten Zügeln, die Vögel waren etwas stummer geworden, das Laub hing matter und dunkler als im Mai an Bäumen und Büschen, und die Felder neigten sich schwer und weiß der Ernte hin.

Da kam der Tag, an dem die zwei Genesenden sich endlich doch wiedersehen sollten.

Wilhelm lag allein in der Stube und freute sich an dem fröhlich endlosen Taumelspiel der kreiselnden Sonnenflecke auf der Diele. Es war ein heller Morgen, der Himmel stand weiß über dem von tausend winzigen Wellen erflimmernden Haff; die Stimmen der Enten, der Rohrwachteln und selbst der Möwen schienen von der frohen, üppigen Behaglichkeit des Erntetages zu wissen. Die Maste der Boote in der Bucht stachen wie flammende Speere aufwärts, ganz leise, wie von zitternder Ungeduld bewegt. Die Katze Sophie kam auf leisen Pfötchen, gähnte herzhaft, streckte sich und legte sich dann mit wollüstiger Sorgsamkeit mitten in die tanzenden Sonnenflecke, die sich von nun an auf ihrem Fell weitertummelten.

Ein Schatten fiel flüchtig in die Stube. Die Mutter nickte Wilhelm durchs Fenster freundlich zu; sie ging zu den Prodiens, um die zugesagte Hilfe für die

BEILAGENHINWEIS

(Außer Verantwortung der Schriftleitung)

Dem vorliegenden Heft unserer Monatsschrift sind folgende Prospekte beigegeben, die wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen:

Ferd. Rückforth Nachf. A.-G., Stettin, Oberwiek 5.

Essener Verlagsanstalt G.m.b.H., Essen, Herkulesstraße 1, betr. „Amerika/England“.

F. A. Brockhaus, Leipzig C 1, Querstraße 16, betr. „Der Große Brockhaus“.

Karl Rauch Verlag, Markkleeberg-Ost bei Leipzig, Göringstraße 35.

Anton Pustet Verlag, Salzburg, Siegmund-Haffner-Gasse Nr. 18, betr. „Verheißungsvoller Ausbau“.

Die in der „Deutschen Rundschau“ inserierenden Kuranstalten und Bäder senden unseren Lesern auf Wunsch gern ihre Drucksachen mit ausführlichen Aufschlüssen zu; bitte fordern Sie diese unter Bezugnahme auf die „Deutsche Rundschau“ an!

Ernte nunmehr zu erbitten, denn es war Zeit, mit dem Schnitt zu beginnen. Richard allein konnte wohl das Korn hauen, aber er konnte es nicht in Garben binden, aufstellen und einfahren. Lina selbst hatte sich nach jener schweren Nacht auch wieder legen müssen; nun ging sie wohl umher, aber es schien, als sei auch sie damals weit fortgewesen und fremd wiedergekommen.

Nachdem der Schatten fortgewandert war, verging eine lange Zeit, in der nichts geschah. Die Sonne ergoß sich immer voller und wärmer durch das offene Fensterchen in die Stube, und die Katze Sophie, eine Urenkelin jener alten Sonja, streckte sich behaglich in die Flut des Lichts hinein, gähnte, blinzelte, putzte sich. Nach einer Weile aber wurden draußen Schritte und Stimmen laut. Es klopfte an die Tür, und auf Wilhelms „Herein!" trat Marie in die Stube, von der getreuen, großen Anna am Arme geführt. Ach, aber Marie, liebe kleine Marie, wie war sie so fein und durchsichtig geworden, die doch vordem braun und fest wie keine andre gewesen war! Wie stand sie so engelsgleich da in der lebendigen Sonnenflut, aus was für großen Augen strahlte sie ihren Liebsten an, und wie ging ihr Lächeln gleich der zarten, bleichen allerersten Frühjahrssonne über ihr Gesicht!

„Mariechen . . .!" stammelte er und hob ihr die Hand mit dem immer noch roten, geschwollenen Gelenk entgegen.

Und sie kam zu ihm, kniete an seinem Bett nieder, schloß die kranke Hand behutsam in ihre beiden Arme, wie sie schon einmal getan hatte, damals als der Teufel mit den Wellen des Haffs zu krieseln begann, und flüsterte unter Tränen: „Mein Wilhelm, mein lieber . . .!"

„Wie mager, wie gering bist du geworden!" sagte er und legte seinen Mund auf ihr Haar. Aber der alte Gey, der auf einmal in der Türe aufgetaucht war, sagte lachend und mit einer Stimme, die die drei Jungen verwundert aufhorchen ließ: „Das laß gut sein, Wilhelm, wat jung ös, ös lustig, un wenn hundsmager."

Auch Anna weinte. Sie winkte nach rückwärts in die Diele, und alsbald trat Richard in die Stube. Als er neben ihr stand, drückte sie ihr Gesicht zärtlich an seine Schulter und schluchzte laut auf vor Glück und Freude. Richard tätschelte ihr den Rücken. Er war zufrieden, niemand konnte sich eine bessere Frau wünschen.

„Marie", sagte Wilhelm, „ich bin noch nicht gesund, aber jetzt bald, wart nur."

Sie antwortete nichts, sie drückte nur seine kranke Hand leise gegen ihr Gesicht, die Hand wurde ganz naß. Statt ihrer antwortete Richard und rief laut: „Kopf hoch, Wilhelm. Kommst übern Hund, kommst auch übern Schwanz."

Der alte Gey aber stand immer noch in der Tür, mit klaren, fröhlichen Augen, und jetzt nickte er plötzlich eifrig mit dem Kopf, als habe er endlich Antwort auf die Frage bekommen, unter der er lange, lange Jahre seufzend einhergegangen war.

Der Roman „Die Fischer von Lissau" von Willy Kramp ist als Buchausgabe im Verlag Hans von Hugo, Berlin, erschienen. *Siehe auch Anzeige auf S. 77.*

Wertvolle Geschenkbücher

zu Ostern und zur Einsegnung

Diesel. Der Mensch — Das Werk — Das Schicksal. Von Eugen Diesel. 35. Tausend. Mit 21 Bildern. Leinen RM. 7,50 / Eine dokumentarische Lebensbeschreibung, die wir zu den besten Biographien der Neuzeit rechnen müssen. Denn das Buch weitet sich aus zu einer Darstellung der Gründerzeit mit all ihren technischen, soziologischen und philosophischen Gegebenheiten. (Kasseler Neueste Nachrichten)

Durst. Erzählung. Von Wolf Justin Hartmann. Leinen RM. 4,50 / Wer hält es für möglich, daß man über einen eintägigen Ritt zweier Menschen durch die Wüste ein fesselndes Buch schreiben kann? Wie der knappe Tatbestand angepackt, durchgeführt und zum erschütternden Miterleben gebracht wurde, das ist eine ganz ungewöhnliche literarische Leistung. (Leipziger Neueste Nachrichten)

Wunderbare Welt. Roman. Von August Winnig. 30. Tsd. Lein. RM. 5,80 / Mit diesem Werk ist uns ein beglückendes Volksbuch geschenkt worden, ein an Wundern reiches, wunderschönes Buch der Güte, Reife und Lebensdankbarkeit. Wahrlich, man muß diese echte Dichtung lieben. (Berliner Börsen-Ztg.)

Parzival. Von Wolfram von Eschenbach. In Prosa übertragen von Wilhelm Stapel. Leinen RM. 6,50 / Noch niemals ist die große mittelalterliche Dichtung so tiefgründig und doch so klar erfaßt und wiedergegeben worden. (Will Vesper in „Die Neue Literatur")

Geschichte deutscher Dichtung. Von Prof. Dr. Franz Koch. 2., erweiterte Auflage. Leinen RM. 6,50 / Aus der Fülle der Literaturgeschichten der letzten Jahrzehnte ragt dieses Werk als wissenschaftliche, als gestalterische und sprachliche Leistung weit heraus. (Deutsche Literaturzeitung)

Brasilien. Bildnis eines tropischen Großreiches. Von Wolfgang Hoffmann-Harnisch. Mit 31 Bildern. Kart. RM. 6,80, Leinen RM. 7,80 / Eine neue Welt steigt vor uns auf, die unserem europäischen Geschichtsbild fehlt. Um so erfreulicher ist es, in diese tropische Welt durch ein so lebendig geschriebenes Buch eingeführt zu werden. (Deutsche Zukunft)

Kultur und Religion der Germanen. Von Wilhelm Grönbech. Herausgegeben von Prof. Otto Höfler. Übertragen von Ellen Hoffmeyer. Band I und II. Preis jedes Bandes: Kart. RM. 11,—, Leinen RM. 12,— / Die deutsche Ausgabe dieses ernsten und tiefen, an Anregungen und Problemen überreichen Werkes wird zum Fortschritt unserer Erkenntnis des Altgermanentums sehr viel beitragen können. (Zeitschr. f. dt. Altertum)

Das Reich und die Krankheit der europäischen Kultur. Von Christoph Steding. Mit einer biographischen Einleitung von Walter Frank. Brosch. RM. 23,—, Leinen RM. 24,— / Es ist die erste Gesamtschau über die geistige Struktur der germanischen Randstaaten und ihr Verhältnis zum Reich, gleichzeitig aber auch der erste großangelegte Versuch, der liberalen Geschichtsauffassung vom Boden der neuen Weltanschauung aus mit den strengen Mitteln der Wissenschaft auf den Leib zu rücken. (Nationale Hefte, Zürich)

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung / Prospekte auf Wunsch

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG

Literarische Rundschau

Nachlese 1938

Eine herzenlockernde Geschichte von jungen Menschen, von Zauber und Verführung eines Potsdamer Sommers, von süß-weher Erwartung und schmerzlicher, trügerischer Erfüllung fabuliert auf eine anmutige, sommerlich-verwegene Art Ernst-Wolf Dröge in seinem Erstling „Ohne Sorge in Sanssouci" (Berlin, Deutscher Verlag.) Einem sehr jungen Manne, noch voll staunend-gläubigen Lächelns über die Wunder dieser Welt, wird die erste nachdrückliche Liebesbegegnung bereitet. Zwei Freundinnen, die in ihrer kühlen Wärme brennen machen, schenken ihm einen verschwärmten Sommer, bis er, Lachender Knabe liebt Mädchen in Blüten nun, über die Schwelle tritt und die ganze Fülle des unentschiedenen Verliebtseins in die leise Trauer der frühen, vorzeitigen Erfüllung wandelt. — „Ein Mädchen in Blüte" von Franz Schneller (München, Kösel & Pustet) ist die Geschichte eines jungen Mädchens und seiner Liebe, die vom ersten Erzittern des erwachtenden Herzens bis zur Heimkehr in die Geborgenheit der verläßlichen Lebensgläubigkeit erzählt wird, ist zugleich aber mehr noch als eine helle und tröstliche Liebesgeschichte eine festliche Dichtung des Markgräfler Landes und seiner Menschen, über deren Leben hier wahrlich das Lächeln der Penaten ruht. — Julius Kiener gibt mit seinem Roman „Die Reise nach Trias" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) eine eigenwillig und überlegen, mit allem Glanz eines hintergründigen, skurillen, letztlich aber herrlich versöhnlichen Humors gedichtete Komödie rings um ein junges Mädchen, das mit Pflegeeltern, Verwandten und einem Troß von Freiern von der Küste Jütlands bis ins Karwendelgebirge zieht und hier nach etlicher Fährnis und seltsam zwielichtigen Abenteuern in Sinn und Übersinn den Mann nach seinem Herzen findet. — Eine Liebesgeschichte von gestern nennt Rudolf Naujok sein ungewöhnliches, ungewöhnliche Ereignisse stark und eindringlich erzählendes Buch „Gewitter am Morgen" (Breslau, Bergstadtverlag). Es ist der rückhaltlose, nichts beschönigende, in seiner schlichten Ehrlichkeit erschütternde Bericht über das Leben zweier Menschen, denen die Liebe, aus einer unzeitigen Hingabe in erstickende Bitternis gewandelt, alle Erfüllung und allen Sinn ihrer verheißungsvollen Begegnung verschüttet. Nach Absturz in Tiefen, darin alle Lebensmöglichkeit ausgelöscht scheint, daraus unvorstellbare Gnade nur eine letzte Erhebung noch gewährt, finden sie die Kraft, ihrem zerstörten Leben einen neuen Sinn abzuringen, da es nicht auf Liebe allein — mit Liebe allein ist so wenig getan — da es auf das Aushalten ankommt.

Leo Weismantel, „Eveline" (Berlin, Bong & Co.), und Wolfgang Weyrauch, „Strudel und Quell" (Berlin, Ernst Rowohlt), erzählen vom hohen Sinn einer rechten Ehe und von der schweren Aufgabe, sie zu erfüllen. In ihren Büchern, in denen der Mensch in seiner ganzen Armut und Verlorenheit, in seiner ganzen Erbärmlichkeit auftritt, darin er aber auch in all seiner Größe erscheint, die das Unmögliche wirklich und das Unerträgliche leicht werden läßt, werden die Liebenden — und nur den wahrhaft Liebenden wird die Ehe Not, Qual und Beglückung bereiten, nur ihnen immerwährende Aufgabe sein — durch alle Verzauberungen und Verzweiflungen getrieben, bis nahe vorm Abgrund noch das Herz, dieses immer gefährdete, immer hoffende, nach jeder Verwundung wie neu und unversehrt erstehende Herz, neuen Mutes zu lieben begehrt. Ist Weismantels Roman schöne, ausgeglichene, die Wirren des Lebens ausgleichende Dichtung, so ist die Erzählung Weyrauchs, in Wort und Gefühl sparsam, geradlinig, oft hart und nicht immer ohne nervöse Überreiztheit, zwischen genauer, bewußter Schilderung und dichterischer Erhellung wechselnder Bericht; in beiden Büchern aber ist jene erfahrene, tapfere Lebenszuversicht, die sie zu Büchern der Ermutigung macht.

Beim Übertritt in das neunte Lebensjahrzehnt überrascht die Schweizer Erzählerin Lisa Wenger, im Reich unverdient fremd geblieben, mit einem großen und umfänglichen Roman „Baum ohne Blätter" (Zürich,

Aus den Papieren des Reichskanzlers Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe

Als im Jahre 1906 die ersten beiden Bände der „Denkwürdigkeiten" des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst erschienen, erfuhren sie und mit ihnen der Fürst eine wenig freundliche Beurteilung in weitesten Kreisen des deutschen Volkes. Die Ursache war in erster Linie der frühe Zeitpunkt der Veröffentlichung. Viele der von Hohenlohe charakterisierten Persönlichkeiten lebten noch, und manche der von ihm behandelten politischen Probleme waren noch im Fluß. Insbesondere konnte der Kaiser nicht mit Unrecht in Hohenlohes Mitteilungen eine Schädigung seiner politischen Führung sehen. An dem verfrühten Druck war aber nicht der tote Fürst Chlodwig schuld.

Inzwischen ist das Urteil über Hohenlohe wieder wesentlich günstiger geworden. Gewiß war er kein Mann schöpferischer Initiative. Der Tragik, daß sich ein solcher nicht als Bismarcks Nachfolger fand, hat der große Kanzler selbst noch zweieinhalb Wochen vor seinem Tode in einem Bonmot Ausdruck verliehen, wie nur er es zu prägen verstand, und das bei allem scharfen Sarkasmus die stete große Sorge durchklingen läßt um Deutschlands Zukunft. Am 12. Juli 1898 legte ihm sein Schwiegersohn Graf Rantzau das Schreiben eines Redakteurs des „Figaro" vor, das die Rundfrage enthielt, was sein Jugendideal gewesen und wie das Ideal verwirklicht worden sei. Bismarck antwortete: „Mein Jugendideal war Boetticher und die Verwirklichung ist Hohenlohe." (Graf Rantzau an Graf Herbert Bismarck; Friedrichsruh, 12. Juli 1898.)

Aber es ist doch zu beachten, daß Hohenlohe der einzige Ministerpräsident in den mittelstaatlichen Königreichen gewesen ist, der in den Jahren 1866—70 auf die deutsche Einheit in engem Anschluß an Preußen hinarbeitete und an seiner Meinung trotz starker Opposition aus allen Kreisen der Bevölkerung festhielt, was gerade in Bayern schon manches bedeutete.

Dank dem gütigen Entgegenkommen des Sohnes und des Enkels des Kanzlers, des Fürsten Moritz und des Erbprinzen Franz Joseph zu Hohenlohe, konnte in Schillingsfürst eine Durchsicht seiner Papiere vorgenommen werden, die es ermöglicht, als Nachlese im folgenden einige interessante Schreiben politischen Inhalts mitzuteilen[1]. Der Einblick ergab, daß sachlich und ziemlich erschöpfend von den verschiedenen Bearbeitern veröffentlicht worden ist. Insbesondere ist die früher verbreitete Annahme falsch, daß die Aufzeichnungen des Tages willkürlich und aus dem Zusammenhang gerissen ausgewählt wären. Ein eigentliches Tagebuch hat Hohenlohe in den Zeiten seiner politischen Wirksamkeit nicht geführt, sondern auf losen Briefbogen hat er, wie er es nannte, als „Journal" seine Tageserlebnisse verzeichnet, wenn es ihm notwendig erschien, er auch wohl die Zeit dazu hatte. Daher die großen Lücken. In den vorhandenen vertraulichen Briefen überrascht das frühe Einsetzen von Holsteins Einfluß. Er datiert eigentlich seit Holsteins Ausscheiden aus der Pariser Botschaft. Der Fürst ließ sich von ihm über die Stimmung in Berlin berichten, dann aber auch, besonders in der Straßburger Zeit, über Personalfragen und schwebende innenpolitische Fragen beraten. Das hier zutage tretende Bedürfnis Hohenlohes, fremden, vertraulichen Rat zu hören, geht ebenfalls aus dem freundschaftlichen Briefwechsel mit etlichen anderen Persönlichkeiten hervor, die eigentlich einen weit geringeren Überblick über die politischen Zusammenhänge haben konnten als er selbst. Es tritt hier eine gewisse innere Unsicherheit des Fürsten, eine überstarke Besorgnis vor dem Urteil über seine Geschäftsführung hervor. Sie erklärt sich daraus, daß die hervorragenden Posten, die er inne hatte, immer umstritten und begehrt waren. Er wurde nie die Sorge los, sein jeweiliges Amt etwa plötzlich aufgeben zu müssen.

1 Sämtliche Schreiben befinden sich im Fürstlich Hohenloheschen Archiv in Schillingsfürst und sind, wo nichts anderes vermerkt ist, eigenhändig geschrieben.

Nr. 1. Reichskanzler Fürst von Bismarck an den Botschafter Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe, Paris.

Friedrichsruh, 26. Mai 1875.

Ew. Durchlaucht

danke ich verbindlichst für die interessante Mitteilung vom 23.[2], und insbesondere für die Schlußbemerkung bezüglich unserer französischen Botschaft. Die Beziehungen in Berlin sind für beide Länder nicht minder wichtig wie die in Paris, und wenn sie vertrauensvoll werden könnten, so würde die Constellation um so friedlicher[3].

Über Ihre so günstige Meinung bezüglich Holsteins habe ich mich sehr gefreut, und theile Sie [!]; Personalveränderungen werden in Ihrer Botschaft ohne Ihr vorgängiges Wissen nicht vorgenommen werden, und Ihre Wünsche und Vorschläge dabei in erster Linie zur Geltung kommen. Einen ersten Rath more anglico mit Gesandtschafts-Charakter zu bekleiden[4], liegt außerhalb unserer Tradition und hat dienstliche Bedenken.

Mir geht es körperlich besser, nur muß ich geistige Arbeit meiden, wenn ich schlafen will.

Mit der Bitte mich der Frau Fürstin zu Gnaden zu empfehlen bin ich stets

der Ihrige v. Bismarck.

Nr. 2. Der Reichskanzler Fürst von Bismarck an den Botschafter Fürsten zu Hohenlohe-Schillingsfürst, z. Zt. Berlin[5].

Ausfertigung von der Hand Wilhelm Bismarcks.

Friedrichsruh, 13. Juli 1880.

E. D. erwidere ich auf das gefl. Schreiben vom 13. d. M. ergebenst, daß ich bei aller Neigung, den Wünschen der kronprinzlichen Herrschaften zu entsprechen, zweifelhaft bin, ob sich beide mir mitgeteilte z. Zt. werden realisieren lassen.

---

[2] Hohenlohe teilte mit, er habe dem französischen Außenminister, Duc de Decazes, beigebracht, daß dieser gut tun würde, den französischen Botschafter Vicomte de Gontaut Biron, sobald als möglich abzuberufen. Bismarck hatte Gontaut im Verdacht, gemeinsam mit der Kaiserin Augusta Politik gegen ihn zu machen. Gontaut wurde trotz Bismarcks ständigem Drängen erst Ende 1877 nach Decazes' Sturz abberufen.

[3] H. hatte in Erwartung bevorstehender Personalveränderungen geschrieben, falls der erste Rat der Botschaft, Graf Wesdehlen, auf seinem Posten verbleibe, würde ihm Holstein leid tun, der dann seine Hoffnung, in die erste Stelle aufzurücken, schwinden sehe, während jüngere Kollegen schon höhere Stellen inne hätten. Bismarck kenne Holstein besser und werde daher besser beurteilen können, ob Holstein sich dafür eigne. Hohenlohe müsse dessen Fähigkeiten das beste Zeugnis ausstellen und könne ihn nur zur Berücksichtigung empfehlen.

[4] Bezieht sich auf Graf Wesdehlen.

[5] H. war damals stellvertretender Staatssekretär des Auswärtigen Amts.

Den Hofmarschall Grafen Eulenburg[6] würde ich als eine sehr gute Acquisition für den auswärtigen Dienst ansehen, glaube aber, daß er andere als Posten erster Klasse schwerlich annehmen wird, und in diesen ist keine Vakanz. S. M. hat für den Fall der Entstehung einer solchen durch Ernennung eines der Botschafter zum Staatssekretär dieselbe schon Hr. von Radowitz[7] versprochen. Aber auch von den Gesandtschaften, wenigstens den begehrteren, wüßte ich nicht, welche etwa bald frei werden könnte. Ich würde sonst die Acquisition des Grafen Eulenburg als eine erwünschte ansehen.

Was den Regierungsrat Grimm[8] betrifft, so ist er mir sowohl von Person als nach seinen Leistungen unbekannt. Ich kenne auch niemanden, der mir Auskunft über ihn geben oder mir sagen könnte, in welcher Stellung dieser Herr zu verwenden wäre. Aber auch wenn ich die Verantwortung für seine Anstellung zu übernehmen in die Lage gesetzt würde, so weiß ich keine Stelle für ihn. Haben die kronprinzlichen Herrschaften eine solche vielleicht angedeutet?

Den Bericht des Grafen Hatzfeldt[9] vom 6. d. M. schicke ich hierneben zurück. Ich kann die Bedenken Sr. Kais. Hoheit gegen die Entsendung von Offizieren und Beamten nach der Türkei nicht teilen, sondern halte dieselbe in mehrfacher Beziehung für nützlich. Einmal ist die dort zu entwickelnde Tätigkeit lehrreich für die Beteiligten und gibt ihnen Gelegenheit, das Maß ihrer Brauchbarkeit zu zeigen, und dann erwächst uns in ihnen eine Anzahl von zuverlässigen Berichterstattern, die wir uns auf keine andere Weise würden schaffen können. Auch der Einfluß, den wir damit in den türkischen Landen erhalten, ist nicht zu unterschätzen.

Die Frage, was für Folgen das Abkommen für die Türken hat, und ob es den europäischen Mächten bequem ist oder nicht, ist für uns zunächst nicht maßgebend. Unsere Politik hat weder das türkische noch das europäische Interesse zu fördern, nur das deutsche. Ein europäisches Interesse ist m. E. eine Fiktion, nützlich für alle, welche andere brauchen und solche finden, die an die Phrase glauben. Es kann uns nützlich sein, auch die Türken zu Freunden zu haben, soweit es unser Vorteil gestattet. Die türkische Artillerie ist zu einer Zeit, in welcher wir mit Rußland in der größten Herzensfreundschaft lebten, von preußischen Offizieren ausgebildet worden, und wir haben dadurch Einfluß und nützliche Beziehungen in der Türkei erworben. Wenn in Rußland der Chauvinismus, Panslawismus und die antideutschen Elemente uns angreifen sollten, so wäre die Haltung und die Wehrhaftigkeit der Türken für uns nicht gleichgültig.

Gefährlich können sie uns nie werden, wohl aber können u. U. ihre Feinde auch unsere werden.

v. Bismarck.

---

6 Graf August zu Eulenburg (1838–1921), der spätere königl. Hausminister, zeitweilig Adjutant des Kronprinzen.

7 J. M. von Radowitz (1839–1912), Gesandter in Athen, vertrat Hohenlohe in Paris.

8 Rudolf Grimm war der Sohn von Herman Grimm, Professor der Kunstgeschichte an der Universität Berlin, der dem kronprinzlichen Hofe nahestand.

9 Der Sultan hatte den deutschen Botschafter in Konstantinopel, Grafen Paul Hatzfeldt, gebeten, der kaiserlichen Regierung seinen Wunsch um zeitweilige Überlassung etlicher deutscher Offiziere zu übermitteln, die die türkische Armee organisieren sollten.

Nr. 3. Reichskanzler Fürst von Bismarck an den Botschafter Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe, Paris.

Ausfertigung von Wilhelm Bismarcks Hand.

Friedrichsruh, 3. Mai 1882.

E. D. gefl. Schreiben vom 29. d. M. über russische Verhältnisse hat mich in hohem Grade interessiert[10]. Ich halte die Beurteilung der russischen Zustände darin für sehr zutreffend.

Die Bedenken wegen des Unterrichtswesens habe ich mir erlaubt, dem Kaiser Alexander in Danzig[11] genau ebenso vorzutragen. An Abdikation glaube ich nicht. Nach russischen Traditionen heilen sich dergl. Übelstände auf anderem Wege. Ich werde den Inhalt des Schreibens natürlich sekretieren, möchte aber doch wenigstens Sr. M. Mitteilung davon machen. Daran hindern mich zwei Sätze: einmal der auf S. 2 „der jetzige Kaiser sei beschränkt und eigensinnig" und dann am Schluß „seine Unfähigkeit, zu begreifen". Unser allergn. Herr ist dem Gedanken nicht zugänglich, daß Gott dies bei einem so großen Monarchen wie dem Kaiser von Rußland zulassen könne. Ich möchte deshalb E. D. anheimstellen, ob Sie mir nicht den Brief in einer zweiten Ausfertigung unter Fortlassung jener beiden Zeilen nochmals zugehen lassen wollen[12], damit ich ihn S. M. vorlege.

Sehr schlagend ist die Bemerkung über das Sinken des Niveaus der Intelligenz. Dieselbe war aber auch unter der vorigen Regierung richtig und ebenso unter der Nikolaus'. Das europäische Bildungsniveau der Zeit Alexanders I. ist mit dem Absterben der letzten Grandseigneurs aus jener Epoche unaufhaltsam bergab gegangen.

v. Bismarck.

Nr. 4. Reichskanzler Fürst von Bismarck an den Statthalter in Elsaß-Lothringen Fürsten zu Hohenlohe, Straßburg i. E.

Ausfertigung von Rantzaus Hand.

Friedrichsruh, 12. Nov. 1887.

E. D. bitte ich, meinen verbindlichsten Dank für die abschriftliche Mitteilung des an S. M. den Kaiser gerichteten Zeitungsberichtes vom 2. d. Mts. entgegenzunehmen.

---

[10] In diesem Schreiben teilte Hohenlohe dem Kanzler vertraulich Äußerungen eines „hochgestellten Russen" — es war Hohenlohes Schwager, Generaladjutant des Zaren und Militärattaché in Paris, Fürst Peter Wittgenstein — mit, der nach halbjähriger Abwesenheit wieder in Petersburg gewesen war. Der Bericht spiegelt die Stimmung der herrschenden Kreise in Rußland wider, die noch ganz unter dem Eindruck der im Vorjahr erfolgten Ermordung des Zaren Alexander II. standen. Man sehne sich nach geordneten Zuständen. Niemand wisse, wie es besser werden solle. Es fehle bei der Regierung und in den Beamtenkreisen an jedem leitenden Gedanken. Zar Alexander III. sei mißtrauisch gegen jeden, der ihm mit durchdachten Vorschlägen zu nahen wage, denn er verstehe sie nicht.

[11] Am 9. September 1881 bei der Zusammenkunft des deutschen und des russischen Kaisers.

[12] H. erfüllte den Wunsch Bismarcks.

Ich habe davon, namentlich von dem Teile über die öffentliche Stimmung in Elsaß-Lothringen mit lebhaftem Interesse Kenntnis genommen und möchte glauben, daß E. D. an dem Diktaturparagraphen eine genügende Handhabe besitzen, um sich auch unbequemer Elemente unter den Altdeutschen auf dem Wege der Ausweisung zu erledigen[13].

v. Bismarck.

Nr. 5. Kaiserin Friedrich an den Reichskanzler Fürsten zu Hohenlohe.

Vertraulich.

Trento, 21. Okt. 1895.
Hotel Trento

Verehrtester Fürst!

Als ich Sie nach dem Diner in Straßburg sprach[14], hatte ich — bei der Eile — keine Gelegenheit, Ihnen von einer Sache zu sprechen, die für die Kunst in Deutschland von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit ist. Es handelt sich um den Nachfolger des Geh. Rats Busse an der Spitze der Reichsdruckerei. Es soll dazu ein „Postbaumeister" Wendt in Aussicht genommen sein. Ich hörte nun von kompetenter Seite über diesen Herrn, daß er in allen technischen und künstlerischen, den Druckereibetrieb betreffenden Dingen ein so gänzlicher Laie sei, daß man in „Fachkreisen" nicht begreift, wie man auf ihn verfallen konnte zu diesem Amte[15].

Es kann doch den Herren, bei denen die Entscheidung liegt, nicht darum zu tun sein, alles, was in den letzten 15 Jahren mühsam aufgebaut worden ist, wieder zunichte werden zu lassen. Ist doch nun die Reichsdruckerei einer der wenigen Betriebe Deutschlands, die bisher auch mit Erfolg mit dem Ausland konkurrieren konnten und deren Erzeugnisse überall geschätzt wurden. Das darf man wirklich nicht alles jemand in die Hand geben, der nicht viel davon versteht! Der beste und geeignetste für diese Stelle wäre unzweifelhaft der Geh. Rat Lippman vom Kupferstichkabinet (Direktor im königl. Museum!). Ich glaube, man würde ihn bekommen können, wenn es versucht würde, und ein Direktor des Kupferstichkabinets — wenn dieser auch ein vorzüglicher und unvergleichlicher ist — wäre leichter wieder zu finden als ein Direktor der Reichsdruckerei.

Ich spreche ja nur vom sachlichen, d. h. künstlerischen Standpunkt, und weil es

[13] Bismarck wendet sich hier gegen die eingewanderten Deutschen, von denen es hieß, daß sie eine altdeutsche Sonderpartei in Elsaß-Lothringn bilden wollten. Er hatte schon im August 1887 empfohlen, nicht vor schärferen Mitteln zurückzuschrecken, als es hieß, die Altdeutschen hätten bei einer Ersatzwahl zum Reichstag in Straßburg gegen den deutsch-freundlichen Elsässer Dr. Petri gestimmt, und vor einer Zersplitterung der zum Kampf gegen das Franzosentum berufenen und nur in ihrer Vereinigung wirksamen Kräfte gewarnt.

[14] Am 18. Oktober 1895 wurde das Denkmal Kaiser Friedrichs in Wörth in Gegenwart der Kaiserin Friedrich von Kaiser Wilhelm II. enthüllt. Im Zusammenhang mit dieser Feier fand das Diner in Straßburg statt.

[15] Die Kaiserin beachtet hier scheinbar nicht, daß die Reichsdruckerei dem Staatssekretär des Reichspostamtes unterstand. Ihr Einspruch hatte keinen Erfolg. Wendt, bisher Postbaurat der Oberpostdirektion Potsdam, wurde zum Direktor der Reichsdruckerei ernannt.

mir so leid tun würde, ein relativ neu gegründetes und aufblühendes Institut bergab gehen zu sehen.

Hoffentlich haben Sie sich in Wörth neulich nicht erkältet — es war so grimmig kalt. Alles ging so gut, und die Stimmung war eine ernste, aber doch so milde und weihevolle! Der einzige Mißton war das Ungewitter, welches sich über das Haupt des armen Dr. Delbrück zusammenzuziehen droht und welches daran schuld ist, daß er, der das eifrigste Mitglied des Denkmalkomités ist, seinen brennenden Wunsch, ordentlicher Professor zu werden, nicht hat in Erfüllung gehen sehen können. Es tut mir sehr leid. Ich hätte ihm so gern gerade an jenem Tage eine kleine Anerkennung gewähren sehen[16]!

Die Preußischen Jahrbücher sind gar nicht meine Schwärmerei, und meine politischen Ansichten und Urteile stimmten äußerst selten mit denen des enthusiastischen, patriotischen, etwas allzu jugendlichen und ungestümen, oft etwas paradoxen und phantastischen Gelehrten zusammen. Aber er ist so brav und treu und aufrichtig und meint es so gut und ist uns allen so ergeben, daß es wirklich die Sache nicht wert wäre, seine Artikel verfolgen zu lassen und ihn zu verklagen; es wäre wirklich bedauerlich. Ich wollte, er hinge die Politik an den Nagel und bliebe bei der Geschichte. Die Gelehrten sind oft komische Leute und die Schriftsteller erst recht, so sehr ich sie schätze und vor ihren Leistungen Respekt habe.

Indem ich Sie bitte, die Fürstin zu grüßen, bin ich

Ihre

V. Kaiserin Friedrich.

Nr. 6. Kaiserin Auguste Viktoria an den Reichskanzler Fürsten zu Hohenlohe.

Wilhelmshöhe, 22. Juli 1896.

Geehrter Fürst.

Entschuldigen Sie bitte, wenn ich mit diesen Zeilen ihre Erholungszeit störe. Leider hat ein Brief des Kaisers vom 19., den ich diesen Abend erhielt, mich recht beunruhigt. Der Kriegsminister scheint seine Entlassung eingereicht zu haben und motiviert dieselbe, wie es scheint, durch Hinweis auf Klatschgeschichten, von denen der Kaiser vorher nicht einmal etwas wußte[17]. Diese Entlassung, wenn sie zu-

16 Hans Delbrück (1848–1929) war von 1874–1879 Hauslehrer am kronprinzlichen Hof gewesen und seit 1881 Privatdozent an der Universität Berlin. Am 1. Oktober 1895 veröffentlichte er in der „Politischen Korrespondenz" der von ihm herausgegebenen „Preußischen Jahrbücher", einen Aufsatz „Das wahre und das falsche Kartell", in dem er sich gegen eine verschärfte Vereinsgesetzgebung wandte, wie sie der Kaiser angekündigt hatte. Minister von Koeller stellte daraufhin Strafantrag gegen D., zog ihn jedoch später wieder zurück. D. wurde erst 1896 ordentlicher Professor.

17 Es handelte sich um die Militärstrafprozeßreform. Seit Jahren waren alle Parteien über ihre Notwendigkeit einig. Der preußische Kriegsminister Bronsart von Schellendorf war bereit, den Gesetzentwurf einzubringen. Der Kaiser widersetzte sich aber unter dem Einfluß des Chefs des Militärkabinetts General von Hahnke und eines erheblichen Teiles der

stande kommt, wird sicher wieder viel Unruhe und große Unannehmlichkeiten aufwirbeln. Ich habe nun gleich dem Kaiser telegrafiert, er möchte doch die Entscheidung bis zu seiner Rückkehr verschieben und wollte Sie nun bitten, ob Sie nicht beim Kaiser zum guten reden würden.

Wenn man räumlich so weit auseinander ist wie der Kaiser und ich momentan, so ist der Briefverkehr natürlich etwas erschwert, und weiß der Kurier daher noch nicht, daß und weshalb ich Ihnen geschrieben habe. Gott gebe nur, daß die Sache sich noch beilegen läßt.

Ihre freundlich ergebene

Viktoria.

Nr. 7. Reichskanzler Fürst zu Hohenlohe an Kaiserin Auguste Viktoria.

Eigenhändiger Entwurf.

Altaussee, 27. Juli 1895.

Dank für den Beweis des Vertrauens. Ich begreife diese Besorgnisse, wenn ich auch zugeben muß, daß S. M. Grund haben, dem Kriegsminister nicht gewogen zu sein[18]. Was auch mich beunruhigt, ist der Eindruck, den die Entlassung des Ministers in weiten Kreisen hervorrufen wird, und die Schwierigkeiten, die dann gegenüber dem Reichstag entstehen werden, wenn der Minister, der ein so unbedingtes Vertrauen in dieser Versammlung besitzt, entlassen würde. Ich muß deshalb wünschen, daß General v. Bronsart noch einige Zeit im Amte bliebe, wenn ich auch nicht leugnen kann, daß dazu seitens Sr. M. ein großes Maß von Geduld und Selbstüberwindung gehören würde.

S. M. haben aber schon so oft persönliche Antipathien zurücktreten lassen, wenn es sich um das Interesse des Staates handelte, daß ich auch jetzt die Hoffnung hege, die Verwicklung werde sich in befriedigender Weise lösen lassen ...

Generalität dem Kernpunkt der Reform, dem öffentlichen Verfahren statt des geheimen. Bronsart erklärte mehrfach, zurücktreten zu wollen. Dies wurde als unerwünscht angesehen, weil die Öffentlichkeit dem Kaiser unrecht geben werde. Am 17. Mai 1896 bat die Kaiserin Hohenlohe, nachzugeben und dahin zu wirken, daß die verschiedenen Minister keine Schwierigkeiten machen und den Kaiser dadurch in so verwickelte Lagen bringen möchten. Im Juni notiert Hohenlohe, daß Bronsart Hahnkes halber abgehen wolle. Mitte Juli teilte ihm Graf Philipp Eulenburg von der Nordlandreise des Kaisers mit, daß dieser Bronsart fort haben wolle. Die Annahme der Kaiserin, daß Bronsarts Abschiedsgesuch vorliege, scheint damals nicht richtig gewesen zu sein. Vgl. Hohenlohe, Denkwürdigkeiten der Reichskanzlerzeit. Hrg. von Karl Alexander von Müller. Stuttgart 1931. S. 115/16, 226 ff., 243.

[18] Schon vom Oktober 1895 ist eine Aufzeichnung Hohenlohes vorhanden, in der er sagt, daß er nicht preußischer als der preußische Kriegsminister sein und kein Gesetz einbringen könne, das die Öffentlichkeit ausschließe. Er würde damit in Widerspruch mit seiner Vergangenheit treten und sich lächerlich machen. Er stimmte in der Tat mit Bronsarts Auffassung überein und spielt hier, wohl um zu beschwichtigen, auf die scharfen Auseinandersetzungen an, die zwischen dem Kaiser und Bronsart stattgefunden hatten, aber keineswegs ganz durch letzteren verschuldet gewesen zu sein scheinen. Vgl. Hohenlohe u. a. a. O. S. 114/15, 151.

Nr. 8. Kaiserin Auguste Viktoria an den Reichskanzler Fürsten zu Hohenlohe.

Wilhelmshöhe, 29. Juli 1896.

Geehrter Fürst!

Ihre freundlichen Zeilen habe ich soeben erhalten und danke Ihnen von Herzen, daß Sie so freundlich auf dieselben eingehen. Meine Sorge war ja auch nur ein zu rascher Entschluß, in der Ferne gefaßt, der dann dem Kaiser nachher nichts als Ärger bereitet hätte. Gott L(ob) teilte mir der Kaiser inzwischen mit, daß der Entschluß erst nach Rückkehr getroffen würde, also kann bis dahin eine gewisse Beruhigung auf allen Seiten eintreten[19]. Es muß ja manchmal namenlos schwer halten, die Geduld zu behalten, aber wie Sie so richtig sagen, der Kaiser hat schon oft seine Sympathien dem Vaterlande zum Opfer gebracht.

Aber wenn Sie, geehrter Fürst, dem Kaiser nur weiter helfen wollen, ich weiß, es muß für Sie bei Ihrer zarten Gesundheit ein doppeltes Opfer sein, dann wird es schon werden. Ich habe immer für den Kaiser gewünscht, daß er ältere erfahrene Freunde hätte, die dann und wann ein ruhiges Wort oder guten Rat ihm geben könnten, denn bei seiner eminenten Begabung, ich als Frau darf es wohl mit Stolz sagen, es gibt wohl momentan keinen zweiten so beanlagten Monarchen in Europa, so ist er doch jung und in der Jugend ist man doch spontan, und ärgert es einen noch mehr wie später, wenn man sieht, wie alle guten Bestrebungen etc. etc. vereitelt werden.

Daher bin ich Ihnen, lieber Fürst, so dankbar, wenn Sie trotz Unruhe, Ärger und vielleicht auch mancher Angriffe von außen, dennoch im schweren Amt ausharren! Es wird Ihnen dereinst im Jenseits gelohnt werden.

Sie wundern sich vielleicht über meine Offenheit, aber ich weiß, mein Vertrauen ist bei Ihnen sicher.

Wie erschütternd ist die Nachricht vom Untergang des „Iltis", die armen Hinterbliebenen! Aber auch für die Marine ist es ein schwerer Schlag, wo soviel Schwierigkeiten sich von allen Seiten erheben, sobald die Marine mit ihren Wünschen und Bitten hervortritt, wird dieser Verlust eines Schiffes doch sehr empfindlich nachwirken. Doch ich darf Ihre Zeit nicht länger in Anspruch nehmen.

Mit nochmaligem Dank stets

Ihre herzl. ergebene

Viktoria.

---

19 Bronsart wurde am 14. August 1896 entlassen.

PAUL FECHTER

Macht Bildung frei?

Nichts zeigt so deutlich den Übergang in ein neues Zeitalter wie die Tatsache, daß der Begriff der Bildung ins Gleiten kommt. Bildung ist das, was die Beziehung der Generationen zueinander entscheidend regelt; sie wird von der älteren jeweils an die jüngere mit mehr oder weniger sanftem Zwang weitergegeben. Jede Kritik an ihr ist Kritik eines neuen Geschlechts an Form und Weltbild des vorangehenden; jede neue Wertung des Komplexes Bildung zeigt, daß jüngere Menschen Wirkungen dieses verhängnisvollen Erbes zu spüren beginnen, die den älteren oder der Mehrzahl von ihnen noch nicht ins Bewußtsein traten.

Unser alter deutscher Bildungsbegriff geriet bereits um die Jahrhundertwende ins Schwanken. Bis dahin hatte der Glaube an die allgemeine humanistische Bildung und Erziehung, wie ihn die Humboldtzeit geschaffen hatte, vorgehalten: seit dem Regierungsantritt Wilhelms II. etwa begann er zu zerfallen. Der schlimme Grundfehler des ganzen deutschen Bildungsideals, seine einseitige Fundierung allein auf den Geisteswissenschaften, unter Ausschaltung der Naturwissenschaft, die niemals integrierender Bestandteil des allgemeinen deutschen Weltbilds geworden ist, wirkte sich immer schärfer in der Spaltung der Schulen in geisteswissenschaftliche und naturwissenschaftliche, in humanistische und realistische Anstalten aus, ohne daß der Kern des Übels, eben die Entfernung der Naturwissenschaften aus dem Gesamtbild des geistigen Kosmos, erkannt und ausgeglichen wurde. Die neue realistische Bildung war genau so einseitig fundiert wie die alte humanistische, beide waren überdies auf Lehrbildung, auf Wissensübermittlung gestellt, also im Grunde materialistisch bestimmt. Sie gingen nicht auf Ausbildung von Fähigkeiten der Zöglinge, auf Übermittlung von Lern- und Forschungsmethoden aus, sondern auf Übermittlung mehr oder weniger konzentrierten Lehrstoffs, wie das bezeichnende Wort lautete: sie lieferten Material und implizite zum Material fertige Werturteile: sie weckten nicht Leben, sondern übertrugen Begriffe – die realistische Bildung genau so wie die humanistische. Der sichere Instinkt des Volkes prägte eine wunderbare Formel für die, die solche höheren Schulen absolviert hatten: sie „hatten Bildung gelernt" – ein Wort freilich, in dessen neidvollem Unterton der ganze schöne Bildungsaberglaube mitschwang, den zur gleichen Zeit, da die alten Bildungsideale für die bürgerliche Welt zu zerfallen begannen, die Welt der Arbeiter als verhängnisvolles Erbe beinahe der Goethezeit mit übernahm. Als die bürgerliche Schicht in Deutschland die unmittelbare Bindung an die alte Erziehungsidee längst verloren hatte, nahm die Arbeiterschaft den Bildungsgedanken mit einer wunderbaren, fast sokratischen Intensität auf: der Glaube an die Erlernbarkeit der Bildung für jeden, der fast identisch war mit dem Glauben an die Erlernbarkeit auch von Talenten und Gaben nur auf dem Weg über die ersehnte höhere Schule war einer der menschlich-schönsten Züge der Arbeiterbewegung um 1900. Der vom

Bürgertum verlorene Idealismus wurde von der neuen Schicht, praktischer, realer gewendet, mit wunderbarer Jugendlichkeit aufgenommen und weitergetragen — obwohl die ersehnte Bildung selbst längst zu bröckeln, zu zerfallen und sich zu erneuen begonnen hatte. Die Jüngeren sahen sehnsüchtig nur die Möglichkeiten, die sich boten — und übersahen die Gefahren, die gerade ihnen von der Welt und der Form der alten Bildung her drohen mußten.

Ein altes Wort — Büchmann schreibt es dem Buchhändler Joseph Meyer zu — behauptet, Bildung macht frei. Da es von einem Buchhändler stammt, wird der Begriff Bildung, um den es hier geht, nicht allzu weit von den Büchern, d. h. von der mehr oder weniger großen Gleichsetzung mit Wissen, mit Gelernthaben gewachsen sein, einen verwandten Zug zu dem anderen schönen Spruch hinüber haben: Wissen ist Macht. Das Wort Joseph Meyers ist oft gebraucht worden; es hat auf den ersten Blick einen nicht zu leugnenden Aufklärungsglanz: der Mensch, der Bildung gelernt hat, Wissen besitzt, ist damit frei von den primitiven Vorurteilen, deren Nichtvorhandensein auf allen Gebieten, vom Umgang mit den Menschen bis zum Bereich der religiösen Begriffe, eben das Charakteristikum des gebildeten Mannes ausmacht, das, was ihn von dem profanum vulgus unterscheidet und sondert. Sieht man aber einmal näher zu, so erkennt man, daß diese Freiheit in den weitaus meisten Fällen kaum eine kümmerliche Pseudofreiheit ist, daß die sogenannte Bildung die natürlichen Vorurteile lediglich durch andere ersetzt hat — und daß die materialistische Form der bloßen Wissensbildung im Grunde die Voraussetzung einer viel schlimmeren Unfreiheit ist, der Unfreiheit nämlich, die sich aus der Abhängigkeit nicht mehr vom Leben und seinen Bedingungen, sondern von Begriffen und ihren von anderen geschaffenen Verbindungen und Kombinationen ergibt. Man könnte den Satz des alten Buchhändlers ruhig umkehren: Bildung, so verstanden, macht unfrei — Wissen ist nicht nur nicht Macht, sondern in den meisten Fällen Belastung und Schwächung, ja Zerstörung der natürlichen Elemente des Daseins.

Um Mißverständnisse zu vermeiden: unter Bildung ist hier, wie gesagt, immer die materiell bestimmte, vom Lernstoff her geschaffene Bildung, die sogenannte allgemeine Bildung zu verstehen, über die schon Friedrich Paulsen oft die Schale seines Spotts ausgoß. Die wirkliche Bildung des Menschen, die Ausbildung, Ausformung und Auswicklung seiner lebendigen Gaben und Fähigkeiten unter Vermeidung jeglicher Störung seiner besonderen Lebenskräfte wird von dem hier Entwickelten nicht berührt: zwischen der aktivistischen und der materialistischen Bildungsform geht eine scharfe Trennungslinie. Für die eine ist Wissen ein Ziel, für die andere ein Mittel, ein Durchgangsstadium bestenfalls, im Sinne der bekannten Definition: Bildung ist, was übrig bleibt, wenn man das, was man gelernt hat, glücklich wieder vergessen hat. Jede Bildung und Formung des äußeren wie des inneren Menschen, die vom Ich, vom Selbermachen und Handeln ausgeht, wendet sich an sein Leben: jede Bildung, die Aneignen erstrebt, legt etwas auf dieses Leben, belastet es, macht nicht lebendig, sondern erdrückt, wofern nicht besondere Voraussetzungen des Geistes und der Seele ganz von selber aus dem aufgenommenen Stoff sofort Brennstoff machen, die Materie

vergeistigen und die übernommenen Tatsachen dem Leben einfügen, das zu ihnen ein nicht nur aufnehmendes, sondern sofort absorbierendes und weiter verarbeitendes Verhältnis hat.

Goethe hat einmal das schöne Wort gesprochen von den drei Jahrtausenden, die einer mindestens überblicken muß, um sich Rechenschaft über das Leben geben zu können. Dies Wort sprach ein Mann der historischen Zeit, für die die Geschichte noch eine ganz andere Rolle spielte als für die heutigen Menschen einer nach vorwärts lebenden, schaffenden, formenden Zeit; es hat Gültigkeit für den Bereich der Menschen, die angesiedelt zwischen Wissen und Ordnen dem erkennenden Deuten fast näher stehen als dem ordnenden Schaffen. Ein lebendiger Mensch, der diese geschichtliche Weite des Blicks mitbringt, ist eine Vorstellung voll Größe und Bedeutsamkeit; ein Dutzend normaler Sterblicher, die diesen Überblick, besser das Material zu diesem Überblick gelernt haben und nun gleichmäßig über Hethiter und Hedschra, Mongolenzüge und Stauferherrschaft, Mayazeit und Tangkunst Rechenschaft zu geben vermögen, ist nicht ohne leichte Groteske. Der große Mensch braucht auch für seine geistigen Augen weltweite Räume durch Jahrtausende und Lichtjahrentfernungen: für die andern ist diese Bildung teils künstliche Ausweitung, die nie Natur werden kann, teils belastende Einengung der natürlichen Existenz im Eigenraum des Einzelnen, den er sich unbelastet selber schafft oder wenigstens schaffen könnte, wofern er über die entsprechenden — Bildungsmittel verfügte.

An dieser Stelle wird das Paradoxe sichtbar, das jeder Bildung im materiellen Sinne anhaftet. Hat man sie, so ist sie, schon rein als Material, eine Belastung und Beanspruchung des dem Menschen mitgegebenen inneren Raumes: hat man sie nicht, so bleibt dieser schöne Raum zwar unbeansprucht und unangetastet, zugleich aber bleibt er — leer. Die Materie der Bildung, die stofflichen Voraussetzungen, soweit sie unvermeidbar sind, nehmen und geben zugleich, sie verändern zum Negativen in der einen Betrachtung und verändern zugleich zum Positiven in der andern. Der Bildungsbegriff bekommt von hier aus etwas noch viel Schillernderes als an seinem Wurzelpunkt, an dem sich aktive und materielle Bildung sondern.

Diese Paradoxie aller Bildung wird am deutlichsten sichtbar im Verhältnis des künstlerischen Menschen zu ihren Bereichen. Kraft und Qualität der künstlerischen Gestaltung ruhen auf der Ungebrochenheit des ursprünglichen elementaren Wesens, auf der sich auswirkenden eigenen Natur des Menschen: sie wachsen aus einem Leben, das die Kraft zu sich selber behalten hat, das jeweils mit Wort und Form, Farbe und Ton aus dem Unmittelbaren auf das Unmittelbare des Lebens reagiert und auf diese Weise hilft, das vom täglichen Dasein immer aufs neue Verfälschte und Verbogene wieder ins Lebendige zurückzuführen und zurechtzurücken, die ewigen Maßstäbe des wirklich Wirklichen gültig zu erhalten und auch den Verblaßten des Lebens wieder und wieder ins Bewußtsein zu bringen. Voraussetzung für die Lösung dieser Aufgabe ist, daß im künstlerischen Menschen selber das Leben ungeknickt und unverfälscht bleibt, daß nicht die fremde Bewußtheit fremder Begriffe vor das begrifflose Wirken des

Ursprünglichen tritt und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck durch solche Rücksichten aus der Bahn gedrängt werden. Voraussetzung für jede unmittelbare künstlerische Leistung ist im Grunde Unberührtheit und Unverfälschtheit der Seele von allem nicht Eigenen — von aller fremden Lebensbetrachtung und Lebensdeutung, von allem, was nicht im eigenen Bereich gewachsen ist, somit von allem, was als mehr oder weniger materielle Zufuhr von außen in die Seele und den Geist eindringt. Gefährlichste Zufuhr dieser Art aber ist alles, was unter dem Gesamtbegriff Bildung dem Einzelnen aufgeladen wird. Denn dieser Begriff umfaßt nicht nur das Materielle des Wissensstoffs, nicht nur die zuletzt im Grunde harmlosen Tatsachen und Fakten, sondern auch unvermeidlich ihre Wertung und Deutung durch andere. Mit jeder Aufnahme von Bildungsstoff gehen außer dem Materiellen unvermerkt unzählige Betrachtungsweisen, Interpretationen, Deutungen und Werturteile in den Unglücklichen ein, der dem Bildungsprozeß unterzogen wird, und jede dieser Betrachtungsweisen, Interpretationen, Deutungen und Werturteile stellt sich vor die unmittelbare Reaktion der unbelasteten Seele, biegt sie unvermerkt in eine Richtung, die ihr vielleicht durchaus nicht gemäß ist — und zerstört so die Wirkungsvoraussetzungen künstlerischer Äußerungen, die nun nicht mehr rein unmittelbar, sondern vom Mittelbaren mit bestimmt, nicht mehr natürlich lebendig, sondern unvermerkt gebildet in die Erscheinung treten. Der künstlerische Mensch wird von der Materie der Bildung, wenn das Unglück es will, in der natürlichen Richtung des Lebens nur aus und mit sich selber verfälscht, ohne daß er es merkt und ohne daß er es feststellen kann; eben weil er sich über ein Jahrtausend Rechenschaft abzulegen vermag, dessen Bild die Welt des natürlichen Menschen noch gar nicht berührt, wird er ein anderer als er selbst, nimmt er ungesehen Schaden an seiner Seele und vermag dem Werk nicht mehr die volle, Leben heilende und wieder ordnende Kraft zu geben, die seine ganze Tätigkeit überhaupt erst rechtfertigt.

Das ist die eine Seite der Paradoxie der Bildung. Auf der andern steht die Tatsache, daß eben diese erworbene angesammelte Bildung samt den umformenden Wirkungen, die sie in der Seele des künstlerischen Menschen anrichtet, zugleich für die zweite Phase der künstlerischen Arbeit, die Ausdruckstätigkeit im weitesten Sinne, ungeahnte und zum Teil unerläßliche Hilfsmittel heranbringt und wachsen läßt. Jede Erweiterung der inneren Welt durch Wissen und Bildung wird, eingegangen in die besondere Welt des Aufnehmenden, Steigerung seiner inneren Helle und Klarheit: die eigene Welt spiegelt sich in einer erweiterten objektiven — und die Mittel und Möglichkeiten des Ausdrucks spiegeln sich mit. Über der vielleicht Veränderungen erleidenden Seele wächst ein größeres Reich des Geistes; die Mittel des Ausdrucks, die zunächst nur natürlichen, erfahren vom Abstrakten her, in das sich die fremde Bildungsbegriffswelt, wirklich aufgenommen umsetzt, Reinigung und Steigerung: der Mensch weiß im Schaffen zugleich, was er schafft, wird sich selber Spiegel und beseitigt die Schlacken, die das ungeformte Elementare mit hinausstellte in die Welt des Werkes, das nun nicht mehr im Bereich des Inneren, sondern in dem fremden Bereich des Objektiven sich seinen Platz schaffen soll, selber jetzt Objekt des Wissens und der Bildung für andere

neben gleichgearteten Objekten aus der gleichen Welt. Bildung macht nicht frei, sie belastet und stört, aus ihrem Wesen heraus Feind des Natürlichen, die Natur im unbedingten Ablauf: sie hilft aber zugleich dem selben Ablauf zum Ziel der Form, indem sie den Teil der Kraft, den sie vielleicht dem Elementaren entzieht, dem Glanz des inneren Lichtes zuwendet, unter dessen Schein der formende Mensch sein Werk nicht nur schafft, sondern auch betrachtet, nicht nur werden läßt, sondern von sich aus bestimmend gliedert und zur Ordnung formt. Der Geist – und dem dient zuletzt jede Bildung – ist nicht nur der Widersacher, sondern auch der Helfer der Seele und zuweilen sogar ihr Herr. Der Gegensatz zwischen Weiblich und Männlich taucht hier in einem fernen Spiegelbild als der ewige Dualismus des Lebens noch einmal auf: das weibliche Prinzip wehrt sich gegen die Helle des männlichen – und läßt doch dessen Glanz zuletzt auch seinen Weg des Unmittelbaren wenigstens in den Randgebieten ohne Widerspruch erhellen.

Dieser Verzicht ergibt sich von selbst aus der Tatsache, daß, wie die Dinge heute liegen, Bildung, was man auch gegen sie einwenden mag, ein unvermeidbares Schicksal geworden ist. Wenn sie frei macht, so läßt sie beinahe alle an diesem Wachstum des Freiseins teilnehmen: macht sie unfrei, so müssen wir uns damit trösten, daß diese Unfreiheit ein Schicksal ist wie das abendliche Erhelltsein unserer Städte, das Erfülltsein unserer Nächte vom Summen der Flieger. Die Erfülltheit der Welt mit Menschen hat dem Leben eine Wendung vom Natürlichen fort gegeben, die nicht mehr umzukehren ist. Das Leben hat in Goethes vielberufenen drei Jahrtausenden so viel Spuren seiner selbst im Geiste hinterlassen, daß niemand, selbst der letzte Analphabet nicht, ihren Einwirkungen auf seine Welt und seine Ursprünglichkeit entgehen kann. Der Mensch, der dichten will, lernt lesen und schreiben an den Worten anderer: fremde Sätze vergewaltigen seine Seele, bis sie das Handwerkzeug der eigenen Arbeit besitzt. Der Mann, der malen will, rein aus seiner Intuition und Sichtbarkeitswelt heraus, mag die Museen und die Werkstätten der andern meiden: aus tausend Schaufenstern, aus Millionen Zeitungen und Zeitschriften fallen die Bilder der andern mit fahlen Schattenrissen in seine Seele, wandeln ihre Elemente, hinterlassen Spuren in seiner Vorstellungswelt. Der Mann, der Musik machen will, muß einen langen, langen Bildungsweg gehen – so sehr die Sehnsucht etwa Mussorgskys die Gefahren dieser Bildungsmusik erkannte. Bildung liegt über der Welt vom Film bis zum Fernsehen als ein drohendes Menschheitsschicksal, dem keine alte Welt sich mehr entziehen kann. Niemand entgeht ihr – jeden befällt sie, und das beste Rezept gegen ihre Gefahren ist schon das, das Schiller einst gab: Nehmt die Gottheit auf in Euren Willen, und sie steigt von ihrem Weltenthron. Frei von Bildungsgefahren wird am meisten der, der offenen Auges und mit dem Wissen um alles, was sie einem antun kann, durch ihre Wüsten hindurchwandert, vergißt, was hinter ihm liegt und neugierig abwartet, was dieses grandiose Abenteuer an seltsam wunderbaren Spuren in seiner wieder genesenden Seele zu hinterlassen vermag.

Antoine de Rivarol

(1753–1801)

Es gibt im Grunde nur eine Religion auf Erden: die Beziehung des Menschen zu Gott, wie es nur ein Metall Silber gibt, das aber jede Nation verschieden prägt, und daraus sind die verschiedenen Münzen entstanden. Es verhält sich ebenso mit den Sprachen, die untereinander verschieden sind, obgleich es nur einerlei Sprechwerkzeuge gibt. Wie könnte man den Maßstab der Beständigkeit auf Kultformen und Sprachen anwenden, wie ihre universale Seite finden?

*

Es kann verfassungsmäßige Priester, aber keine verfassungsmäßige Religion geben.

*

Wird heuzutage die absolute Macht eines Einzelnen in Frankreich aufgerichtet, so wird die Philosophie der Tyrannis weniger Dämme entgegensetzen als die Religion.

*

Man hat kein Recht zu Unmöglichem.

*

Die Moral errichtet ein höheres und fürchterlicheres Tribunal als das der Gesetze. Sie will nicht nur, daß wir das Böse vermeiden, sondern daß wir das Gute tun; nicht nur, daß wir tugendhaft erscheinen, sondern daß wir es seien, denn sie gründet sich nicht auf die öffentliche Achtung, die man hintergehen kann, sondern auf unsere eigene, die niemals täuscht.

*

Die Voraussetzung der Moral wie der politischen Gemeinschaft ist die Gleichartigkeit: denn es gibt keine Moral von Mensch zu Tier oder von Mensch zu Gott. Zwischen Tieren müßte sie auf der Tierheit, zwischen Engeln auf der Spiritualität beruhen, zwischen Menschen auf der Menschlichkeit, der alle Tugenden und dann auch Gerechtigkeit und Wohltätigkeit entspringen.

*

Es gibt nur eine Moral, wie es nur eine Geometrie gibt; diese beiden Worte haben keinen Plural. Die Moral ist die Tochter der Gerechtigkeit und des Gewissens; eine universale Religion.

*

Die Politik gleicht der Sphinx der Fabel: sie verschlingt alle, die ihre Rätsel nicht lösen.

*

Die Unterscheidung von Macht und Gewalt ist eine Art Lösung des Problems der Souveränität im politischen Körper. Das Volk ist Gewalt, die Regierung Werkzeug; aus der Vereinigung beider konstituiert sich die politische Macht. Trennt sich die Gewalt von ihrem Werkzeug, so besteht die Macht nicht mehr. Ist das Werkzeug zerstört und sind nur die Gewalten geblieben, so gibt es nur Kampf, Wahnsinn und Raserei; und hat das Volk sich von seinem Werkzeug, das heißt von seiner Regierung getrennt, so ist Revolution.

*

Ein Volk ohne Land und ohne Religion müßte zugrunde gehen, wie Antäus schwebend zwischen Himmel und Erde.

*

Unterschiede beseitigen, ist Verwirrung, Wahrheiten verschieben, Irrtum, die Ordnung umgestalten, Unordnung. Die wahre Philosophie besteht darin, Astronom in der Astronomie, Chemiker in der Chemie und Politiker in der Politik zu sein.

*

Die zivilisierten Völker sind der Barbarei so nahe wie das geschliffenste Eisen dem Rost. Völker wie Metalle glänzen nur an der Oberfläche.

*

Es gibt kein Jahrhundert der Aufklärung für den Pöbel: er ist weder französisch, noch englisch, noch spanisch. Der Pöbel ist immer und überall der gleiche: immer kannibalisch, immer menschenfressend, und rächt er sich an den Behörden, so straft er Verbrechen, die nicht immer erwiesen sind, mit solchen, die immer sicher sind.

*

Um eine Revolution durchzuführen, bedarf es eher einer gewissen Masse Dummheit auf der einen, als einer gewissen Dosis Einsicht auf der andern Seite.

*

Die öffentliche Meinung muß mit ihren Waffen angreifen; man schießt nicht mit Gewehren auf Ideen.

*

Hängt die Armee vom Volk ab, so hängt schließlich die Regierung von der Armee ab.

*

Der Mensch befindet sich niemals im Genuß uneingeschränkter Freiheit, sondern er besitzt nur eine zweiter Ordnung; zum Beispiel steht es ihm frei, das oder das zu essen, nicht aber überhaupt nicht zu essen.

*

Man fragt immer, ob die Könige für die Völker da sind oder die Völker für die Könige; als ob man fragte, ob die Hühner für die Menschen oder die Menschen für die Hühner da seien. Die Antwort ist einfach: die Völker sind für den politischen Körper da, denn wenn im Staat das Volk den Hauptteil ausmacht,

so ist die Regierung das Wesentliche; beide sind für das Ganze da. Der Zeiger in einer Pendeluhr ist nicht für die Räder da, noch die Räder für den Zeiger, sondern beide für die Pendeluhr.

*

Der Vergleich von Herden und Schäfer ist in der Politik nichts wert, da keine Gleichartigkeit besteht; auch hat sich die Religion des Bildes bemächtigt, wo es Gott ist, der sich der Menschen annimmt. Ein Schäfer mit seinen Schafen ist nichts weiter als ein Mensch mit viel Proviant; das ist kein Bild des Königtums.

*

Es besteht ein großer Unterschied zwischen der arithmetischen und der politischen Mehrheit eines Staates.

*

In ruhigen Zeiten hängt der Ruhm von den höheren Klassen ab, in revolutionären von den niederen, und das ist die Zeit der falschen Berühmtheiten.

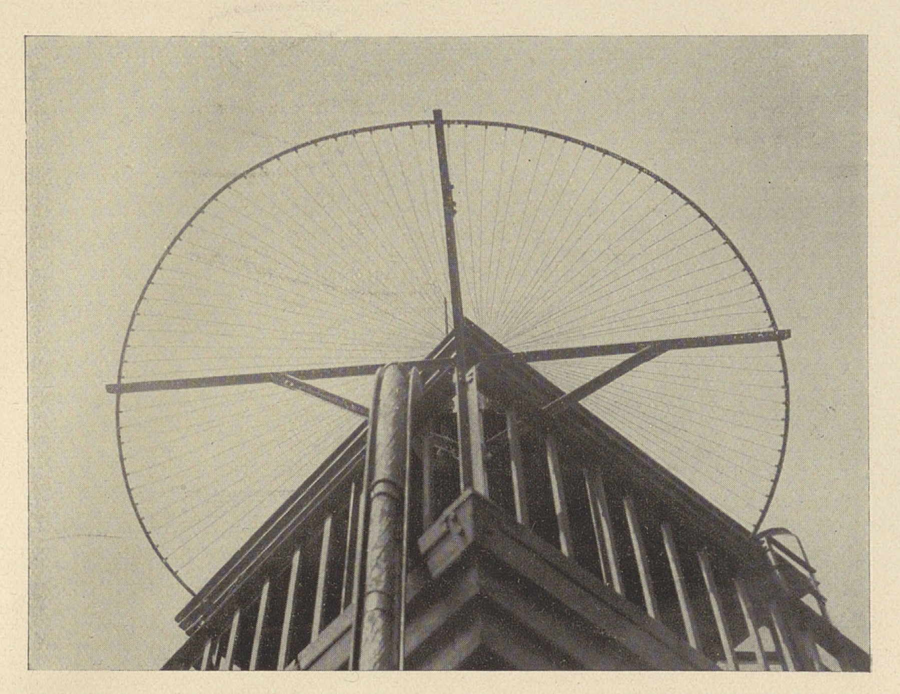
*

Die Franzosen, müde, sich zu regieren, zerfleischten sich gegenseitig, müde, es im Innern zu tun, nahmen sie das Joch Bonapartes auf sich, der sie im Ausland zerfleischen läßt.

*

Wir leben in einer Zeit, wo Verborgenheit mehr schützt als das Gesetz und sicherer macht als Unschuld.

Aus der sehr guten Sammlung „Französische Moralisten", herausgegeben und verdeutscht von Fritz Schalk, mit einem Vorwort von Karl Voßler (Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchbuchhandlung).



Fernsehantenne auf dem Berliner Funkturm. *Photo: Horst G. Lehmann, Berlin.*

KURT WAGENFÜHR

Fernsehen

Der Rundfunk ist mehr als einmal von berufener Seite als die „achte Weltmacht" bezeichnet worden, und er wurde darüber hinaus mit Recht als eines der wesentlichsten Kennzeichen unseres Jahrhunderts angesprochen. Der Nationalsozialismus hat den deutschen Rundfunk mit der Machtübernahme von einem neutralen Ereignismittler zum politischen Instrument gewandelt, das zu jeder Stunde — und man kann sagen: mit jeder Sendung — ein Ausdruck staatlichen Wollens und volklichen Denkens geworden ist. Diese entscheidende Funktionsstellung hat lange Zeit im Auslande Ablehnung, Bedenken und Spott ausgelöst, bis es sich in der Praxis zeigte, welch ein außerordentlich wichtiges innen- und außenpolitisches Führungs- und Wirkungsmittel der politische Rundfunk ist. Es war daher nicht verwunderlich, daß sich besonders im überreichen Geschehen des vergangenen Jahres auch andere Staaten auf die politische Funktion des Rundfunks besannen, wobei zu beachten ist, daß seit etwa 1933 auch das Kurzwellenwesen in diesen Einsatz einbezogen werden konnte. Dadurch wandelten sich die Wirkungsbereiche von der kontinentalen Einflußsphäre zur interkontinentalen. Der Begriff der „Weltmacht Rundfunk" hatte seine Erfüllung gefunden.

Fast gleichzeitig mit dieser erdumspannenden Entwicklung vollzog sich die Geburt des Fernsehens. Man ist geneigt, zu sagen: in aller Stille. Seit einem Jahrzehnt arbeiten unsere Erfinder und Ingenieure daran, den alten Wunschtraum der Menschen zu verwirklichen. Die Fachkreise gaben regelmäßige Berichte über die Forschungsergebnisse heraus, alljährlich wurden auf Ausstellungen die neusten Fortschritte auch praktisch demonstriert, die Besucher konnten sich davon überzeugen, wie das Bild zuerst in 30 Zeilen, dann in 90 und in 180 Zeilen zerlegt wurde. Mit der letztgenannten Norm wurden Ergebnisse erzielt, die eine öffentliche Einführung rechtfertigten, denn die Bilder waren bereits in zahlreichen Einzelheiten erkennbar. Dieser Zeitpunkt war mit dem Jahre 1935 gekommen.

Sieht man sich nun heute einmal in der großen internationalen Rundfunkpresse um, dann erkennt man, daß die Behandlung technischer Fragen des Fernsehens durchaus vorherrschend ist. Gewiß, das Fernsehen ist das Produkt außerordentlich komplizierter Überlegungen und nicht minder komplizierter technischer Vorgänge, unsere Achtung vor jedem, der an der Entwicklung mitgearbeitet hat, ist außerordentlich; aber es erscheint uns nicht minder wichtig, daß der Pionierarbeit der Techniker die Gestalter auf dem Fuße folgen, um den Einsatz des Fernsehens für politische und kulturelle Zwecke frühzeitig und grundlegend zu untersuchen. Auf diesem Gebiete jedoch ist im Vergleich zu den technischen Veröffentlichungen nur wenig zu finden.



Fernsehzug der NBC-New-York, die Versuchssendungen durchführt
Photo: Archiv Wagenführ, Berlin.

Henry Hall im Fernsehsender der BBC (London)

Photo: Archiv Wagenführ, Berlin.



Worauf ist diese Erscheinung zurückzuführen? Es treffen bei der Erklärung eine Reihe von Umständen zusammen, die beachtet werden müssen. Der Rundfunk hat in seinen Entwicklungsjahren einen sprunghaften Aufstieg genommen. Ein Heer von Bastlern förderte seine Verbreitung, die Amateure nämlich, die zum großen Teil im Weltkriege mit der Funkerei Kontakt bekommen hatten. Aus dem soldatischen Beruf war in Friedenszeiten eine Liebhaberei geworden; wir können in zahlreichen Ländern feststellen, daß die Amateure Schrittmacher des Rundfunks waren, ja, daß ihr aufopferndes Wirken und Werben in vielen Fällen erst die staatliche Initiative in Bewegung gesetzt haben. In einigen Staaten zählte man nach einer Entwicklung von wenigen Jahren bereits eine Million Rundfunkteilnehmer (Deutschland, England und USA.), in anderen Hunderttausende (Dänemark, Tschechoslowakei, Schweden, Österreich usw.). Heute sind in Europa allein neun Staaten, die über eine Million Rundfunkhörer haben, darunter Deutschland mit 12 Millionen, England mit 9 Millionen und Frankreich mit etwa 5 Millionen.

Und das Fernsehen? Es bestehen in Deutschland, England und Frankreich bereits seit 1935 regelmäßige, tägliche Programmsendungen, die Teilnehmerzahl aber wird nur nach Hunderten berechnet, England gibt etwa 6 – 8000 Teilnehmer an. Dem Rundfunk gegenüber vollzieht sich also die Entwicklung in einem Zeitlupentempo. Es gibt hierfür eine ganze Reihe von Deutungen. Einmal fällt wegen der komplizierten Materie das Heer der Bastler fast ganz aus. Zum anderen ist der Preis der Empfänger naturgemäß viel höher als der eines Rundfunkgerätes, man kann ihn mit 500 – 2000 Reichsmark ansetzen. Dann spielt es eine Rolle, daß die Programmauswahl naturgemäß begrenzter ist als im Rundfunk, die Teilnehmer empfangen e i n e n Sender. Die Ultrakurzwelle, auf der der Fernsehbetrieb durchgeführt wird, hat quasi-optische Eigenschaften, sie reicht also

nur so weit wie ein Lichtstrahl. Das bedeutet gegenüber der Weitenwirkung des Rundfunks eine außerordentliche Begrenzung, es können mit einem Sender nur Bruchteile von Interessenten erfaßt werden. (Die Reichweite eines Fernsehsenders wird mit etwa 50–70 km angenommen). Weiter: es liegt nahe, die Bildwiedergabe im Fernsehempfänger mit dem Kino zu vergleichen. Die hochzeiligen Bilder – im Jahre 1938 eingeführt – mit 441 Zeilen geben zwar schon sehr gute Ergebnisse, jedoch halten sie einen Vergleich mit dem Film noch nicht in jeder Hinsicht aus, außerdem ist ein solcher Maßstab, wie wir noch erläutern werden, falsch. Das Problem der Programmgestaltung ist noch nicht gelöst, es kann ja auch bei dieser kurzen Anlaufszeit noch keine endgültigen Formen gefunden haben. Dann fällt die Frage der Bildgröße entscheidend ins Gewicht. Die Fläche der Empfänger zeigt etwa 25×25 cm. Viele Betrachter stoßen sich an dieser Kleinheit, ohne sich die psychologischen Voraussetzungen eines Heimempfanges klarzumachen: für das Zimmer genügt eine kleine Bildfläche durchaus.


Von einem Fernsehzug der BBC wird eine Außenaufnahme über Spezialantenne zum Sender im Alexandra-Palast übertragen. *Photo: Archiv Wagenführ, Berlin.*

Und schließlich noch zwei weitere Momente. Einmal glaubt man, nicht ohne Analogieschlüsse zur Rundfunkentwicklung zu ziehen, daß die Entwicklung so viele Wandlungen durchmachen wird, daß sich der Ankauf eines Gerätes nicht verlohnt, da es bald veralten würde. Dieses Bedenken kann sofort zerstreut werden, denn in allen Ländern haben die zuständigen Stellen erklärt, daß auf mehrere Jahre hin mit einem Wechsel der Norm von 441 Zeilen nicht zu rechnen sei. Zweitens aber scheint es mir, als ob die Menschen zwar keine Abwehr, wohl aber eine

Der Alexandra-Palast in London mit dem großen Antennenmast

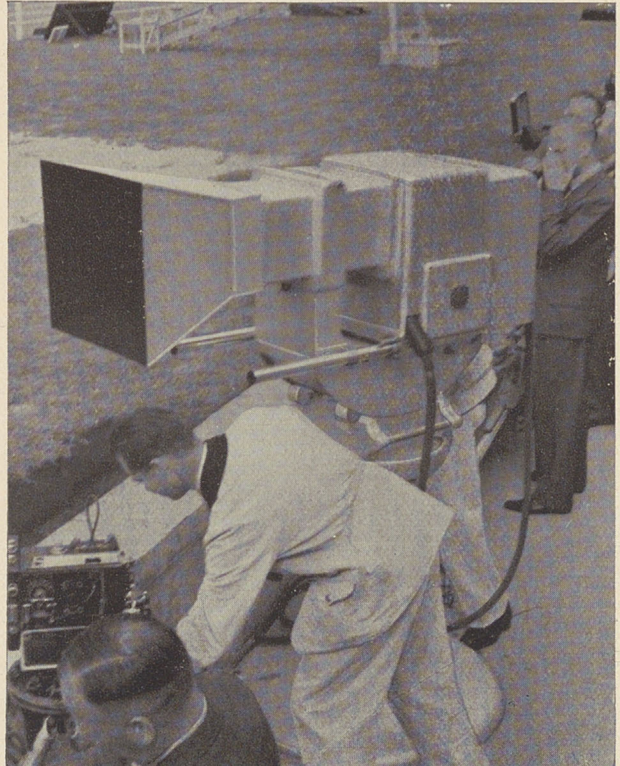
Photo: Archiv Wagenführ, Berlin.



innere Scheu vor dem Neuen haben, das sie in seiner Eindringlichkeit und mit seinem Zauber überfällt. Brachte uns der Rundfunk die Welt in ihren akustischen Äußerungen in unser Heim, so tritt nun das weit eindrucksamere Bild dazu; wir sehen abends wie durch ein Fenster in die Weite. Wenn der Rundfunk unsere Phantasie anspornte, zum Beispiel das Vorstellungsvermögen von Gestalten beim Anhören eines Hörspiels, so nimmt uns das Fernsehen dies ab, aber es erfordert weit mehr als der Rundfunk den ganzen Menschen. Der Betrachter kann den Empfänger nicht „nebenbei" laufen lassen wie bei einem Unterhaltungskonzert im Rundfunk. Er muß schon wirklich hinsehen, der verdunkelte Raum bietet keine Ablenkungsmöglichkeiten, und es kommt hinzu, daß das Auge schneller ermüdet als das Ohr. (Es ist keine Erholung, sondern eine Anstrengung, wenn man zweimal hintereinander Kinovorstellungen besuchen muß.)

Sehen wir von jenem „innerem Widerstand" gegen den Einbruch in die private Häuslichkeit ab. Er wird verschwinden. Wir sind mit dem Geschehen um uns durch die Zeitung und den Rundfunk so eng verknüpft, daß wir die nicht genau definierbaren Hemmungen — vielleicht gehen sie sogar auf eine Trägheit gegenüber Neuem zurück — überwinden werden. Der Fernsehempfänger wird einmal seinen Platz im Zimmer haben wie heute schon das Rundfunkgerät. Und man wird ihn bewußt benutzen, bewußter noch als den Rundfunk. Bedenken wir dabei eins: die Rundfunksendungen, die systematisch abgehört und mit voller Absicht eingestellt werden, sind die aktuellen Sendungen, die Nachrichtendienste, die politischen Übertragungen (Reden, Hörberichte usw.), kurz die Programme, die Neues zu bringen versprechen. Die göttliche Neugierde lenkt uns dabei — sie wird eine noch vollkommenere Befriedigung durch das zusätzliche Bild finden. Wir können den Vergleich auch mit der Wochenschau im Kino ziehen — sie wird auch allabendlich im Fernseher gesendet, entweder Tobis, Ufa oder Fox — es





bleibt das gleiche: im Kino wie im Fernseher ist die Wochenschau, der Blick in die Welt und in das neue Geschehen, stets spannend und willkommen.

Aus diesen genannten Gründen wird das Fernsehen auch immer am überzeugendsten und besten für die Übertragung aktueller Ereignisse eingesetzt werden. Diese Übertragungen im Augenblick des Geschehens sind das Charakteristischste des Fernsehprogrammbetriebes, bei ihnen wird man auch am wenigsten den falschen Vergleich mit dem Film ziehen. Der Film liefert nach. Bei aller Schnelligkeit der Arbeit ist fast immer notwendig die Aufnahme, die Entwicklung, der Transport vom Aufnahme- zum Vorführungsort und das Gebundensein an die Vorführungszeit. Der Film erlaubt naturgemäß ein Aufnehmen von verschiedenen Standorten, eine Auswahl der besten Aufnahmen

Oben: Zur Zeit der 180-Zeilen-Norm fanden die Fernsehsendungen im dunklen Raum statt. Das Orchester war in einem besonderen Raum, getrennt von der Fernsehbühne, untergebracht und der Dirigent konnte die Sendung nur an einem Kontrollempfänger beobachten

Während der Olympiade in Berlin wurden — mit großen Spezialkameras — Fernseh-Aufnahmen von den Spielen gemacht, die gut geglückt waren

Photo: Horst G. Lehmann, Berlin.



Der Fernseh-Zwischenfilm-wagen bei einer Aufnahme

Photo: Horst G. Lehmann, Berlin.

und ein Sichten nach der Bildgüte sowie ein geschicktes Zusammenstellen. Der Fernsehbetrieb nimmt auf und sendet gleichzeitig, selbst beim Zwischenfilmverfahren (Aufnehmen auf Filmstreifen, sofortiges Entwickeln, Fixieren und Trocknen im Aufnahmewagen, anschließend Senden) ist die Spanne zwischen Aufnahme und Empfang im Heim nicht länger als zwei Minuten. Bei unmittelbaren Übertragungen — also mit Kamera ohne Zwischenfilm — ist die Spanne ganz verschwunden. Da muß der Augenblick regieren, und gerade dieses Miterleben wird die sogenannten „Mängel" gegenüber dem sorgsam ausgeleuchteten, nach Bildausschnitt usw. gut ausgewählten, allein auf das Spannendste konzentrierten Film vergessen lassen.

Wir haben damit gleichzeitig einige Bemerkungen über die Bildwiedergabe gemacht, die wir über eineinhalb Jahr regelmäßig verfolgt haben. Das Flimmern, das beim 180-Zeilen-Bild noch störte, ist bei der 441-Norm verschwunden. Damit war der Weg für die künstlerische Wiedergabe von Unterredungen, Schauspielen, Bunten Abenden, illustrierten Vorträgen usw. frei. Mit mehreren Kameras wird das Objekt angegriffen und erfaßt, Überblendungen beleben das Bild, mühelos kann sich ein Szenenwechsel an den anderen, eine Gesamtaufnahme an ein Großbild reihen. Man erkennt bereits an dieser Aufzählung, daß sich Theater- und Filmelemente mischen. Das Fernsehen wird von beiden Kunstarten das Beste übernehmen und dabei gleichzeitig einen eigenen Stil entwickeln, der von der Überlegung bestimmt wird, daß sich die Bilder an den E i n z e l n e n richten, nicht an eine Besuchermenge. Eine Vielheit von Fragen ist dabei zu berücksichtigen: das Problem des Bildausschnittes, die Ausleuchtung, die Szenerie, das wohlabgewogene Nebeneinander von Großaufnahme und Totale, die Tonbehandlung, das bildmäßige Erfassen spröder Objekte wie beispielsweise eines Orchesters während der Ouvertüre oder eines Zwischenspieles — die Mög-

lichkeiten können hier nicht alle aufgezählt werden. Zunächst gilt es, Erfahrungen zu sammeln und immer wieder Erfahrungen zu sammeln; heute wird noch aus jeder Sendung gelernt, sowohl im Blick auf die Einzelgestaltung als auch hinsichtlich des Gesamtprogrammaufbaus.

In Deutschland hat das allabendlich von 20–22 Uhr gesendete Fernsehprogramm folgendes Grundschema: 30 Minuten Interviews oder Erläuterungen an Gegenständen usw. unter aktuellen Gesichtspunkten, dann folgt eine der genannten Wochenschauen, darauf entweder eine Sendung von $1^1/_2$ Stunden (Kabarett, Schauspiel oder Ähnliches) oder diese Zeitspanne wird in zwei Teile geteilt, die verschiedene Programme bringen, bisweilen umfassen die letzten 30 Minuten auch nur Tanzmusik. (Die Zweckmäßigkeit dieses letztgenannten Programmteils ist nicht unbestritten.) Zum aktuellen Programm muß erläutert werden, daß das Objekt des Zeitdienstes entweder im Fernsehaufnahmeraum (Fernsehstudio am Adolf-Hitler-Platz in Berlin) vorgestellt werden kann oder daß das Ereignis von der Kamera aufgesucht wird. Das Letzte bleibt naturgemäß das Erstrebenswerte. Der Weg vom Ereignis zum Sender kann durch Luftübertragungen oder durch Kabel überbrückt werden; Spezialkabel liegen in Deutschland auf folgenden Strecken: Berlin – Leipzig – Nürnberg – München mit späterer Weiterführung nach Wien; Berlin – Hamburg; Berlin – Frankfurt a. M. – Köln. Außerdem hat Deutsch-



Die Kameras, die Scheinwerfer und die Mitwirkenden sind zur Aufnahme bereit; im Hintergrunde eine zweite Dekoration. *Pho o: Horst G. Lehmann, Berlin.*

land neben Berlin eine Sendestation auf dem Brocken und auf dem Feldberg im Taunus, die demnächst ihrer Bestimmung übergeben werden; sie werden, entsprechend ihrer hohen Lage größere Reichweiten als 50—70 Kilometer erzielen. Frankreich hat einen Sender in Paris, es plant einen zweiten in Lille, desgleichen plant es ein Kabel Paris—Limoges—Bordeaux mit Abzweigung nach Toulouse. England hat einen Sender in London und ein Kabel London—Birmingham, das über Manchester—Liverpool—Newcastle—Edinburgh nach Glasgow geführt werden soll. Man erkennt, daß die Deutsche Reichspost bisher die systematischste Erschließung des Gesamtgebietes vorgenommen und auch am weitesten durchgeführt hat.

Es bleiben zwei Fragen, deren Lösung die Zukunft ergeben muß. Einmal wird man sich überlegen müssen, ob nach dem Leuchtturmprinzip eine Reihe von Sendern größerer Stärke an günstigen, also hochgelegenen Stellen, erbaut werden sollen, die ein weites Gebiet erfassen können, oder ob man viele kleine Stadtsender errichtet, die von Berlin aus über Kabel mit Programmen versehen werden und sie dann ausstrahlen. Zum anderen muß die Frage der Übertragung von Fernsehdarbietungen auf Großprojektionsfläche in Kinos entschieden werden, wie es beispielsweise England schon getan hat. Die Bildfläche hätte dabei etwa die Ausmaße einer Kinobildfläche. Dem Prinzip nach wären diese Fernsehtheater „Wochenschaukinos" — wir kennen sie in Deutschland nicht, wohl aber sind sie in vielen anderen Ländern ein Begriff — in die aktuelle Geschehnisse unmittelbar übertragen würden. Die Bezeichnung würde sich damit in „Tagesschau" wandeln. Entscheidungen über diese Fragen, die eine Vielzahl von technischen, organisatorischen, autorenrechtlichen und anderen Problemen mit sich bringen, werden bald gefällt werden müssen. USA., das am 30. April dieses Jahres den offiziellen Programmbetrieb eröffnet (die National Broadcasting Company vom Empire-State-Building) wird nicht nur wegen der Größe des Landes, das nur durch sehr viele Einzelsender oder durch außerordentlich kostspielige Spezialkabel erschlossen werden kann, sondern auch bezüglich der Finanzierung des Fernsehens einige Sorgen haben, denn in USA. kennt man keine Rundfunkgebühren. Der Rundfunk lebt vom „Zeitverkauf" für Werbezwecke, ein guter Kaufmann aber wendet nur Mittel für Reklame auf, wenn sie sich — wie beim Rundfunk — an einen sehr großen Kreis richtet. Diesen aber kann das Fernsehen zunächst nicht garantieren.

Dieser allgemein gehaltene Gesamtüberblick will nicht die Probleme des Fernsehens auflösen, sondern sie aufzeigen. Selbst wenn es sich mit seinen Sendungen zunächst nur an einen kleinen Kreis wendet (verglichen mit der Rundfunkwirkung), wenn es noch den „Umweg" über Fernsehstuben beschreiten muß, so wird es unseres Erachtens gut sein, gerade während der Entwicklungszeit die einzelnen Phasen, Wandlungen und Strömungen zu verfolgen. Wir zweifeln nicht daran, daß in wenigen Jahren Fernsehübertragungen von Land zu Land möglich sein werden und daß dann Rundfunk u n d Fernsehen eine Fülle von neuen Funktionen erhalten. Der Weg der Entwicklung ist in vollem Umfange noch gar nicht zu übersehen. Es wäre leicht, billige Zukunftsromane über das Fernsehen zu schreiben; es ist schwer, aber wichtiger, die Entwicklung etappenweise zu begleiten.

ANNALISE SCHMIDT

Abraham Lincoln

Zur 130. Wiederkehr seines Geburtsjahres

Es gibt Männer, die doppelte Wohltäter sind: für die Gegenwart, die sie bilden helfen; und für die Zukunft, deren Gefühl und Mut sie nähren und aufrechterhalten.

Zu diesen Männern gehört Abraham Lincoln. Ja, man kann mit Recht sagen, daß die Erkenntnis des Wesens von Lincoln und damit die Verehrung für ihn im Wachsen sei, daß beides wachse im Maße der Reifwerdung des amerikanischen Volkes.

Als Lincoln Präsident wurde, hatten die USA. zwar schon, bis auf Alaska, ihren jetzigen Umfang erreicht. Die Besiedelung griff nicht weit über den Mississippi hinein ins Land. Die Bevölkerung dieses Gebietes, das zwölfmal so groß ist wie Europa, betrug 15 Millionen Menschen, davon ein Achtel Schwarze. Wo jetzt die Riesenstadt Chikago steht, wohnten damals 100 000 Menschen in kleinen Holzhäusern. Über ein halbes Jahrhundert lebten die Amerikaner unter ihrer Verfassung, die sich nach dem losen Gefüge der ersten Konföderationsartikel als notwendiges Bindemittel erwiesen hatte. Denn schon damals waren die Interessengegensätze zwischen Norden und Süden in Handels- und Zollpolitik groß; sie nahmen zu, als der Krieg gegen England, der 1814 endete, die USA. fast ruiniert hatte. Schon damals scheint es zu Lostrennungsbestrebungen gekommen zu sein. Die Sklavereifrage trat zum erstenmal in den Vordergrund und gab Veranlassung, sich an Jeffersons, des Verfassers der Unabhängigkeitserklärung, Worte zu erinnern: „Noch steht es in unserer Macht, den Prozeß der Sklavenbefreiung und Deportation friedlich vorzunehmen und so allmählich, daß dieses Übel sich unmerklich begeben wird und die Plätze der Schwarzen von weißen Arbeitern eingenommen werden können. Wenn aber das Gegenteil eintritt und das Übel seinen Weg erzwingt – unsere menschliche Natur schaudert bei dieser Vorstellung." Damals aber, 1820, gelang es dem vermittelnden Bemühen des gewandten Kompromißlers Henry Clay, um den die Partei der Whigs, der Schutzzöllner und Fürsprecher des Industrialismus, sich scharten, durch das Missouri-Abkommen eine nördliche Grenze für die Zulassung der Sklaverei festzulegen und so die soziale Gefahr der Sklaverei, die durch der Südstaaten staatspolitische Auslegung eine Gefahr für das Staatsgefüge zu werden drohte, zu beseitigen.

Es konnte nicht anders sein, als daß in einem Lande, welches so groß war, so reich an Möglichkeiten der Wirtschaftsbetätigung und des Reichtumerwerbs, welches so jung war, daß alles noch einzurichten war: daß in einem solchen Lande die Wirtschaft der ausschlaggebende Teil sein und die Politik bestimmen mußte. Nicht, als ob die schwungvollen Ideen, welche von der Französischen Revolution über den Ozean gedrungen waren, nicht mitbestimmend gewirkt hätten. Im Gegen-

teil! Auch in Amerika öffneten die französischen Utopien die Tore zu goldenen Träumen über die angeborene Güte der menschlichen Natur, die nur durch schlechte Institutionen verdorben sei, die Menschennatur, welche dem alten Amerika für unheilbar böse und der Gnade Gottes unendlich bedürftig erschienen war.

Der agrarische Süden war es, der die Gedanken der französischen Physiokraten aufgriff und ihre Lehre von der allein produktiven Arbeit der Landwirtschaft für seine Verhältnisse ummodelte: Jeffersons humanitärer Idealismus wandelte sich unter Calhouns wirklichkeitsnahem Denken in eine sehr realistische Wirtschaftspolitik für die Sklavenstaaten. Aber im neuen Westen wurden Jeffersons Ideen in ihrer Urform wieder aufgegriffen von den rauhen Siedlern. In ihren Blockhütten, fern von jeder Stadt, jeder Behörde, jeder Staatsmacht wucherte ein überzeugter Individualismus. Schon 100 Meilen hinter Charleston, der Hauptstadt der feudalen Sklavenaristokratie, rodeten ja diese Männer, die, ausschließlich auf eigener Kraft fußend, das Land gegen Indianer, wilde Tiere, den Urwald verteidigten und zivilisierten. Bei ihnen war Demokratie Trumpf. Do as you please! (Tu, wie es dir beliebt) war ihre Devise, und es konnte nicht fehlen, daß sie begeisterte blinde Anhänger von Andrew Jackson wurden, als dieser biedere, einfache General und Indianerbesieger in der werdenden Kapitalmacht des Nordostens den bösen, bösen Feind entdeckte, der dem einfachen, echten, uramerikanischen Wesen ein Ende setzen wolle.

Denn hier im Nordosten hatte sich ein drittes Wirtschaftsgebiet aus einem Freihandelsgebiet zu einem industriellen Hochschutzzollgebiet herausgebildet. Mit jedem neuen Landteil, der besiedelt wurde – und die Besiedelung nahm durch die europäische Auswanderung nach den Revolutionen von 1830 und 1848 und nach der Entdeckung der Goldfelder in Kalifornien im selben Jahre rasch zu – wuchs das Abnehmergebiet für die Industrieartikel der neuenglischen Fabriken. So sehr der puritanische Nordosten gegen die französischen Ideen des Südens und Neuwestens war – er bildete das letzte Bollwerk des gesunden Realismus des 18. Jahrhunderts gegen die Romantik Frankreichs – so sehr profitierten seine Fabrikherren von den neuen Zeiten und ihrem wachsenden Kapitalreichtum, den sie mit allen modernen Finanzkünsten, unheimlich dem Gehirn eines einfachen Mannes wie Jackson und seiner Anhänger, westlichen Siedlern und östlichen Fabrikarbeitern, zu türmen verstanden. Jedoch nahmen, unter dem Einfluß der neuwestlichen Verhältnisse und im Maße, wie der kleine Siedler seine Chancen begriff, der anfangs wilde antikapitalistische, antimittelständische Geist des neuen Westens selber mittelständischen Charakter an und verlangte Hilfe zur Ausbeutung seiner Möglichkeiten vom Vater Staat, der aber im übrigen sich um seine höchst individualistisch ausbeutenden westlichen Söhne nicht kümmern und nichts von ihnen verlangen sollte.

Es war eine wildbewegte Zeit, trunken von den Möglichkeiten, die sich den Menschen boten: ein ganzer Kontinent strotzend von Bodenschätzen; unendliches Freiland wartend auf den Zugriff; unendliche Abnahmemöglichkeiten für Waren aller Art. Und im Süden hatte die Erfindung der Baumwollentkörnungs-

maschine die Aussichten auf die Bereicherung der Sklavenstaaten ins Ungeheure gesteigert. Hatten die Väter der Verfassung noch der Annahme gelebt, daß sie die Sklaverei, die sie dem Gefühl nach verdammten, aus Politik aber – um den Süden nach dem opferreichen Unabhängigkeitskrieg nicht plötzlich ganz zu ruinieren – zwar erhalten, aber durch Beschränkung der Sklaveneinfuhr bis zum Jahre 1808 zum Aussterben bestimmt hatten – jetzt schrien die Baumwollexportmöglichkeiten des Südens nach mehr Land mit Sklavenbewirtschaftung und nach mehr Sklaven. Die Sklaverei wurde mit pseudowissenschaftlichen anthropologischen Argumenten verteidigt: sie sei im Sinne der Natur, die ja nach der Französischen Revolution für vieles herhalten mußte und noch muß. Und es gab bereitwillige Pfarrer sogar, die predigten, die Sklaverei sei Teil der Verordnungen Gottes.

Diese zwei aus dem allgemeinen geistig-wirtschaftlichen Durcheinander emporschießenden Explosionen, die demokratische Revolution von Andrew Jackson und die neue Belebung der Sklavereiwirtschaft, hoben die Autorität der alten politischen Schule des Realismus aus dem Sattel, veranlaßten gewundene und verklausulierte Auslegungen der Konstitution und das Herabziehen der Unabhängigkeitserklärung, dieses Wurzelbodens amerikanischen Idealismus', die jetzt für „glitzernde und klingende Allgemeinheiten" erklärt wurde. Amerika stürzte sich in bitteren Parteihader. Das gleichmachende Agrariertum des Neuwestens, der kapitalistische Individualismus des Ostens und die feudale Sklavenherrschaft im Süden rauften sich um die Vorherrschaft und die Bestimmung der Gesetze.

Bereits gab es nicht wenige in den Nordstaaten, in die das Kräftemaß sich durch den vermehrten Einwandererstrom verlegt hatte, die jedweden konstitutionellen Schranken trotzten, die dem Gesetz über die Zurückgabe entlaufener Sklaven einfach zuwiderhandelten und so weit gingen, die Einrichtung der Sklaverei selbst in den Sklavenstaaten zu bedrohen. Bereits beanspruchten einige Südstaaten, deren politisches Übergewicht durch Jackson und seine Demokratisierung des Landes begründet war, nicht nur das konstitutionelle Recht, Sklaven in die sklavenfreien Staaten mitzunehmen und zu halten, sondern sie verlangten Wiedereinführung des Sklavenhandels und einen Vertrag mit England auf Rückgabe von nach Kanada geflüchteten Sklaven. Es kam so weit, daß 1856 Lincoln in einer Rede die Gedanken aller aussprach, wenn er sagte: „Wir leben inmitten von Unruhe und Schrecken. Angst bewölkt die Aussicht in die Zukunft. Wir erwarten ein Unheil mit jeder Zeitung, die wir lesen. Sind wir in einem gesunden politischen Zustand? Sind die Zielrichtungen nicht offenbar? Weisen uns nicht die Zeichen der Zeit überdeutlich, wohin wir gehen?"

Ja, die Zeichen der Zeit wiesen auf den Wunsch der Südstaaten zur Loslösung und auf die Absicht des übrigen Amerika zur Zentralisation im Namen kapitalistischer Ausbeutung des Landes im Interesse des Mittelstandes, jener Mittelklasse, welche der alte feudale Süden verachtet, der neue aber mehr und mehr zu bilden begann.

Es war eine unedle Zeit in der Tat. Töricht aber wäre es, sich moralisch über sie zu entrüsten. Der Zauber des leeren Riesenraumes, die Verführung

der tausend Möglichkeiten erklären genügend und machen begreiflich den naiven Egoismus dieser Anfangsperiode des amerikanischen exploitierenden Kapitalismus, dem alle verfallen waren. Spätere Zeiten erst haben aus der Not — an Raum und Gelegenheiten — eine Tugend gemacht und werfen sich pharisäisch in die von sozialen Gefühlen geschwellte Brust.

Die wildesten Treiber in dieser Zeit des Übergangs von agrarischer zu industrieller Ordnung, in der der Erwerbssinn als „Stimme Gottes" gerühmt wurde, waren die Abolitionisten, die Antisklavereileute, die in jedem Dorf, in jeder Stadt eine Vereinigung hatten. 1822 hatte bereits eine große moralische Revolution gegen die Sklaverei in den Grenzstaaten des Nordens und Südens begonnen. Damals war, entgegen dem Missouri-Abkommen, der Versuch gemacht worden, Sklaven nach Illinois einzuführen. Der Gouverneur von Virginia, Coles, hatte viermal sein Gehalt zur Bekämpfung dieser Absicht hergegeben, und Gelder kamen zu demselben Zweck von überall her. Seitdem hörte die Diskussion über diese alles überwuchernde Frage nicht auf. Und bezeichnenderweise war es der Nordosten, Neuengland, dessen puritanische Bewohner, durch Selbstprüfung und Gebetsübungen zu Sündenbewußtsein, zu Buße und Wiedergeburt seit Jahrhunderten angehalten, nach anfänglichem Zaudern mit Fanatismus sich in den Kampf gegen den Süden stürzten und die heftigsten Sklavereifeinde stellten. Mit jenem maßlosen Geist, der gewöhnlich Menschen radikaler Ansichten treibt, machten sie Lincoln und allen wahren Kennern der Schwierigkeiten der Situation die Hölle heiß mit ihrer unnachgiebigen und törichten Forderung auf absolute und plötzliche Befreiung aller Sklaven. 1838 wurde auf einem Friedenskonvent eine „Declaration of Sentiments", eine Erklärung der Gefühle, von Schwarmgeistern und Abolitionisten veröffentlicht — eine Wiederbelebung der religiösen Utopien von 1650; ein Ausbruch neuenglisch puritanischen Geistes nach Jahrhunderten der Konformität, der toten Anpassung an Calvins Knebelung des urprotestantischen persönlichen Verantwortungsbewußtseins — ein sonderbarer Anachronismus inmitten einer industriellen Revolution größten Ausmaßes. Lincoln hatte es schwer mit diesen Radikalen. Aber zu seiner Weisheit gehörte es, daß, wer an hervorragender Stelle im öffentlichen Leben steht, gezwungen ist, auch Narren öfters um sich zu dulden.

Der Norden und der Süden waren an einem Scheidewege angelangt. Sie schieden sich. Der Bürgerkrieg, dieser „ununterdrückbare Kampf", wie Lincolns Staatssekretär Seward ihn nannte, brach aus, dieser blutigste Krieg von Brüdern gegeneinander, der Amerika bis in seine Tiefen aufwühlte, unendliches menschliches Leid und Opfer verlangte und wirtschaftlich wie ein Stock im Ameisenhaufen wirkte: über Nacht entzündeten sich Konjunkturen, wurden Märkte in Bewegung gebracht, stiegen Booms am Preishimmel wie Raketen auf, und schonungslos enthüllte sich an der Grenze des unaufhaltsam emporstrebenden Zeitalters der Technik, der Industrie, des Verkehrs das Doppelantlitz des Krieges. Die Union blieb erhalten. Politische Konsolidation, gesellschaftliche Standartisation, Zentralisation auf allen Gebieten und freie weiße Arbeit siegten über Partikularismus und schwarze Sklavenwirtschaft, diese Mißachtung jedes

wirtschaftlichen Schaffens, diese Nichtachtung des Adels der Arbeit. Die Kanonen des amerikanischen Bürgerkrieges dröhnten Salut der neuen Zeit, die jenseits des Ozeans sich durchsetzte.

Der Mann, der, am Steuer stehend, das Staatsschiff durch die Wirbel, Untiefen und Strömungen der wildbewegten Zeit zu lenken vom Volke gewählt war, ist Abraham Lincoln.

In einem Brief vom 20. Dezember 1859 an J. W. Feller gibt Lincoln selbst einen kurzen Abriß seines Lebens. Er zeigt so sehr sein Wesen, seine Sachlichkeit, Uneitelkeit, seinen Humor, daß er hier in Übersetzung stehe — deshalb auch, weil es bei dem Versuch der Erfassung eines Menschen gut ist, den soliden und leitenden Zwang der äußeren Erfahrungen dieses Menschen zu kennen.

„Ich bin am 12. Februar 1809 in Hardin County, Kentucky, geboren. Meine Eltern sind beide in Virginia geboren und stammen aus ganz gewöhnlichen Familien — zweiten Familien sozusagen. Meine Mutter, die starb, als ich 10 Jahre alt war, ist eine geborene Hanks. Mein Großvater väterlicherseits, Abraham Lincoln, wanderte um 1781 oder 82 von Rockingham County, Virginia, nach Kentucky, wo er ein oder zwei Jahre später von Indianern getötet wurde, nicht im Kampf, sondern hinterrücks, als er dabei war, durch Roden im Walde Feld für seine Farm zu schaffen. Mein Vater war beim Tode seines Vaters erst 6 Jahre alt und wuchs auf ganz ohne jeden Unterricht. Er siedelte in meinem achten Jahr in den Staat Indiana. Wir erreichten unsere neue Heimat ungefähr zur Zeit, als der Staat in die Union aufgenommen wurde. Es war ein rohes Land damals mit vielen Bären und noch vielen andern wilden Tieren in den Wäldern. Dort wuchs ich auf. Es gab dort einige sogenannte Schulen, aber nichts weiter wurde von einem Lehrer verlangt, als daß er Lesen, Schreiben und Rechnen konnte. Wenn ein Wanderer vorbei kam, der im Rufe stand, Latein zu können, wurde er angestaunt wie ein Zauberer. Es gab dort absolut nichts, was den Ehrgeiz nach Wissen erregen konnte. Naturgemäß wußte ich, als ich volljährig wurde, nur ganz wenig. Dennoch konnte ich irgendwie Lesen, Schreiben und Rechnen, aber das war auch alles. Ich bin seitdem in keine Schule gegangen. Das geringe Mehr, das ich unterdessen auf diesem Vorrat an Wissen aufgebaut habe, habe ich gelegentlich aufgegriffen unter dem Druck der Notwendigkeit.

Ich war zur Farmarbeit erzogen, in der ich blieb, bis ich 20 Jahre alt war. Mit 21 kam ich nach Illinois. Dann kam ich nach Neu-Salem, jetzt in Menard County, wo ich ein Jahr blieb als eine Art von Verkäufer in einem Laden.

Dann kam der Schwarze-Falken-Krieg (gegen Indianer). Ich wurde zum Hauptmann der Freiwilligen ernannt, ein Erfolg, der mich mehr freute als irgend etwas anderes seit dem. Ich machte den Feldzug mit und war sehr stolz darauf. Dann bewarb ich mich um einen Sitz im Landtag von Illinois und fiel durch — das einzige Mal, daß ich vom Volke geschlagen wurde. Bei der nächsten und den drei folgenden Wahlperioden, die immer zwei Jahre umfassen, wurde ich gewählt. Dann ließ ich mich nicht wieder zur Wahl aufstellen. Während dieser Gesetzgebungsperioden habe ich die Rechte studiert und siedelte nach Springfield über, um mich als Rechtsanwalt dort niederzulassen. 1846 wurde ich für eine Periode in den Kongreß nach Washington gewählt. War nicht Kandidat für eine zweite Wahl. Von 1849 bis 1856, beide Jahre inbegriffen, war ich eifriger als bisher als Anwalt tätig. Stets zur Partei der Whigs gehörig und gewöhnlich auf ihrem Wahlzettel, betrieb ich selbst aktiv meine Wahl. Dann verlor ich Interesse an der Politik, bis der Widerruf des Missouriabkommens mich reaktivierte. Was ich seitdem getan habe, ist ziemlich gut bekannt.

Falls eine persönliche Beschreibung von mir erwünscht sein sollte: ich bin 6 Fuß 4 Zoll groß; mager; an Gewicht ungefähr 180 Pfund; von dunkler Hautfarbe, grobem schwarzem Haar und grauen Augen. Keine besonderen Merkmale bekannt."

Bis 1854 war Lincoln ein nur in seinem Staat Illinois angesehener Rechtsanwalt und Politiker gewesen auf seiten der Whig-Partei. Dann aber hatte er

höchst aktiv die Republikanische Partei mitorganisiert, in der sich aus den alten und neuen Parteien alle die sammelten, die in der Bekämpfung der Sklaverei das politische Ziel Amerikas sahen. Lincoln war es gewesen, dem es gelungen war, in seiner Rede vom 19. Mai 1856 in Bloomington, Illinois – seiner sogenannten „Verlorenen Rede", deshalb so genannt, weil die Pressevertreter, fasziniert von seinen Worten, das Mitschreiben vergaßen und die Rede also in ihrem genauen Wortlaut verlorengegangen ist – Lincoln war es gelungen, alle Zwistigkeiten und Streitpunkte zu beseitigen und den anfänglich wilden Bienenschwarm der versammelten Politiker zu einer festgefügten Partei zu einen durch die Klarheit und Kraft seiner Rede, durch die Logik seiner Argumente, durch die sittliche Macht seiner Persönlichkeit. Und er, Kenner der politischen Taktik, die er als kluger Beobachter der Menschen und als Abgeordneter gelernt hatte, hatte auf Wunsch seiner Partei, nachdem die Gegenpartei der Demokraten das Konventsystem bei sich eingeführt hatten – d. h. die Überweisung der Aufstellung der Kandidaten von der Wählerschaft an den Parteikonvent – Lincoln hatte sofort begriffen, daß dadurch die Kraft der Partei auf wenige und sichere Kandidaten gesammelt werde und hatte ein bemerkenswert vollständiges und wirkungsvolles geheimes Rundschreiben in diesem Sinne ausgearbeitet. Er war ein in den Tricks und Geheimnissen der Parteipolitik wohl erfahrener Politiker.

Was ihn aber erst „aus einem kapitalen Burschen und prominenten Rechtsanwalt von Illinois zu einem Mann von nationalem Ruf machte", wie ihm der Herausgeber der „New-York Evening Post" schrieb, waren seine öffentlichen Diskussionen mit dem Richter und demokratischen Senator Stephen Douglas, die wie eine Fanfare, wie ein Scheinwerfer die innere politisch-sittliche Situation des Landes vor Ausbruch des Bürgerkrieges dem Volke verkündigte und beleuchtete. Lincoln zeigte seinem Volk, daß dieser dialektisch glänzende Mann Douglas im Auftrage der Partei der Demokraten, der Partei der Sklavereifreunde, durch Verschiebung der Diskussionsbasis, durch Verfälschungen der Wahrheit, durch Verwendung von Afterlogik, die der einfache Mann nicht durchschauen kann, die Sklaverei von der Basis, auf die die Väter der Verfassung sie gestellt hatten – wir sprachen anfangs davon: allmähliches Aussterben – auf die Basis der Verewigung und Nationalisierung stellen wollte, d. h. die ganzen USA. sollten für Sklaverei frei werden. Lincoln sagt in einer Rede über die Sklaverei: „Ich verabscheue sie, weil sie unserer Republik den Einfluß auf das Recht nimmt, das ihr Beispiel haben sollte. Weil sie den Feinden einer freiheitlichen Verfassung scheinbar die Berechtigung gibt, uns als Heuchler zu erklären, und weil sie den wahren Freunden der Wahrheit Grund gibt, an unserer Aufrichtigkeit zu zweifeln. Und vor allem hasse ich sie, weil sie so viele treffliche Männer unter uns zwingt, gegen die Grundlagen der bürgerlichen Freiheit zu kämpfen, unsere Unabhängigkeitserklärung zu bemängeln und sie schließlich dahin bringt zu behaupten, daß Selbstsucht der einzig wahre Beweggrund zur Tat ist."

Dieser Redekampf zwischen sich und Douglas empfand Lincoln als einen Kampf zwischen dem guten und dem bösen Prinzip. Lincoln sagt in einer Rede in Alton

am 15. Oktober 1858: „Der Streitpunkt, der bestehen bleiben wird in diesem Lande, wenn die armen Zungen von Judge Douglas und mir längst still sein werden, ist der ewige Streit zwischen den zwei Prinzipien: Recht oder Unrecht, Gut oder Böse, der in der ganzen Welt besteht. Es sind die zwei Prinzipien, die seit Beginn aller Zeiten einander ins Antlitz starren und die ewig fortfahren werden miteinander zu kämpfen."

Die Folge dieses Redekampfes waren Einladungen an Lincoln, im ganzen Lande zu reden. Überall riß er die Menschen mit sich fort. Aber nicht durch die Heftigkeit seiner Sprache, durch beißenden Spott oder überheblichen Hohn – nie, auch im Kriege nicht, hat Lincoln je Freude auf Kosten geschlagener Feinde ausgesprochen oder gar eine Triumphrede gehalten – sondern durch die Klarheit seiner Sprache, von der James Russell Lowell sagte, sie sei „klar und einfach wie die Sprache der Bibel"; durch die Knappheit des Ausdrucks; durch die absolute Lauterkeit und Aufrichtigkeit seiner eigenen Überzeugungen; durch die sanfte Sympathie für die Schwachen und Sorgenvollen, die aus jeder Rede sprach, die auch jeder seiner Briefe ausdrückt. (Man lese seine Briefe!) Viele Stellen seiner Reden werden in den amerikanischen Schulen auswendig gelernt als Beispiel eines klassischen Englisch und als Muster amerikanischer Gesinnung. Hier stehe nur der Schluß der berühmten Rede vom 27. Februar 1860 im Cooper Institute in New York: „Laßt uns vertrauen, daß Recht Macht schafft, und in diesem Glauben laßt uns bis zu Ende wagen, unsere Pflicht zu tun, wie wir sie verstehen."

Und Lincoln, der am 4. März 1861 in das Amt als Präsident der Vereinigten Staaten eingeführt wurde – Judge Douglas, besiegt durch Lincolns Haltung, stand etwas hinter ihm an seiner Seite und hielt ihm den Hut! – tat wirklich seine Pflicht, die ganzen schrecklichen vier Jahre des Krieges hindurch und bis die Kugel eines fanatischen rachsüchtigen Südstaatenmannes ihn aus diesem irdischen Leben riß.

Viel wäre zu sagen über Lincolns Präsidentschaft. Die Tatsachen kann jedermann in einem Geschichtsbuch nachlesen.

Hier sei nur auf zweierlei Gewicht gelegt.

Lincoln war nach allgemeinen Begriffen ein ungebildeter Mann, und er selbst war sich seines Mangels an Erziehung wohl bewußt. Aber war er ungebildet? In seiner in dürftigen Verhältnissen verbrachten Jugend lebte er unter dem, was er selbst „plain people", das einfache Volk nannte. Ihm war diese untere Schicht keine Masse, keine dunkle Flut, die man so von ferne kennt, und die der als Mittel zum Zweck benützen zu können meint, der sie zu manipulieren versteht. Für Lincoln bestand dieses „plain people" aus lauter einzelnen Seelen. Er machte die Angelegenheit jedes einzelnen wie die Angelegenheit des Gesamtvolkes zu einem Teil seiner selbst. Aus welchen tiefen und reinen Quellen kommt z. B. das Gefühl, das Lincoln in jenem berühmten Brief an Frau Bixley ausdrückt, eine Mutter, die fünf Söhne auf den Schlachtfeldern des Krieges verloren hatte. Lincoln hatte nicht nur seinen Willen und seinen Intellekt erzogen. Nie zeigte er Unbeherrschtheit. Nie ließ er sich zu Affekthandlungen hinreißen. Er hatte

sein Gefühl erzogen und aus dieser Einheit seines Wesens sprach und handelte er. Sein Denken hatte nicht seinen Ausgangspunkt in gestaltlosen Gedanken oder einer Ideologie, sondern in der Wahrnehmung, in der Wirklichkeit, und dadurch bildete sich in ihm eine unfehlbar richtige Abstraktion oder besser: eine unfehlbar richtige innere Anschauung der Wirklichkeit. Die Qualität des Wissens, die subjektive Beschaffenheit des Wissens ist das Ausschlaggebende. Lincoln hatte lebendiges Wissen, er war ein Lernender, immer, er wandelte sich mit besserer Erkenntnis. Und die Bibel war sein Hauptlesebuch gewesen und geblieben.

Man hat gesagt, Lincoln sei kein großer politischer Denker gewesen. Nein, das war er nicht! Er hat auch keine Bücher über seine Ideen geschrieben. Er nahm die politischen Ideen und Institutionen seines Lebens mit gläubigem Herzen und überzeugtem Geiste an. Sie rein zu erhalten im Sturme der Zeit, sie intakt seinem Nachfolger zu übergeben, hielt er für seine Aufgabe, denn die Wichtigkeit des Prinzips der Kontinuität, das ausnahmslos in der Welt herrscht, war ihm innerstes Wissen. Als echtem Amerikaner kamen ihm, wie es in der Unabhängigkeitserklärung heißt: „die gerechten Gewalten von der Zustimmung der Regierten", und als besten Mörtel für das Fundament des Sitzes von Regierenden erschien ihm die Überzeugungstreue jedes einzelnen im Volke, nicht dessen Verzicht auf eigene Meinung.

Zusammenfassend ist zu sagen: Lincoln war nicht der einfache Mann des Volkes, als den man ihn und später aus einfachen Verhältnissen zu politisch hohen Stellungen gekommene Männer in den USA. und anderswo so gern darstellt, weil das ins Bild paßt. Lincoln war kein single-minded, herzens-einfältiger Mensch. Bei Leibe nicht etwa denke man, er sei deshalb ein zwiespältiger Mensch gewesen. Bitteres Erleben, Not und Kampf mit dem Leben, Erkennen der Hintergründe des Seins hatten die schaffenden Kräfte in seiner Seele gelöst und auf Ziele gerichtet, die, aus dem Alltag stammend, über den Alltag weit hinausgingen. Er war kein Naturkind trotz der Ungezwungenheit seines Benehmens, trotz seiner bekannten Vorliebe für lustige Geschichten, trotz seines Humors. (Gerade deshalb nicht.) Er war ein erzwungener Mensch, und der erzwungene Mensch ist stets der höhere. Er neigte zur Melancholie, die teils ererbt war, teils Folge seiner schweren Erlebnisse (Tod der geliebten Mutter, Elend und Not), teils Folge des Jugendlebens in der traurigen Einsamkeit und Öde der Grenze, teils Folge seiner Erkenntnis der kaum verhüllten Fragwürdigkeit des Lebens. Zeitweise bangten seine Freunde später um ihn und auch früher, als ihm seine erste Braut starb. Aber er erzwang sich das Leben, er kämpfte gegen den niederziehenden Dämon in sich. Er kämpfte auch in seinen ersten Mannesjahren gegen die Versuchung, die groß war in jener Zeit der blumenreichen Rhetorik, die aus vollbartumrauschten Mündern quoll, mit der ihm gegebenen Sprachgewalt sich das Leben leicht zu machen und die Menschen zu verführen. Er kämpfte gegen diese Lust, und er besiegte sie für immer.

Aus allem Vorhergesagten geht hervor, daß Lincoln, der nie einer Kirche angehörte und die Theologen nicht liebte, regelmäßig aber zur Kirche ging, ein tief

sittlicher, im tiefsten religiöser Mensch christlicher Prägung war. Die Bibel war von Kindheit an sein Hauptlesebuch gewesen und blieb es. Das zeichnete ihn nicht vor anderen aus. Damals waren alle Menschen drüben bibelkundig. Aber bei Lincoln ging dieses Wissen ins Leben über. 1864 schrieb er an einen alten Freund: „Ich bin mit großem Gewinn dabei, die Bibel zu lesen. Nimm den ganzen Inhalt dieses Buches mit deiner Vernunft auf, so gut du es kannst, und das übrige mit deinem Glauben, und du wirst leben und sterben als ein besserer Mensch." Aus dieser seiner Frömmigkeit kam echte und wahrhafte Ehrfurcht vor allem Lebendigen. Sein reines und gutes Herz überwand dadurch das Gefüge von Glaubenssätzen, das für weniger Begnadete so überaus nötig ist. Will man Lincolns Persönlichkeit nahekommen, so bleibt nichts übrig, als anzuerkennen, daß seine überragende Größe auf seiner Spiritualität ruht, auf dieser unfaßbaren ins Transzendente gehenden Kraft. Sein Wesen war wie das Wasser, das Moses aus dem Stein schlug: lauter, lebendig, klar; ein Wunder an geistiger, sittlicher, religiöser Energie und Zartheit war dieser Mann.

Deshalb ist es eine Sentimentalität, zu sagen, Lincolns Tragik habe darin gelegen, daß er sterben mußte, bevor er die Aufgabe des Wiederaufbaus nach dem Kriege, die seiner liebenden Natur am meisten gelegen hätte, beginnen konnte. Lincoln war keine barmherzige Schwester. Er war ein Mann und ein Staatsmann und hat für alle Zeiten durch seine Arbeit, durch die Art, wie er seine Aufgabe löste, die, sollte das Land überhaupt zusammenhalten, äußere Opportunismen und äußere Kompromisse und äußerste Vorsicht verlangte — Lincoln hat durch die Art seiner Leistung weit über sie hinaus in die Zukunft gewirkt als Beispiel, als Repräsentant des amerikanischen Menschenideals.

Seinem ältesten und nächsten Freunde sagte er: „Speed, wann ich auch sterben möge, ich möchte, daß von mir gesagt wird von denen, die mich am besten kennen, daß ich immer da eine Distel ausstach und eine Blume pflanzte, wo ich glaubte, daß eine Blume wachsen könne."

Daß in der dunkelsten Periode seiner Geschichte dieser Mann im Volke so sich gestaltete, ist herrlich zu sehen. Daß ein Volk einen solchen Mann, der dem populären Bedürfnis nach Heldenpose so gar nicht entgegenkam, an die Spitze des Staates stellte, spricht für dieses Volk. Daß inmitten eines großen Bürgerkrieges eine Volksregierung eine Regierungswahl aushalten konnte — denn Lincoln wurde während des Kriegs zum zweitenmal 1865 zum Präsidenten gewählt — deutete Lincoln in seiner Bescheidenheit, in seiner Überzeugtheit von der Güte der amerikanischen politischen Einrichtungen und in seinem Vertrauen in die Klugheit des plain people als einen Beweis für die Kraft der demokratischen Einrichtungen seines Landes und die Reife seines an Selbstbestimmung gewöhnten Volkes. In der Dankesrede nach seiner zweiten Wahl sagte er darüber zu den Bürgern von Washington: „Das hatte die Welt bis dahin nicht für möglich gehalten." Nein, sie hatte es nicht, weil sie sich nicht gewärtig war, daß ein Politiker und Staatsmann von solcher Lauterkeit und Kraft, solcher fast überirdischen Weisheit und höchst irdischer weltlicher Klugheit, solcher Gottesnähe und Demut möglich sei.

ROLF G. HAEBLER

Biedermeier ist Biedermaier

Wie eine ganze Zeit ihren Namen bekam

Das hätte sich der einstige Schulmeister Samuel Friedrich Sauter in seinen kühnsten poetischen Phantasien nie träumen lassen, daß er, wenn auch in etwas mittelbarer Weise, einer ganzen Zeit, einem halben Jahrhundert den Namen geben werde! Sauter war nämlich nicht nur ein „armes Schulmeisterlein", es möge gestattet sein, dies sonst so verpönte Wort hier auszusprechen, denn Samuel Friedrich Sauters berühmtestes Gedicht trägt diesen Titel. Bis zum Jahre 1846 amtierte er in Flehingen, einer badischen Gemeinde nicht weit von Bretten, wo Melanchthon geboren ist, und unfern von Knittlingen, woher Doktor Faustus stammen soll, also nachbarlich beheimatet mit zwei großen Gestalten deutscher Geschichte. Wie gesagt, Sauter war nicht nur ein Lehrer, er war auch ein Dichter. Ein Dichter besonderer Art, sozusagen ein Dichter der unfreiwilligen Komik, einer, der es lyrisch und moralisch sehr ernst meint und dessen naive Verse eben darum um so erheiternder wirken. Aber nicht nur das: Die Haltung des poetischen Pädagogen von Flehingen den Erscheinungen seines Lebens gegenüber war es vor allem, was den Erfinder oder die Erfinder des Namens „Biedermaier" reizte, dichterisch inspirierte, und die so letzten Endes, ohne es zu wissen oder gar es zu wollen, dem Schulmeisterlein und seiner poetischen Art zu einer epochalen Bedeutung verhalfen — nur, daß kaum ein Mensch darum weiß, wenn man von der „Biedermeierzeit" spricht. Ein Ruhm also von einiger fragwürdiger Bedeutsamkeit.

Das aber kam so: der badische Rechtspraktikant Ludwig Eichrodt war — ähnlich wie der Lehrer Samuel Friedrich Sauter — nicht nur Beamter, sondern auch ein Dichter, dessen poetische Erzeugnisse meist in den „Münchener Fliegenden Blättern" erschienen, erstmals im stürmischen Jahre 1848, wobei freilich seine Kunst gar nicht stürmisch war, also nicht mit Freiligrath oder Herwegh zu vergleichen: aber da war es gleich ein voller Erfolg für den nach der Sitte jener Zeit in den „Fliegenden" zunächst ungenannten Dichter. Ein Erfolg, denn sein „Wanderlied" wurde rasch populär, noch weit öfter deklamiert und gesungen, als das nicht minder berühmte Vorbild seines ganz berühmten Kollegen Goethe:

Nach Italien, nach Italien
Möcht' ich, Alter, jetzt einmaligen,
Wo die Pommeranze wohnt;
Wo die wunderschönen Mädchen
Unter süßen Triolettchen
Singen wandelnd unterm Mond —
Dahin, Alter, laß mich ziehn!

Es geht nicht gut an, die ironisch-sehnsüchtigen Wanderverse Eichrodts hier ganz abzudrucken, denn es sind 68 Strophen, über die ganze Erde hinweg. Später dichtete er sogar noch Fortsetzungen: am Schluß waren es 133 Strophen... Nur die ursprünglichen Schlußverse seien noch angeführt; sie entbehren, obwohl vor nahezu hundert Jahren gedichtet, nicht einer sehr zeitgemäßen Note:

Nach Utopien, nach Utopien
Laß mich ziehn nach allem Obigen,
Wo die luft'gen Schlösser sind;
Wo kein Scheiden und kein Meiden,
Wo man lebt in ew'gen Freuden
Und der Communismus grünt –
Dahin, Alter, laß mich ziehn!

Seine eigentliche Verbreitung errang das „Wanderlied" als Innozenz Schmidt-Blank es vertonte; so wurde es dann im „Lahrer Kommersbuch" veröffentlicht. Solcherart war also die heitere, ein wenig ironische Muse des Rechtspraktikanten Eichrodt. Aber ganz volkstümlich wurde er mit der Veröffentlichung des „Buches Biedermaier". Der ausführliche Titel lautete:

Weiland Gottlieb Biedermaiers
Schulmeisters in Schwaben

Auserlesene Gedichte
nebst Beigaben des
Buchbinders Horatius Treuherz
und
des alten Schartenmeier.

Auch hier gilt das Wort von den Büchern, die ihre Geschichte haben und machen. Das „Buch Biedermaier" war nämlich nicht ganz eine originale Schöpfung des dichtenden Rechtspraktikanten. Es hatte zwei geistige Väter und einen lebendigen Mitarbeiter: eine etwas komplizierte Angelegenheit, die aber in Wirklichkeit für den historisch Interessierten keinen Aufwand an philologischer Akribie erfordert.

Der Mitarbeiter Eichrodts an der Sammlung des Buches Biedermaier war Adolf Kußmaul, einst sein fröhlicher Zechgenosse in den Alt-Heidelberger Studententagen, damals ein junger, praktischer Arzt in Kandern, einem Städtchen nahe der Rheinecke bei Basel; später wurde dann Kußmaul einer der berühmtesten Chirurgen Deutschlands. In seiner Jugendzeit aber war er ebenso wie Eichrodt ein Freund selbstverfaßter, heiterer Verse, zeitlebens ein Mann mit Humor, wie seine „Jugenderinnerungen eines alten Arztes" beweisen, und wo man in dem Kapitel „Auf dem Pegasus" genauer nachlesen kann, wie es sich mit ihm, Eichrodt und dem weiland Gottlieb Biedermaier verhielt.

Kußmaul erzählt, daß er nach einer schweren Erkrankung einen Besuch in Heidelberg gemacht und dort zufällig ein Büchlein Verse entdeckt habe, das den Schulmeister Samuel Friedrich Sauter zum Verfasser hatte, betitelt: „Die sämtlichen Gedichte des alten Dorfschulmeisters Samuel Friedrich Sauter, welcher anfänglich in Flehingen, dann in Zaisenhausen war und als Pensionär wieder in Flehingen wohnt. Mit zwei Abbildungen. Auf Kosten des Verfassers. Karlsruhe, in Kommission bei Creuzbauer und Hasper 1845." Kußmaul fährt dann fort: „Mein unerwarteter Fund gab Anlaß zur Einführung des Dichters ‚Biedermaier' in den deutschen Musenhain."

Am 2. Juni 1853 schreibt Kußmaul an Eichrodt: „Hier überschicke ich Dir das große Werk weniger Tage: Biedermaiers und Schartenmaiers Gedichte!" und fordert den Freund auf, ebenfalls ähnliche Gedichte zu dieser Sammlung beizusteuern: „Obschon Du den Sauter nicht übertreffen kannst, so dürfte Dir's doch gelingen, ihn zu erreichen."

Daraus geht hervor, daß der junge Arzt — der übrigens nach seiner „Biedermaierzeit" keine Verse mehr schrieb! — der ursprüngliche Verfasser und der Anreger dieser Poesie war. Er sagt dies auch in seinen „Jugenderinnerungen": „Das Buch Biedermaier im zweiten Bande von Eichrodts Gesammelten Dichtungen (1890) stammt bis auf wenige Gedichte, die Eichrodt zurechtgemacht oder verfaßt hat, aus Sauters Sammlung oder von mir, die Vorrede ist wörtlich von mir. Auch die Vorrede zu den Gedichten des Buchbinders Treuherz habe ich geschrieben, diese Gedichte aber hat alle, bis auf die politischen Triolette, die von mir herrühren, Eichrodt verfaßt." Nun ist es nicht ganz einfach, den jeweiligen Verfasser der einzelnen Gedichte festzustellen, da sie ohne Namen erschienen sind: auch noch in den „Gesammelten Dichtungen von Ludwig Eichrodt" (2 Bde. Stuttgart. Ad. Bonz 1890). Eine neuere Ausgabe des „Buches Biedermaier" (von Friedrich Eichrodt besorgt und bei K. A. Emil Müller, Stuttgart 1911 erschienen) gibt bei den meisten der Stücke die Verfasser an: also S. Fr. Sauter oder A. Kußmaul oder L. Eichrodt, gegebenenfalls auch mit der Klammer „frei nach S. Fr. Sauter". Der Biograph Eichrodts, A. Kennel, hat in seinem Büchlein („Ludwig Eichrodt. Ein Dichterleben." Lahr bei Moritz Schauenburg, 1895) sich bemüht, an Hand von Briefen der beiden Freunde festzustellen, was Eichrodt, was Kußmaul an Beiträgen dazusteuerten. Aber diese Untersuchungen im einzelnen brauchen uns hier nicht zu interessieren.

Wichtiger sind für das Problem: Wer erfand „Das Biedermeier"? einige Sätze aus der Vorrede zum „Buch Biedermaier". Da heißt es von dem Urbild, ja, der Urverkörperung jener Zeit, von dem „alten herrlichen Schulmeister Sauter in Flehingen": „Bei einer kärglichen Besoldung findet dieser würdige Mann in dem tiefen Schachte seines einfachen, redlichen und heiteren Schwabengemütes die köstliche Quelle, welche ihm die Sorgen des Familienlebens verscheuchen und die Lasten des Berufes tragen hilft, den goldenen Zauber, der ihm die eintönige Prosa seiner dörfischen Umgebung paradiesisch verschönt, und das unschätzbare Elexier, welches ihn, geliebt und geehrt von seinen Lands-

leuten, das hohe Alter von achtzig Jahren erreichen läßt, ohne auch nur ein einziges Mal wirklich krank gewesen zu sein oder mit seinem Gott und König gegrollt zu haben... Nur eines muß Biedermaier betrüben. Das Verhängnis scheint den Untergang des Geschlechtes der Biedermaier unabwendbar beschlossen zu haben." Kußmaul schreibt dies 1850! Später heißt es weiter: „Gemütliche Biederkeit ist der Grundton, der durch diese Lieder zieht, eine naive Beachtung der einfachsten Verhältnisse des Lebens, eine Verehrung der Autorität und Ordnung... Schade, daß nicht schon unser großer Schiller seinen wackeren Landsmann gekannt hat, er hätte gewiß nicht vergessen, in seiner Abhandlung über das Naive auch das Verhältnis der Biederkeit zur Idee des Schönen zu entwickeln, und die ästhetischen Begriffe des Biederschönen und Biedermaiern würden ihm nicht entgangen sein, welche somit uns aufzustellen übrig geblieben ist."

Nun hatte der Verfasser der Vorrede, der sich lange in Anonymität hüllte, um nicht, Geheimer Rat und berühmter Universitätsprofessor, „als klinischer Biedermaier vor seinen Studenten und Patienten zu figurieren", also der damals noch jugendliche Landarzt Kußmaul von Kandern in ebenjener, von Eichrodt später etwas geänderten Vorrede bemerkt, daß „auch bei den größten Dichtern Biedermaiersche Gemeinplätze vorkommen" – eine Wendung, welche den literarisch wohl bewanderten Herausgebern der „Fliegenden Blätter" überaus zu gefallen schien. Worauf sie sich den Spaß leisteten, dem Biedermaier ein echtes Sprüchlein von Goethe, aus der Abteilung „Parabolisch": „Eins wie's andere", zu unterschieben. Und niemand hat's bemerkt! So kam also zu den drei Verfassern des „Buches Biedermaier", dem Schulmeister, dem Landdoktor und dem Rechtspraktikanten noch Seine Exzellenz, der Geheime Rat von Goethe hinzu...

Wie schon aus den mitgeteilten Stücken der Vorrede hervorgeht, ist diese „Biedermaierpoesie" nicht etwa nur ein launiger Zeitvertreib der beiden Autoren gewesen. Es steckte schon eine ganze Menge Bewußtheit und, wenn man will, eine kulturformende und kulturkritische Absicht dahinter. Die Dinge liegen bei näherer Betrachtung nicht so, daß hier etwa durch einen launigen Zufall die heiteren und empfindsamen Verse des weiland Gottlieb Biedermaier zu dem Begriff „des Biedermeier" geführt hätten. Man verhandelte über den Namen Biedermaier offenbar sehr eingehend und mit einer grundsätzlichen Verantwortung. In einem Brief Kußmauls heißt es: „Ich habe gefunden, es lassen sich nur zwei Kategorien biederer Poesie auffinden, bewußte (Schartenmeier) und unbewußte (Biedermaier). Knittelmeier kann nur Schartenmeier oder Biedermaier sein, fällt darum am besten weg. Meine Vorrede behandelt das Historische und Ästhetische der Biedermannspoesie, hoffe ich, so genügend, daß es Dir klarwerden wird, wie ich meine, daß die ganze Sache aufgefaßt werden muß."

Kußmaul gebrauchte in diesem Brief die Namen (die zugleich Begriffe sind) Biedermaier, Schartenmeier, Knittelmaier – der Name des poetischen und ach, so gebildeten Buchbinders „Treuherz", der den zweiten Teil des „Buches Biedermaier" ausfüllt, erscheint erst in einem späteren Briefe: vielleicht, meint Kennel, war er ursprünglich jener Knittelmaier, den Kußmaul abgelehnt hat. Der Name „Schartenmeier" war nicht original: er stammte aus den Gedichten

Fr. Th. Vischers. Man gab den Versen im dritten Teil des „Buches Biedermaier" deshalb auch die Überschrift „Erzählungen", obwohl sie Gedichte sind, veröffentlichte sie zunächst ohne Namensnennung und als Gedichte „Schwartenmeiers": „damit die Anmaßung gegenüber Vischer wegfalle." (Friedrich Eichrodt.) Vischer hatte übrigens große Freude an dem „Buch Biedermaier", und als Eichrodt seinen 50. Geburtstag feierte – am 2. Februar 1877 –, schickte der schwäbische Philosoph, der als Verfasser des Buches „Auch Einer" berühmter wurde denn als Professor der Ästhetik, ein Huldigungsgedicht dem Geburtstagskind: „Schartenmeier an Biedermaier!", mit sehr schönen Versen und noch schöneren Reimen.

Das „Buch Biedermaier" bestand also aus drei Teilen, mit drei erfundenen und weltanschaulich typisierten Verfassern, die zugleich eine ästhetische Kategorie verkörpern sollten: Biedermaier, Treuherz und Schartenmeier. Kußmaul hat auch dazu in der Vorrede die grundsätzlichen Unterscheidungen formuliert: „Biedermaier ist die unbewußte Biederkeit gegenüber der bewußten des Schartenmeier, die natürliche Einfalt gegenüber der künstlichen, die tugendhafte Schönheit im Gewande des dörfischen Schulmeisters gegenüber der schon etwas schadhaft gewordenen des städtischen Präzeptors. Schartenmeier erheitert immer absichtlich, und es gelingt ihm dies oft, obwohl uns seine Absicht nicht verborgen bleibt. Biedermaier dagegen erheitert unabsichtlich: selbst da, wo er das Gegenteil von Erheiterung bezweckt, muß der herrliche Menschenfreund noch seinem Nächsten Freude machen und ihn ergötzen. Beide aber, Biedermaier wie Schartenmeier, werden bald zu den fossilen Überresten jener vormärzsündflutlichen Zeiten gehören, wo Deutschland noch im Schatten kühler Sauerkrauttöpfe gemütlich aß, trank, dichtete und verdaute und das Übrige Gott und dem Bundestag anheimstellte."

Aus diesem letzten Satz geht deutlich hervor, daß Kußmaul-Eichrodt sich durchaus klar darüber waren, daß sie in jenen Gestalten – auch des mit eigener Einleitung bedachten politisierenden, pathetisch und rhetorisch amüsanten Treuherz – eine eben vergangene Zeit humorvoll und besinnlich verkörpern wollten: durch den weiland Gottlieb Biedermaier – „das Biedermeier"! die Zeit Metternichs also und ihre Typen, deren unerquicklichste Eichrodt in seinem „Letzenburger Nationallied" so ausgezeichnet verspottet hat, daß man es bei dieser Gelegenheit ins Gedächtnis zurückrufen darf, zumal es gar nicht so verstaubt erscheint:

Ich sag' nicht so, und sag' nicht *so*,
Denn wenn ich *so* sagt' oder so,
So könnt' man später sagen,
Ich hätt' so oder so gesagt,
Und packte mich, Gott sei's geklagt,
Beim Kragen!
Drum sag' ich weder *so* noch *so*,
Brennt auch die Frage lichterloh.

Bin nicht französisch, nicht holländ'sch,
Geschweige d e u t s c h , ich bin ein — Mensch,
Dazu ein durch und durcher
Geborner Letzenburcher.

Die rasche, typisierende Wirkung, die dazu führte, in dem Dichter Biedermaier die Verkörperung der eben vergangenen Zeit, also der nun Biedermeierzeit genannten Epoche zu sehen, erklärt sich, heute nicht mehr recht vorstellbar, durch den Ort der ersten, allmählichen Veröffentlichungen dieser Gedichte: durch die „Fliegenden Blätter" kam die Gestalt des Biedermaier in den Jahren 1855 bis 1857 in die breiteste Öffentlichkeit. Dabei wurde der Name der eigentlichen Dichter nicht genannt, so daß „die Biedermaier-Gedichte als solche ihren Weg gemacht haben und das Wort Biedermaier in Begriff und Sprachschatz des Volkes eingeführt haben. Seitdem bezeichnet man damit die Zeitepoche zwischen 1815 und 1848". (Wilhelm E. Öftering: „Geschichte der Literatur in Baden". II. Teil: Von Hebel bis Scheffel. Karlsruhe 1937.)

Nun ist es vielleicht schon aufgefallen, daß sich der D i c h t e r B i e d e r m a i e r mit „ai" schreibt, während, nach Duden, wir den B i e d e r m e i e r s t i l , die B i e d e r m e i e r z e i t mit „ei" zu schreiben haben. Hier liegt eine recht seltsame Verwechslung vor oder eine Unkenntnis der ursprünglichen Bedeutung des Wortes Biedermeier. Sprachlich hängt Biedermaier mit dem schon im Mittelalter gebräuchlichen bi-derbe, bider zusammen, ein biederer Mann damals schon. Wir haben aber gesehen, daß das Wort „Biedermaier" eine originale Schöpfung Kußmaul-Eichrodts ist. Nicht nur eine einfache neue Namenerfindung: aus der Mühe, die sich Kußmaul in der Vorrede zum „Buch Biedermaier" gab, den Begriff, „gemütliche Biederkeit", ja, den „ästhetischen Begriff des Biederschönen und Biedermaiern" zu erörtern, geht hervor, daß es ihm durchaus ernst damit war, in den drei erfundenen Poeten und ihren Versen und nicht zuletzt in ihrem Namen, vor allem im „biederen Maier" eine Z e i t zu charakterisieren — denn „Biedermaier ist der letzte jener Ehrenmänner", und „der Untergang des Geschlechts der Biedermaier scheint unabwendbar beschlossen", sie gehören „zu den fossilen Überresten vormärzsündflutlicher Zeiten". All das deutet nicht bloß darauf hin, es b e w e i s t , daß bei aller gemütvollen, naiven, ironisierenden oder pathetischen Heiterkeit solcher „Biedermaierpoesie" von Anfang an mehr in jenen Versen steckte, als nur die Lust zweier junger Leute am Versemachen oder gar nur das Vergnügen, den alten herrlichen Schulmeister Samuel Friedrich Sauter auszugraben. Es war schon so, daß hier eine Zeit ihre poetische, wenn auch zuweilen etwas spöttische Verklärung erhalten sollte.

Aus diesem Grunde darf es fürderhin auch kein „Biederm,ei'er" mehr geben, sondern nur noch das „Biedermaier". D e n n h i e r i r r t e D u d e n !



Grabmals Otto von Bodenlauben und seiner Gemahlin in Frauenroth

WALTER WEHE

Fränkische Grabmäler im vierzehnten Jahrhundert

Die klassische Plastik des dreizehnten Jahrhunderts ist in Franken durch die Bamberger Skulpturen eindrucksvoll vertreten, im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert sind die Nürnberger Veit Stoß, Peter Vischer, Adam Kraft und der Würzburger Riemenschneider wieder durchaus repräsentativ für die gesamtdeutsche Kunst. Das dazwischenliegende Vierzehnte als eine Zeit künstlerischen Verfalls zu betrachten, war lange in der Kunstwissenschaft allgemein üblich, bis uns Wilhelm Pinders großzügige Schau und Deutung das Sinnvolle dieses geschichtlichen Vorgangs, das Heraufkommen eines neuen Kunstgefühls und den Beginn im Absterben des alten wieder sehen lehrte. Pinder ist es auch zu danken,



Mangold von Neuenburg im Würzburger Dom

wenn die fränkische Plastik des Vierzehnten heute als besonders wichtig und beispielhaft für die gleichzeitige gesamtdeutsche Kunstentwicklung betrachtet wird. Die mächtigen Bischöfe und Herzöge von Franken und nach ihrem Vorbild auch die fränkischen Adeligen legten großen Wert auf ein ihnen würdiges Grabmal, und die regelmäßigen Aufträge setzten die Bildhauer in den Stand, sowohl die lokale Tradition zu pflegen, wie auf der Höhe der künstlerischen Entwicklung zu bleiben. Das vierzehnte Jahrhundert ist vom dreizehnten aus gesehen Untergang des Rittertums und seiner weltbejahenden Haltung, Verlust der lebendigen Naturnähe und Abbruch der Vorherrschaft der Plastik, im Ganzen des geschichtlichen Verlaufs aber bedeutet es Aufstieg des Bürgertums und mystischer Neigungen, Entsinnlichung der Form und beginnendes malerisches Sehen. Es handelt sich also zunächst nicht um ein geringeres Können, sondern um ein anderes Wollen, um eine grundsätzlich gewandelte Einstellung zur Welt und zum Menschen.

Das äußert sich schon in den Aufgaben, die den Meistern gestellt werden; es entsteht die lyrisch-mystische Gruppe der Pietà, die sehr wahrscheinlich auch zuerst in Franken auftauchte, und es werden nun in großer Zahl Grabmäler geschaffen, zugleich als Sinnbild der Vergänglichkeit und als dauerndes Memento mori. An sich ist das Grabmal gewiß viel älter, und es erreichte auch früher schon manchmal überlokale Bedeutung, wie die Merseburger Bronzeplatte für Rudolf von Schwaben um 1080, aber erst seit der Mitte des Dreizehnten, beginnend etwa mit dem Grabmal Heinrichs des Löwen und seiner Gattin in Braunschweig, nimmt es wesentlichen und teilweise entscheidenden Anteil an der Gesamtentwicklung der Plastik. Gleichzeitig wird es aus der liegenden in die aufrechte Stellung gebracht, und das wird sowohl für die plastische Gestaltung des Denkmals wie für seine Funktion im Raume der Kirche von Bedeutung.

Die Reihe der bedeutenden fränkischen Grabplastiken — lokale Arbeiten gibt es natürlich in unübersehbarer Fülle — beginnt mit dem Denkmal Ottos von

Bodenlauben und seiner Gemahlin Beatrix von Courtenay in der ehemaligen Klosterkirche von Frauenroth bei Kissingen. Es dürfte noch gegen Ende des Dreizehnten entstanden sein; das Motiv kommt wohl von Braunschweig, die Auffassung und Ausführung erinnert dagegen deutlich an Naumburg. Noch einmal ist hier, und für das Sondergebiet der Grabplastik besonders einzigartig, Geist und Gestalt des Rittertums der hohen höfischen Zeit von einem zweifellos bürgerlichen Meister in vollkommener Weise erfaßt und künstlerisch bewältigt worden. Als Kreuzzugsritter und Minnesänger hat sich Otto aus dem Hause der Henneberger Ruhm und Bewunderung erworben, seine Gemahlin entstammte einem der vornehmsten französischen Geschlechter des Königreichs Jerusalem. Der stolze aristokratische Geist des deutschen Ritters, gemildert durch die träumerisch weiche Hingabe des Sängers, bestimmt Ottos Haltung, die Romantik feierlicher Ferne und die Würde anmutvollen Frauentums spricht aus der vornehmen Gestalt der Beatrix. Doch ein Zug von müder Schwermut ist beiden gemeinsam, den das schwere persönliche Schicksal, von dem die Familie später betroffen wurde, ihnen



Wolfram von Grumbach im Würzburger Dom   *Otto von Wolfskehl im Würzburger Dom*



Friedrich von Hohenlohe im Bamberger Dom

aufgeprägt haben mag, oder auch die Vorahnung vom Untergang der ritterlichen Welt, die schon auf jener Zeit gelastet hat. Aber die monumentale Gesinnung der Naumburger Kunst ist noch nicht verlorengegangen und ebensowenig der Wille zur Darstellung vollkommener Leibesschönheit, die dieser Zeit noch nicht problematisch geworden ist, und die vornehme Sicherheit, mit der das Irdische der ritterlichen Minne und ehelichen Liebe dem heiligen Raum der Kirche angepaßt und Glanz und Glück ihres Lebens noch über den Tod hinaus ihnen mitgegeben wird; sie sind ja als jugendliche Erscheinungen in der Blüte des Lebens dargestellt, nicht als alternde enttäuschte Menschen, die sie bei ihrem Tode waren.

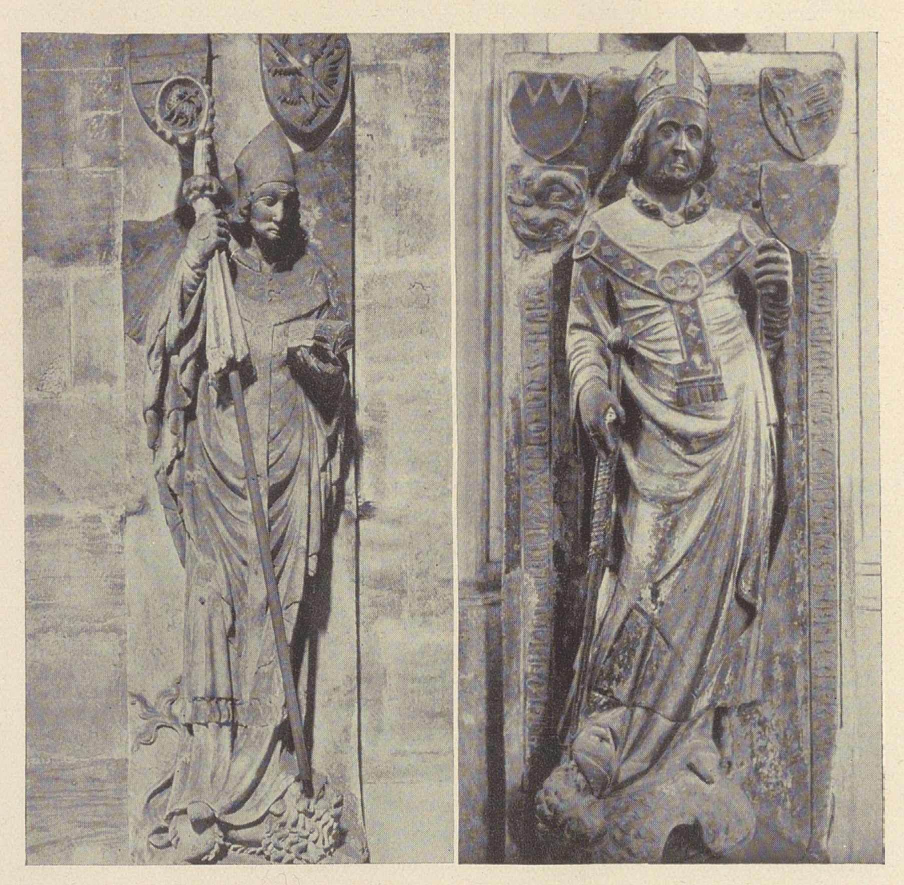
Die ausgeprägte plastische Gesinnung und die erreichte Lebensnähe lassen auch noch bei dem ersten der bedeutenden Bischofsgrabmäler im Dom zu Würzburg an die große sächsisch-thüringische Plastik denken, nämlich bei dem Grabstein des Bischofs Mangold von Neuenburg († 1303); eine unmittelbare Werkstattbeziehung ist wohl nicht anzunehmen, aber daß der Meister den Naumburger Ekkehart kannte, hat doch viel Wahrscheinlichkeit für sich. Breit und gewichtig, mit einem grüblerischen, fast drohenden Gesichtsausdruck steht Mangold da, auf etwas schwerfälligen Füßen, doch ohne die statuarische Sicherheit der Naumburger Stifter und ohne deren bis ins letzte ausgeglichene Körperbildung; das Gewand ist wichtiger geworden als der Körper; mit Ausnahme des sehr ausdruckstarken Kopfes sind es fast allein die Faltenlinien, die Leben in die Figur bringen; der starke Kontrast der Querfalten auf der Brust mit der Diagonalfalte vom rechten Oberarm zum linken Fuß bringt geradezu eine unruhige Bewegung hinzu. Sehr belebt und sprechend ist vor allem der Kopf mit dem mächtigen Doppelkinn, den scharfen Falten von der Nase zum Mund und den das ganze Gesicht beherrschenden Augen. Der Bischof hat eine kluge und kraftvolle Regierung ausgeübt, stand manchmal im Streit mit den Zünften und der Bürgerschaft und entzweite sich auch einmal mit dem König, strebte aber immer wieder nach

einer Beilegung der Zwiste; das Aussehen eines strengen, aber gerechten und klugen Herrn hat er wohl auch auf dem Denkmal. Statt Idealisierung wird Individualisierung gesucht, vollendete Körperschönheit ist nicht mehr das Ideal, es wird aber auch auf die Wiedergabe des Sterbenden oder Toten verzichtet, wie sie bei der etwa gleichzeitigen Bronzeplatte des Bischofs Wolfhart von Roth im Augsburger Dom mit äußerstem Realismus erreicht ist. Wie alle Würzburger Bischöfe trug Mangold als Zeichen seiner weltlichen Fürstenwürde das Schwert und als Symbol seiner geistlichen Macht den heute fehlenden Krummstab. Im Streben nach Individualisierung und im beginnenden Eigenleben der Gewandfalten kündigt sich deutlich der Stil an, der das Vierzehnte beherrschen wird.

Die Reihe der Bischofsgrabmäler im Würzburger Dom ist vom vierzehnten Jahrhundert an lückenlos, aber nicht alle sind von Meisterhand geschaffen; mancher Steinmetz hat sich, so gut er konnte, an den größeren Vorgänger gehalten. In dem Denkmal für Wolfram von Grumbach-Wolfskehl († 1333) sind jedoch die Ansätze zu Neuem noch unverkennbarer geworden. Das kluge, wohlgenährte Gesicht strahlt prälatenhafte Würde und freundliches Wohlwollen aus; der Bischof hat sich ja auch mit den Bürgern seiner Stadt recht wohl vertragen und für ihr irdisches Wohlergehen gesorgt. Wenn aber seine Rechte und Besitztümer bedroht waren, dann verstand er es auch, schnell und wirksam das Schwert zu gebrauchen. Selbstbewußtsein, Diesseitsfreude und Bereitschaft zum Handeln prägt sich wohl in dieser Denkmalsgestalt aus. Eingezwängt in die architektonische Umrahmung kommt die füllige Gestalt nicht recht zu freiem, sicherem Stehen, und das erweckt beinahe den Eindruck plumper Schwerfälligkeit, die der auch in den Einzelheiten sehr realistisch durchgebildeten Figur an sich keineswegs eigen ist. Eine sehr wichtige Funktion hat nun das Gewand erhalten, das den Körper fast vollständig zu ersetzen hat; in den steilen Kurven und in der kräftigen Zusammenraffung der Falten an der Hüfte wirkt es schon sehr viel lebendiger und einheitlicher als beim Mangold. Das Schwere und Blockhafte wird außerdem gemildert durch die leichte Ausbiegung des Körpers. Damit ist der neue Stil schon so entschieden vorbereitet, daß man dieses Denkmal manchmal, aber doch wohl mit Unrecht, für ein Jugendwerk des nun kommenden Hauptmeisters halten wollte.

Ihm sind jedoch sicher die beiden bedeutendsten deutschen Grabdenkmäler dieser Zeit zuzuschreiben: das des Bischofs Otto von Wolfskehl († 1345) im Würzburger und das für den Bischof Friedrich von Hohenlohe († 1352) im Bamberger Dom. Otto von Wolfskehl gilt als einer der glänzendsten und erfolgreichsten Regenten in der langen Reihe der Würzburger Bischöfe; aber die Sorgen blieben auch ihm nicht erspart; der Schrecken der Pest verbreitete sich über das Land und damit hielt auch ein neuer Geist Einzug, der nicht mehr diesseitig und lebenssicher war und dem auch die Künstler sich unterwarfen, indem sie sich von der Darstellung gesunder Körperlichkeit und vitaler Ursprünglichkeit abwandten. Die seelischen Erschütterungen erzeugten eine weltabgewandte und lebenverneinende Stimmung und eine körperfeindliche Gesinnung, so daß nunmehr das Gewand allein die Gestalt zu formen hat, das heißt, es entwirklicht und ver-

geistigt sie. Die Figur des Bischofs, von allem einengenden Rahmenwerk befreit, wächst schlank und überlebensgroß vor dem Betrachter empor, der kühne, freie Schwung der Hauptfalte zwischen den beiden Senkrechten des Schwertes und des Krummstabes macht fast allein die imponierende Haltung der Gestalt aus, deren Körperlichkeit ganz negiert wird und deren Stehen in ein wirklichkeitsentrücktes Schweben übergeht. Die Schlankheit des Körpers und des Halses, das schmale Haupt und der durchgeistigt aristokratische Ausdruck des Gesichts erwecken jenen feierlichen Eindruck des Asketischen, dem jede Neigung zu fanatischem Schwärmen und karger Bettlerhaftigkeit fehlt; es ist eine vom mystischen Erlebnis her vergeistigte und menschlich vornehme Askese, die hier geübt und gepredigt wird. Die lebhaft bewegte Sprache der kräftigen Faltenlinien sagt nun das aus, was früher vom Körper und seinem Stehen abgelesen wurde, die heftige Zerklüftung der oberen Partie geht über in die beherrschende Diagonalfalte, die sicher und ruhig zum Boden hingeführt wird. Das Streben nach Individualisierung verbindet sich mit der Darstellung überpersönlicher Zeit-



Friedr. von Truhendingen im Bamberger Dom　*Albert von Hohenlohe im Würzburger Dom*

stimmungen; die Augen scheinen schon nicht mehr auf Irdisches zu blicken; dieses Werk ist eine der überzeugendsten Leistungen der deutschen Mystik auf künstlerischem Gebiet.

Im Bamberger Hohenlohe-Grab hat der gleiche Meister der asketischen Zeitstimmung einen noch sinnenfälligeren Ausdruck geprägt, der Hinweis auf die Vergänglichkeit ist noch eindringlicher und die Entwerdung bis an die äußerste Grenze des Darstellbaren getrieben. Der Bischof war wahrscheinlich noch gar nicht sehr alt, als er starb, und während seiner Regierungszeit galt er als tatkräftiger und klarblickender Mann, der oft für Kaiser und Papst diplomatisch tätig war; aber auf dem Grabmal ist er ein müder, verbrauchter Greis im letzten Stadium körperlichen Verfalls, fern allem Irdischen und Zeitlichen. Während seiner Bischofszeit hatten Pest, Geißlerumzüge, Judenverfolgungen und verheerende Erdbeben die Gemüter aufgewühlt und den Blick vom Weltlichen weg auf das Geistige gerichtet; die mystische Sehnsucht nach Entsinnlichung und Jenseitsfreuden ist auf dem Höhepunkt. Das Individuelle wird aufgegeben zugunsten eines höchst gesteigerten Spirituellen, und trotzdem ist die Gestalt des Hohenlohe von ganz unvergeßlicher und unwiederholbarer Einmaligkeit und Eindringlichkeit, ein grandioses Sinnbild weltabgewandter Mystik. Gerade die betonte Greisenhaftigkeit gibt ihr einen Adel und eine Würde, die mit keinen anderen Mitteln erreichbar wäre. Alles Körperliche ist geschwunden, nur das Gewand spricht noch eine eindringliche Sprache erhabener Einfachheit und ruhiger Größe.

Das Grabmal des Erzbischofs Friedrich von Truhendingen († 1366) in Bamberg ist in ähnlicher Absicht wahrscheinlich von einem Schüler dieses großen Meisters geschaffen, aber die Gesinnung hat sich nun schon entschieden gewandelt; nun wird schon Manier und Nachahmung, was dort Stil und Überzeugung war; die Schlankheit ist übertrieben und daher nicht mehr organisch; das Gesicht drückt nicht mehr jene asketische Hoheit aus, es hat nichts mehr von jener grandiosen Eingefallenheit, und der Körper beginnt sich wieder unter dem Gewand bemerkbar zu machen. Vor allem ist auch die Linienführung der Gewandfalten unruhiger und ohne den einen beherrschenden Zug, der das Haupt zu feierlicher, unnahbarer Höhe hinaufgerückt hatte. Nach der strengen und weltfernen Geistigkeit der Mystik beginnt allmählich die Rückkehr zu einer neu erlebten und anders gesehenen Natur, eine neue Freude am Spiel der Formen und Linien; die bürgerliche Gesinnung setzt sich durch, und der Sinn für das Dekorative wächst.

Die große Tradition der Plastik wird nicht gleich aufgegeben, schneller ist der Wandel, den die Zeitstimmung zur Diesseitsbejahung hin durchmacht, wofür das Grabmal des Bischofs Albert von Hohenlohe († 1372), des Bruders des Bambergers, im Würzburger Dom bereits ein reifes Zeugnis ist. Streitbarkeit und Prachtliebe, von denen die Chroniken berichten, scheinen sein Wesen mehr zu bestimmen als die Erschütterungen der Zeit, die immer noch unter der Pest und ihren Folgen zu leiden hatte, sie aber nicht mehr in ihrer ersten jähen Heftigkeit zu empfinden vermochte. Nun wird Lebensnähe wieder das Ideal, die Körperteile werden unter dem Gewand wieder sichtbar, die gotische Biegung wird nicht durch einen kühnen Schwung des Gewandes angedeutet, sie ist vielmehr ersichtlich aus



Gerhard von Schwarzburg im Würzburger Dom
Marburger Photo

dem Körper selbst herausgeholt, und sie verstärkt nicht etwa den Eindruck der Kraftlosigkeit wie beim Hohenlohe, sondern steigert geradezu die selbstbewußte, fast selbstgefällige Haltung des Bischofs; die Faltenzüge ersetzen nicht den lebendigen Körper, sondern sind von den Körperformen abhängig; das Gesicht ist wieder voll, die Wangen haben sich gerundet, Stirn, Nase und Mund sind sehr eigenwillig behandelt, das Porträthafte ist wieder gewollt; der Gesichtsausdruck ist bewegter geworden und männlich-leidenschaftlich statt greisenhaft-unbeteiligt. Das ist eine grundsätzlich andere Gesinnung und profanere Stimmung als die der vergangenen Jahrzehnte, der natürliche Wirklichkeitssinn des Bürgers bestimmt die Lebenshaltung und die Entwicklung der Kunst vom Plastischen zum Malerischen.

Das nächste in der Reihe der Würzburger Bischofsgrabmäler gehört dem 1400 gestorbenen Gerhart von Schwarzburg; das Jahrhundert ist zu Ende und damit ist auch ein ganz neuer Stil vollendet. Die 27 Jahre von Gerharts Regierung waren voll von Streitigkeiten mit Bürgern und Adeligen, er hatte sich schon mit den Untertanen in seinem ersten Bistum Naumburg nicht vertragen, in Würzburg gewann er sich nicht viel größere Sympathien, er regierte streng und verlangte harte Abgaben und vollsten Gehorsam von seinen Untergebenen; die sehr realistisch ausgeführte Porträtfigur zeigt einen solchen gestrengen, unnahbaren Herrn, der wenig Liebe gesät und geerntet hat und gewohnt ist, seine Umgebung mit herrischem Mißtrauen zu betrachten und zu behandeln. Künstlerisch ist bedeutsam, daß nun Körper und Gewand wieder eine jeweils eigene Funktion hat, und daß die gotische Biegung des Körpers fast ganz aufgegeben ist. Der wogende und wallende Faltenkomplex verzichtet auf die einheitliche Richtung von oben nach unten oder von unten nach oben, er will vielfältige Bewegung; es ist der „weiche Stil", der sich damit endgültig durchgesetzt hat.

GERHART POHL

Ihr letzter Wille

Erzählung

I.

Herz der Finsternis, du schlägst in einem fort! Noch kannst du nicht das Grauen überwinden, das dich heute überfallen hat. Ja, das Grauen ...

Dabei war es der schönste Morgen dieses Sommers – wahrhaftig! der allerschönste. Auf Tage der gewitterigen Schwüle mit siebendem Regen und einem hohlen Föhn war ein merkwürdiges Abendrot gefolgt, das den alten Leuten als ein Bote nahen Unheils scheinen wollte. Dabei hatte sich bei aufgeklartem Himmel der Tag im Licht geneigt. Nur waren seine Farben auf sonderbare Weise fremd – wie über Kairo und der Wüste Gobi. Da lag die friedliche Wolkenbank des Abends, doch ihr gewohntes Spiel in roten Tönen war diesmal einem satten Blau gewichen, als sei am Horizont ein dichtes Veilchenbeet in Blüte. Die Himmelskuppel ohne Wolken trug das fahle Grün der Wiesen im April mit ein paar blutigroten Flecken drin, und überm Tafelberg gen Morgen lag ein kleberiges Gelb in dicken Klecksen wie aus verschütteten Kanistern. Dann verlosch das Licht mit einem Schlage, als habe ein Theaterwart die Nacht der nächsten Szene hergestellt.

Eine Stunde später brach das Wetter mit grellen Blitzen, Donnerschlägen ohne Unterlaß und den Wasserstürzen aus, die so heftig waren, daß die Grenzer zum ersten Male seit Gedenken ihre nächtliche Streife unterlassen mußten.

Am Morgen weckte uns ein Donnern. Das hatte einen anderen Ton als die längst gewohnten Schläge des Gewitters. Es klang wie ein immerwährendes Niederbrechen von Lawinen, die in Seen stürzten. Deutlich war das Zischen aufgescheuchter Wasser zu vernehmen.

Als ich ans Fenster trat, lag die blütenreine Frühe unterm wolkenlosen Sommerhimmel. Wald und Wiese dampften, und an hingeknickten Gräsern glänzten die Kristalle in den Farbenspielen unzählbarer Regenbögen.

Im nahen Grunde, wo das kleine Wehr die Wasser der Lomnitz staute, war ein strudeliger See entstanden. Die Wipfel der paar schütteren Fichten, die im ummauerten Becken vor der Barre standen, ragten aus der lehmigen Springflut von den Bergen. Aus den sieben eckigen Löchern der Barre schossen dicke Wasserstrahle, die der stürzende Überfall mit einem breiten schaumigen Bande überwölbte.

Bald standen wir am Wehr – dem einzigartigen Schauspiel der gezähmten Urgewalten hingegeben.

Im strudeligen Becken schwammen riesige Bäume mit den steinverwachsenen Wurzelballen wie mit sicheren Kielen ausgerüstet. Planken, Stangen, Balken der hinweggeschwemmten Brücken im Gebirge rannten mit den Bäumen um die Wette gegen das Gemäuer, und die im Strome mitgeführten riesigen Steine krachten in der Tiefe aufeinander. Davon bebte ringsum das Gelände. Doch das

Stauwehr hielt dem Ansturm stand. Es fing die zerstörerischen Fetzen der Natur und ließ nur soviel Wasser durch, wie das Flußbett fassen konnte. So bewahrte es die Täler vor Verheerung.

„Nichts ist gewaltiger als der Mensch ...“, sagte Robert aus der Andacht des Erschauten. „Denk dir, wie in früheren Zeiten die entfesselten Gewalten talwärts stürzten. Hilflos stand der Mensch dabei.“

Der Gedanke, der auch mich erfüllte, steigerte die Lebensfreude, zumal der Morgenwind die ersten Töne des Frühkonzerts vom nahen Emmenhof zu-uns hinübertrug.

Als hätten wir das Wunderwerk der Technik selbst vollbracht, so schlenderten wir — im Bewußtsein überlegenen Sieges — zum Frühstück in die Kurgaststätte. Vergessen war die Angst der Nacht, das Zucken vor jedem Donnerschlag; ja, und die wirkliche Kraft des Menschen im nackten Ringen mit Naturgewalten — sie war dem trügerischen Wahn gewichen, als sei die Welt durch Technik überwindbar.

Ihn sollte allerdings gar bald ein Begebnis zerstören, und zwar auf eindrucksvolle Weise.

Während wir im Kreise der paar Frühaufsteher auf dem sonnenüberfüllten Vorplatz behaglich unseren Kaffee schlürften und frohen Sinns dem Tsching-da-bum der kleinen Bauernkapelle lauschten, tauchte am dunklen Waldesrande oben eine seltsame Karawane auf.

Fernher sahen wir zwei Männer vor und hinter einer sogenannten „Trage“ schreiten, wie sie unsere Bauern zum Niederholen der Ernte von den steilen Hängen haben.

Auf der „Trage“ stand ein Kasten von der Größe einer mittleren Truhe, der mit Säcken zugedeckt war und ein bedeutendes Gewicht zu haben schien. Jedenfalls schnitten die Tragbänder tief in der Männer Schultern ein; ihre Arme wölbten sich zu ovalen Henkeln, und die Knie waren eingeknickt beim raschen Talwärtslaufen.

Wie sie aus der Dämmerung des Bannwalds in die pralle Sonne überm Wiesenhange traten, fiel uns wenige Zuschauer mit einemmal das Grauen an oder wenigstens das Staunen vor dem wundersamen Aufzug.

Eben hatte die Kapelle ihren heiteren Marsch beendet, und das Lachen, Plaudern, Klappern der Geschirre war im Nu verklungen. In der jähen Stille hörte man das Keuchen der beiden und das Rasseln lockeren Gesteins unter ihren schweren Stiefeln.

Als sie in unserer Nähe waren, stolperte der vordere. Der hintere schwang die „Trage“ mit geübtem Griffe aus. Dann stellten sie sie auf dem Wege nieder und standen selber — eingesunken, röchelnd und mit den zugefallenen Lidern müder Pferde.

So blieb uns Zeit, die beiden ganz und gar zerfetzten Gestalten eingehender zu betrachten, als es ihr Eilmarsch uns ermöglicht hätte.

Ihre einfachen Arbeitskleider bestanden aus einzelnen durchnäßten Trümmern. Dazwischen klafften lange Risse, Löcher von der Größe eines Zehnmarkscheins,

und die vielen Dreiecke, aus denen das ebenfalls zerrissene Hemd hervorquoll. Die Fetzen waren mit Fichtennadeln, lehmigen Klumpen und abgerupftem Kräutig übersät. In schmutzigen Strähnen hing das Haar um die gesenkten Köpfe. Langsam floß das Wasser auf den Boden und mischte sich mit einzelnen Tropfen Bluts, die aus dem Ärmel des einen rannen. Auch von der „Trage", die ebenso besudelt wie die Männer war, sickerten die Wasser nieder.

Wir saßen wie gelähmt auf dem sonnenüberfüllten Vorplatz. Niemand kam auf den Gedanken, den erschöpften Menschen beizuspringen. Ja, wir fanden nicht einmal ein Wort des Mitleids für ihr sichtliches Mißgeschick. Der Vorgang war wohl gar zu ungewöhnlich — von einem Hauche des Gespenstischen umweht.

Da rief der hintere: „Nu da...", und der vordere hob den Kopf. Einen Herzschlag lang sah ich sein Gesicht, die Augen...

Schon strafften sich die Bänder. Die „Trage" mit der eingehüllten Last schwebte wieder, und die Männer rannten wie besessen auf die nahe Ortschaft zu.

Doch „ein Herzschlag lang" ist lange, wenn der Blick den Abgrund faßt. Und der meine hatte ihn gefaßt, hatte ihn erschaut in zwei großen dunklen Augen, tief in das verquollene Gesicht hineingerutscht und von unbeschreiblichem Grauen überfüllt. So mögen jene Krieger ausgesehen haben, die tagelang im Trommelfeuer hockten — hilflos, entschlossen und dem Dasein schon entrückt. Und mit einem Male war die Schlacht zu Ende, und ein verirrter Sommervogel jauchzte über dem zerstörten Land. Da mag es jenen Kriegern als ein Wunder aufgegangen sein, daß sie selber unversehrt am Leben waren. Doch in ihren Augen stand — sie haben es einander oft genug bezeugt — noch geraume Zeit das Grauen...

Von diesem Schlage mußte das vergangene Erlebnis der beiden stämmigen Kerle mit der geheimnisvollen „Trage" sein.

II.

Gegen Mittag fing der Klatsch zu wabern an. Als ob unsichtbare Schwaden eines Brandes sich durch die schachteligen Täler wälzten und an Bäumen, Häusern, Kleidern hängenblieben — bald roch jedermann nach der Neuigkeit des Tages.

In der elften Stunde kam der Landbriefträger, und ein Lächeln stand in seinem hageren Fuchsgesicht.

„Nee, so'n Glück...", sagte er versonnen, „da sollen sich zwei Böhmen in der Wetternacht durch die reißende Plagnitz durchgerungen haben, und es ist ihnen nichts geschehn!"

Der Milchmann wußte schon Genaueres.

„Die beiden Böhmschen sein die Grabert-Söhne von den Schatzlar-Bauden", sprach er, „die haben ein verrücktes Ding gedreht, das der Herr Pfarrer kennt. Doch er redt' nicht drüber..."

Das „verrückte Ding" kannte freilich schon die Beerenfrau, die zur Kaffeestunde kam.

„Man sollte meinen, 's wär' nicht möglich...", sprudelte sie aus ihrem alten

Munde ohne Zähne, „da haben doch die Grabert-Jungen ihre tote Muttel übern Kamm gebracht, weil sie ... und sie wollte jedenfalls in der Heimaterde ruhn. Dabei wären die Luderkerle, die verflixten, um ein Haar ... ja, versoffen wären sie mitsamt dem Sarge, und die Plagnitz-Brücke war zerrissen ..."

„Ihre tote Mutter?"

In Roberts Frage war ein dämmeriges Ahnen — zwielichtig bange und schon halb gewiß. Wir hatten schließlich beide die verhüllte Last gesehn.

In diesem Augenblicke der Erkenntnis, da die alte Beerenfrau ohne Pause weiterschwatzte, hatte ich ein Taggesicht: Mir erschien der eine Mann in der halben Größe seiner Wirklichkeit, doch vom gleichen Ebenmaß der Glieder zueinander. Auch das blonde Haar und die dunklen Augen waren unverändert, allenfalls um einen Schimmer heller ...

„Der Graberten ihr erster Mann ...", sprach die redeselige Alte gerade, „der ist im Krieg geblieben. Da hat die Frau den Grabert-Vinz genommen, der ein Witmann war. Dem seine Kinder sein das nicht. Man nennt sie unter uns bloß ‚Grabert-Jungen' — nach der Wirtschaft. Für die Ämter ist ihr Vatersname freilich Brunnecker geblieben."

„Sebastian und Wenzel!" rief ich aus der fröhlichen Gewißheit. „Der Wenzel ist in glücklichen Kindertagen mein unzertrennlicher Ferienfreund gewesen."

Tatsächlich war es so.

Nach der Beisetzung, welche anderntags unter Zulauf vielen Volkes und dem Geläute aller Glocken im Bereiche feierlich vonstatten ging, trat ich mit den Grabert-Jungen den Heimweg aufs Gebirge an.

Wenzel hatte mich sogleich erkannt. Wie er ausgeruht, in neuen Kleidern und mit frisch rasiertem Kinn seiner Mutter letztem Weg nachfolgte, war er — vom Geraun der Leute zärtlich angeweht — immer noch der wilde Wenzel von den Schatzlar-Bauden, der auf Bretteln jedem Schneestiem und dem Frühlingssturm in den Wipfeln hundertjähriger Tannen trotzte. Das war als ein Teil des Daseins in sein Antlitz eingegraben.

Auch der ältere Sebastian, stiller wohl und aus tieferen Schichten lebend als sein toller Bruder, hatte solches Erbe im Geblüt. Zudem war seine Lebenskraft, von Besonnenheit gezügelt, härter noch als das brüderliche Ungestüm. Seinem hageren Gebirglerleib mit den schlaksigen Gliedern war die Zähe eingeboren, die den längsten Weg, das ärgste Hindernis bezwingt.

Bastel, wie man ihn in Kindertagen rief, fing mit stöckischen Worten an, die Geschichte ihres Abenteuers zu erzählen: „Ja, es war halt Mutters letzter Wille! Daran hielt sie fest. ‚Aus dem Reiche stamme ich', so war ihre Rede, ‚und in seiner Erde will ich ruhn!' Da war keine Widerparte möglich."

„Doch die Tschechen gaben sie ...", setzte Wenzel den Bericht des Bruders fort. „Als die Mutter nach langem Leiden friedlich eingeschlafen war, rüsteten wir den Kastenwagen. In einem Meer von Latschen stand der Sarg, und darauf türmten sich die Kränze von den böhmischen Nachbarsleuten. 's war ein hübscher Trauerwagen, wenn auch vielleicht ein ungewöhnlicher, vor dem Mutters beide

Schecken mit gesenkten Köpfen schritten, als verstünden sie den Vorgang. Der Herr Pfarrer und die Leute von Klein-Aupa gaben das Geleite bis zur Grenze. Danach wollten wir beiden langsam talwärts fahren – übers Ausgespann und Schmiedeberg bis in Mutters Heimatdorf. Als wir an das Zollhaus kamen, siebte feiner Regen, und die Nebelschwaden krochen übern Paß entlang. Der Schlagbaum war geschlossen, obwohl wir unseren Plan den Zöllnern längst gemeldet hatten. Nun ist ein Trauerzug schließlich kein Handelswagen, dessen Kutscher gleich ins Kontor eintritt und sein Begehr erhebt. Der Zug hielt also vor dem Schlagbaum. Die Kinder sangen noch ‚O Menschenvater voller Huld'. Dann begann der Pfarrer das ‚Pater noster'; wir beteten es mit ihm. Noch einmal schlug er segnend das Kreuzeszeichen übern Sarg. Die Leute weinten vor dem nahen Abschied. Doch der Schlagbaum blieb geschlossen. Unterdessen hatte der Regen sich verstärkt, und mit dem Nebel drang die feuchte Kälte vor. Nun hoben die Kühe zu brüllen an und zerrten an den Ketten. Endlich öffnete sich die Tür des Zollamts. Ein Zöllner steckte den Kopf heraus und rief: ‚Zakázán'. – ‚Zakázán', murmelten die Leute. ‚Verboten! Das ist unerhört!' Und ein Murren lief durch die Reihen der Trauergäste. Danach ging der Bastel mit den Papieren in das Zollkontor ..."

„Dort hab' ich einen bösen Marsch geblasen ...", nahm Sebastian die brüderliche Schilderung auf. „Mir war heiß vor Zorn. ‚Ihr Schurigeler!' rief ich den Herren zu, ‚habt ihr keine Ehrfurcht vor dem letzten Willen einer Toten?' ‚Zakázán', antwortete der Inspektor. ‚Dann fragt den Leiter vom Hauptzollamt!' Das geschah in meiner Gegenwart. Doch ich hörte schon ‚Zakázán' durch die Muschel. Da überwältigte mich der Zorn. Ich brüllte: ‚Ruft auf meine Rechnung Prag an! Eine tote Frau ist kein Schmuggelgut ...' Doch es war nicht durchzusetzen. Auch des Pfarrers redliches Bemühn schlug fehl. Überallher klang's ‚Zakázán', ‚Zakázán' – wie ein teuflischer Widerhall auf das letzte Beten der Verstorbenen. Unterdessen waren alle Leute bis aufs Hemd durchnäßt, und die kleinen Kinder weinten, an den mütterlichen Rock gepreßt. Immer böser klang das Brüllen unserer Schecken. Alles war umsonst gewesen. Auf die Schatzlar-Bauden trollten wir uns heim – mit der Toten. Anderntags sollte die Beerdigung in Aupa sein. Unsre Stimmung ..."

Langsam waren wir bergan geschritten. Überm Hochwald wölbte sich die Stille, die auch uns erfaßte – im Sinnen über die Begebenheit.

„So still wie hier war es im Grabert-Häusel ...", hob Wenzel nach einer langen Zeit im Flüstertone an, „nur von der Ofenbank herüber scholl dann und wann ein stickiges Schluchzen unseres jüngsten Schwesterleins. Im Flure stand der Sarg – der zurückgekehrte. ‚Unglücksbote' nannten ihn die Leute, und vom nahen Busch rief unentwegt ein Leichenhuhn in den Abend mit den ganz und gar verkehrten Farben. Wir waren wie zersägt – von Unrast und Verzweifelung und einem bösen Ahnen. ‚Ihr letzter Wille!' raunzte Bastel immer wieder, und die Schwester flennte endlich los: ‚Armes, armes Mutterle!' Da brach das Wetter los. Der Bruder stand am Fenster. Im schwefeligen Blitzlicht zuckte sein Gesicht, das von der Qual verfallen schien. Tonlos waberten die Lippen ohne

Unterlaß, und ich ahnte, was sie formten, ja, ich las an ihnen jene Schreckensworte ab, die mir selber in der Kehle steckten: ‚Zakázán — letzter Wille...‘ Da wars um mich geschehen. Im Knallen der Wetter mit ihrem gurgelnden Widerhall schrie ich, indem ich wie von Sinnen die Fäuste auf das Betpult schlug: ‚Gottes Wetter! Jetzt paschen wir sie ins Reich hinunter!‘ Bastel war herumgefahren. ‚Nu da, Wenzel...‘, rief er glücklich durch das blitzdurchtränkte Dunkel, und das Schwesterlein kam vom Ofen her. ‚Macht's, ihr Jungen!‘ schrie die tapfere Monika, ‚'s war ihr heißes Sehnen!‘ In der ersten Morgenstunde, da die Grenzer von der Streife längst zurücksein mußten, pirschten wir uns mit der ‚Trage‘ langsam kammwärts. Vorher hatte Monika alle Kränze auf den Sarg gebunden, und die große Plane war als Wetterschutz darum gewickelt. Trotz des dreschenden Regens hatten wir nach einer Stunde schon die grüne Grenze überschritten. Oben schlug der harte Hagel auf uns ein. Doch im raschen Abwärtssteigen waren wir gar bald von dichtem Nebel eingehüllt, der uns den Weg erschwerte. Schließlich gab es nur ein blindes Tappen mit den Füßen — ein Schritt um Schritt im Suchen nach dem Steg, bis ich mit einemmal in die reißenden Fluten stürzte..."

Nun schwieg Wenzel lange. Auch Sebastian war dem stillen Schreiten hingegeben. Schon hatten wir mein Haus erreicht.

Eben wollte ich den tapferen Grabert-Jungen meine Hand zum Abschied geben, da sprach Sebastian in die Dunkelheit hinein: „Mich nimmt's Wunder, daß wir's überstanden haben. Das vermag der Mensch nur einmal..."

„Die Brücke war zerstört...", fuhr der Bruder fort, als sei er uns das Ende der Geschichte schuldig. „Wie sollte ich es ahnen, als ich den Fuß darauf zu setzen meinte, und er trat durch den Splitter einer Planke — — in die Leere... So verlor ich meinen Halt. Schon schlug die eisige Gischt über mir zusammen, die wie Höllenfeuer brannte. Nach einem wüsten Ringen mit den strudeligen Wassern gelang es mir, einen Pfeiler zu umklammern. So rettete mich Bastel. Doch nun gab es kein Zurück mehr! Wir mußten durch die blasigen Fluten, die den Weg versperrten. Im ersten Dämmern kämpfte sich der Bruder durch. Dann schnürte ich einen Strick um meinen Bauch und band die ‚Trage‘ mit dem Sarg auf meinen Rücken. Noch ein Stoßgebet, und ich sprang ins Wasser. Bastel hatte unterdes den Strick am anderen Ufer festgemacht. Ruck um Ruck riß er mich heran, während ich mit allen Fasern der pfeilgeschwinden Strömung trotzte. Wer weiß, wie lange wir den stummen Kampf bestanden. Uns war's wie tausend Jahre. Als ich endlich überm Ufer in die Knie sank, war die letzte Kraft verbraucht. Alle Sinne schwanden, und ich stürzte in die Finsternis. Vorher hatte noch ein Blick meinen Bruder angerührt. Im ersten Sonnenstrahle lag er rücklings überm Felsen, die Beine angestemmt, die Hände wie in Fesseln an den nassen Stein gedrückt, und Tränen rannen über sein zerknittertes Gesicht..."

„Das ist jetzt egal!" sprach Sebastian mit Gleichmut, „denn wir haben ihren letzten Willen doch erfüllt."

OTTO HEUSCHELE

Stiftsköpfe

Als das Tübinger Stift im Sommer des Jahres 1936 die Feier seines vierhundertjährigen Bestehens begehen durfte, konnten die Männer, die heute dem Stift vorstehen, mit Stolz und Dankbarkeit vor einem aus der ganzen Welt zusammengekommenen Gremium ein Bekenntnis darüber ablegen, was das Tübinger Stift für das Leben der gesamten Nation im Laufe von vier Jahrhunderten bedeutet hat. Vor allem war daran zu erinnern, welch eine Vielzahl außerordentlicher Männer das Stift dem deutschen Volke geschenkt hat. Nicht nur in der Geistesgeschichte tauchen immer wieder die Namen der großen Stiftler auf, sondern auch, was viel zu wenig bekannt ist, in dem Bereich der Naturforschung, der Technik und so vieler anderer Lebensgebiete. Naturgemäß muß freilich in der deutschen Geistesgeschichte die Zahl der Stiftler größer sein als in der Geschichte anderer Lebensräume. Denn diese 1536 von Herzog Ulrich begründete Erziehungsanstalt war zu allererst berufen, künftige Pfarrer heranzubilden. „Daß armer frommer Leut Kinder eins vleißigen, christlichen gotzfürchtigen wesens" auf Kosten des Staates im Internat in den ersten Semestern die weltlichen Wissenschaften, in den späteren Semestern aber die Gottesgelehrsamkeit studieren sollten, war die erste Bestimmung des Stiftes. Indessen aber hat gerade dieser besondere Studiengang, mehr aber noch der sich schon bald entfaltende eigenartige „Stiftsgeist" dazu beigetragen, daß aus vielen Stiftlern zwar keine Pfarrer, wohl aber sehr tüchtige Vertreter anderer Berufe, vor allem aber wahrhaft berufene Geistesführer wurden. Und man darf nie vergessen, daß neben den großen Geistesfürsten, deren Name in die Geschichte einging, zahlreiche andere aus dem Stift hervorgegangene Männer an vielen Stellen der Nation wirkten und noch wirken. Denn es war ja nicht so, daß nur armer Leute Kinder in das Stift aufgenommen wurden, vielmehr waren durch außerordentlich strenge und schwere Prüfungen nur die besten Söhne des Volkes ins Stift gekommen.

Es gibt wohl nur noch eine einzige Lehr- und Erziehungsstätte, der die Nation in einem gleichen Umfange hervorragende Männer zu danken hat: das sächsische Schulpforta, aus dem Klopstock, Lessing, Ranke und Nietzsche hervorgingen, um hier nur die größten zu nennen. Aber in einem höheren Grade als für Schulpforta bedeutet das Tübinger Stift für Schwaben schlechthin den Inbegriff seines Geistes, so daß der bekannte Tübinger Philosoph Theodor Haering im Vorwort zu dem Buch, das den Anlaß zu dieser Studie abgab („Stiftsköpfe". Schwäbische Ahnen des deutschen Geistes aus dem Tübinger Stift. Von Ernst Müller mit Beiträgen von Theodor Haering und Hermann Haering. Heilbronn, Eugen Salzer. RM 10,–), mit Recht sagen durfte: „Wenn es aber richtig ist, was schon viele behauptet haben: daß nämlich der schwäbische Geist nur eine besonders ausgeprägte Form des deutschen Geistes überhaupt, d. h. dessen, was ihn von anderen Volksgeistern unterscheidet, darstellt, dann sind die ‚Stiftsköpfe' nicht nur ein Teil der schwäbischen, sondern auch der größeren allgemeinen deutschen

Ahnengalerie. Dann ist ihre Besichtigung nicht bloß für den Stiftler und für den Schwaben, sondern für jeden Deutschen überhaupt von Wert; besonders heute, wo der Deutsche wieder einmal so besonders ernsthaft nach dem eigentlichen Wesen seines Geistes sucht."

*

Es scheint uns, als verrieten die drei aus verschiedenen Zeiten stammenden Inschriften an den Toren und im Hof des Tübinger Stiftes in ihrer eindringlichen Kürze und Schönheit das Wesen dieses Geistes, der den jungen Menschen, die durch die Jahrhunderte hier aus und ein gingen, ihre Eigenart und ihr Gepräge verlieh. „Scholae et vitae" (Für die Schule und zugleich für das Leben) lautet die eine, „Aedes Deo et Musis sacrae" (Ein Haus für Gott und zugleich für die Musen) die andere; während die dritte die stolzeste und zugleich verpflichtendste erscheint: „Claustrum hoc cum Patria / Statque caditque Sua" (Dies Kloster und sein Vaterland leben und sterben zugleich).

Jede dieser Inschriften deutet auf die synthetische Kraft des schwäbischen Geistes hin, jede schließt Gegensätze zusammen, die man so gerne für unvereinbar erklärt. Indessen aber wurden im Tübinger Stifte, besonders in den Epochen, in denen der ihm eigene Geist in starkem und reinem Maße wirksam war, immer wieder diese angeblich unvereinbaren Gegensätze, sei es in der vielgestaltigen Schar außerordentlicher Geister, sei es in einzelnen Geistern, überwunden. Das aber ist das Außerordentliche dieses Stiftsgeistes, der so tief im schwäbischen Geiste verwurzelt ist, daß man immer wieder den einen mit dem andern gleichsetzen durfte. So große Gegensätze und Spannungen wie die zwischen Glauben und Wissen, zwischen Christentum und Humanismus, zwischen Individuum und Gemeinschaft, zwischen Leben in der Welt und Flucht aus der Welt, zwischen Diesseits und Jenseits wurden immer wieder von Männern, die aus dieser einzigartigen Schule hervorgingen, überwunden, und wir müssen schon glauben, daß sie die Kraft zu solcher Überwindung dem Geist, der diese Schule bestimmt, dankten.

Weit fruchtbarer freilich als die theoretischen und abstrakten Auseinandersetzungen über das Wesen des Stiftsgeistes ist die Betrachtung des Lebens und des Werkes d e r Gestalten, die in vier Jahrhunderten aus dieser Lehr- und Pflanzstätte schwäbischen Geistes hervorgingen. Das aber ist in diesem vorliegenden Buche auf eine vorbildliche Weise geschehen. Es war natürlich nicht möglich, Leben und Werk aller bedeutenden Stiftler zu schildern, denn dazu wäre wohl ein zweiter Band gleichen Umfanges vonnöten. So haben sich die Verfasser darauf beschränkt, die schwäbischen Ahnen des deutschen Geistes hier in einzelnen Monographien darzustellen. Dabei fällt auf manche Gestalt beim Blick aus unserer Zeit heraus neues Licht, und manch andere wird an eine neue Stelle im großen deutschen Geistesraum gerückt.

*

Schon bald nach der Gründung des Stiftes werden die Grundlinien seines Wesens sichtbar Männern wie Jakob Andreä und Jakob Heerbrand, durch die der unverfälschte Geist Luthers in Schwaben wirksam wird. Zur gleichen Zeit aber finden wir im Stift — und das sollte für alle Zukunft bedeutsam bleiben —

auch einen Dichter und Humanisten hohen Ranges: Nikodemus Frischlin. Damit war schon in den Anfängen der Inhalt der zweiten Inschrift im Leben des Stiftes Wirklichkeit geworden. Daß aber ein so großer Geist wie Johannes Kepler seinen Weg in die Welt und ins Weltall im Stift in Tübingen antrat, deutet wiederum in eine andere Richtung schwäbischer Möglichkeit. Hier hat sich genialste Weltbetrachtung und Weltordnung vereint mit dem schwäbischen Gottsuchertum, das bei allem Wissen um die Welt und die Geheimnisse des Alls den Glauben nicht aufgeben kann. Neben Kepler aber steht zu gleicher Zeit ein anderer großer Stiftler, dessen Gestalt in die deutsche geistige Zukunft weist, Johann Valentin Andreä, eine faustische Gestalt und selbst Schöpfer einer faustischen Dichtung. Kein Geringerer als Johann Gottfried Herder hat das dichterische Werk dieses Mannes für unsere Nation wieder entdeckt, und Spener hat das Wort ausgesprochen: „Wenn ich einen wieder lebendig machen könnte, so wäre es Johann Valentin Andreä." Gleich zwei gewaltigen Säulen stehen die beiden Großen am Eingang der Stiftsgeschichte. Ihnen folgen zeitlich gesehen die großen schwäbischen Pietisten, deren Wirksamkeit in dem vorliegenden Buch erstmals in größerem Zusammenhang sichtbar gemacht wurde. Wer kennt denn die Reichtümer, die der deutsche Geist und die deutsche Seele diesen Bengel, Oetinger und Hahn danken! Wer weiß heute, welche seelenführende und herzensbildende Kraft vom schwäbischen Pietismus ausging und noch ausgeht! Und ist es dem Bewußtsein der Nation nicht schon ganz entfallen, daß wir dem schwäbischen Pfarrer Hahn technische Großleistungen verdanken, die die Grundlage mancher heute blühenden schwäbischen Industrie schufen. Ehren wir doch in Hahn den Konstrukteur der ersten Rechenmaschinen und der damals weltberühmt gewordenen astronomischen Uhren, die unsere heutigen Planetarien vorwegnahmen.

Was die gesamte Nation dem Stift durch seine größten Schüler Hölderlin, Schelling und Hegel dankt, braucht hier kaum noch umschrieben zu werden. Es ist eine unendliche Welt des Geistes und der Seele, die diese drei großen Schwaben in den geistigen Raum der Nation werfen. Mögen sie draußen im Reich und in der Welt noch so viele Wandlungen und Bereicherungen ihrer Ideenwelt erfahren haben, so haben sie doch niemals den Ursprung ihres Weges, die christlich-humanistische Grundlage des Stiftes, verleugnet oder vergessen. Von der tiefen Verwurzelung dieser für den ersten Blick gleichsam aller Erde entrückten Geister in dem geistigen Raume ihrer Heimat, im besonderen der geistigen Atmosphäre des Stiftes und seiner Tradition, wird hier besonders gesprochen. Und es ist fruchtbar, diese großen Gestalten einmal im Zusammenhang mit ihrem geistigen Ursprungsland zu sehen.

Ein anderer Stiftler hat in diesen Jahren einen anderen Weg in die Welt gefunden, der ebenso einzigartig wie großartig ist. Karl Reinhard, der Napoleons Sondergesandter und Goethes vertrauter Freund wurde. Talleyrand durfte in der Gedächtnisrede von ihm sagen, er sei „das Geschenk Tübingens an Frankreich" gewesen. In nur geringem zeitlichen Abstand folgt der Generation dieser Großen eine ebenso reich gesegnete Generation Stiftler, die der deutschen Dichtung angehören: Hauff, Schwab, Waiblinger, Mörike, in weiterem Abstand

Hermann Kurz und die humanistischen Aristokraten Gustav Pfizer und Ludwig Seeger. Um diese Großen sind vielfältige Talente geringeren Grades geschart, deren Namen heute verblaßt sind, die aber zu ihrer Zeit eine wesentliche Wirkung auszuüben vermochten.

Aber damit war die schöpferische Kraft des Stiftes noch nicht erschöpft. Im neunzehnten Jahrhundert erlebte es eine neue Blüte auf seinem eigentlichen Gebiet, dem des Glaubens und der Religion. Die großen Glaubenskämpfe, die die christliche Tradition erschüttern, werden mit Leidenschaft von Geistern ausgefochten, die im Stift ihre Schulung erhalten hatten oder im Stift selbst wirkten. Namen wie David Friedrich Strauß, Ferdinand Christian Bauer, Karl Weizäcker und Karl Holl mögen für die Kämpfe um die wissenschaftliche Grundlage des Christentums stehen. Während diese Männer in einem reichen, tiefgründenden Schrifttum um das Wesen des Christentums, der Religion und des Glaubens streiten, geht von anderen Stiftlern ein nicht minder großes praktisches Wirken aus. Die Weltmission erhält entscheidenden Antrieb von Männern aus dem Stift, allen voran Johann Gottlieb Blumhardt und Christian Gottlob Barth.

Dafür aber, daß der Stiftsgeist nie welt- und lebensfremd geworden ist, möge der Name des „schwäbischen Franziskus" und Stifters unzähliger sozialer Hilfswerke Gustav Albert Werner und der des Heilpfarrers Johann Christoph Blumhardt aus Bad Boll sprechen. Hat jener schon frühe durch seine christlichen Hilfswerke die soziale Verpflichtung der Menschen untereinander als Aufgabe sichtbar gemacht, so hat dieser als Seelenarzt und Heilprediger unzähligen Kranken und Leidenden, die aus dem ganzen Reiche zu ihm strömten, geholfen.

Ehe das Jahrhundert zu Ende ging, zeigte sich noch einmal, daß für den Stiftler zwischen christlichem Glauben und humanistischer Bildung kein unüberbrückbarer Gegensatz bestehen muß. Abermals wurde im Stift das Erbe der Antike neu aufgenommen, Zellers große Philosophie der Griechen, Schweglers Geschichte der Philosophie und seine von Mommsen gerühmte Römische Geschichte legen dafür ebenso gültiges Zeugnis ab wie Constantin Ritters lebenslange Bemühungen um Plato. Aber nicht nur die Geschichte der Philosophie wurde vom Stift her bereichert, sondern auch die Philosophie selbst. Denker wie Friedrich Theodor Vischer, Karl Christian Planck, der Logiker Christoph Siegwart und sein Schüler Heinrich Maier (gestorben 1933 als Professor der Philosophie in Berlin), Hans Vaihinger, der Philosoph des Als-ob, sind die letzten großen Vertreter, die das Stift in die Welt des deutschen Gedankens sandte.

Rundschau

Zwischenzustand. Die politische Entwicklung in Europa hat ein Tempo angenommen, dem nachzukommen für die Landkartenzeichner und die unglücklichen Verleger von Atlanten zweifellos kaum mehr möglich ist. Am Karfreitag besetzten italienische Streitkräfte Albanien zur Wahrung gefährdeter italienischer Lebensinteressen, und kurze Zeit darauf nahm Italiens Herrschaft die ihm von der albanischen Volksvertretung angetragene Königskrone an. Die Proteste der westlichen Demokratien blieben ohne Erfolg, und auch die Einkreisungspolitik Großbritanniens gegen die autoritären Staaten hat bisher entscheidende Ergebnisse nicht gezeitigt. Englands politischer Kredit hat weitere Einbuße erlitten: seine Schutzangebote finden nur zögernde oder gar keine Annahme. Auch hier ist Sowjetrußland eine Erschwerung für die in Aussicht genommenen Verbündeten und ein völlig unsicherer militärischer Faktor. – Der Präsident der Vereinigten Staaten hat an Hitler und Mussolini einen Appell gerichtet, dessen mögliche Wirkung und Vorschläge ohne ausreichende Kenntnis der heutigen europäischen Wirklichkeit von seinem Urheber eingeschätzt worden sind. Adolf Hitler wird ihn in einer Rede im Deutschen Reichstag beantworten, der für den 28. April einberufen ist. Beim Abschluß dieses Berichtes (25. April) verbietet sich jede Voraussage. Vorerst ist nur ein Zwischenzustand festzustellen, in dem die einen eine Entspannung, die anderen eine Verschärfung der Lage erkennen wollen. – In Spanien, das dem Anti-Kominternpakt beigetreten ist, hat General Franco nach der endgültigen Beendigung des Bürgerkrieges mit der Aufbau-Arbeit begonnen. – Im Fernen Osten sind die Chinesen zur Gegenoffensive übergegangen, die nicht ohne Anfangserfolge geblieben ist.

Eugen Diesel, der Mitherausgeber der „Deutschen Rundschau", der Sohn des bekannten Erfinders, der den rasch weltberühmt gewordenen Namen seines Vaters in einem besonderen Sinne als Verpflichtung auf sich nahm, wird am 3. Mai 50 Jahre alt, ein Anlaß, gerade an diesem Platz seiner zu gedenken. Ursprünglich dem Lebenswerk des Vaters bestimmt, wandte sich Eugen Diesel in einem Alter, da andere mit festem Arbeitskreis und gesicherter Lebensstellung vor Anker gehen, einem Beruf zu, den er als inneren Ruf früh verspürte und der keineswegs die Garantie eines ungefährdeten Daseins in sich trägt, dem des freien Schriftstellers. Schon das erste Buch „Der Weg durch das Wirrsal" zeigte, daß er wirklich berufen war, etwas nur ihm Zukommendes auszusagen: die Gegenwartswirklichkeit in umfassender Zusammenschau darzustellen und zu deuten, Natur und Mensch, Kultur und Technik, Politik und Seele. Es ist bedeutsam, daß der Sohn Rudolf Diesels aus dem Drang zu tieferer Sinngebung des Lebens die Hybris der Technik aufzeigt, zugleich aber bewußt auf den Boden der neuen Weltwirklichkeit tritt und den Menschen aus der „Verlarvung" zu lösen sucht. Gaben schon diesem Werk durchdringende Schärfe der Betrachtung, Dichte und Farbigkeit der Darstellung, ein glänzender, geschliffener Stil und hohe sittliche Verantwortung Rang und Klang in der

zeitkritischen Literatur, so offenbarte das zweite „Die deutsche Wandlung" noch stärker Diesels schriftstellerische Eigenart. Es gestaltet das mannigfaltige Zusammenspiel von Land und Leuten, großen Formen und kleinen Zügen, wirkenden Kräften und feinen Tönungen, die in dem Worte Deutschland beschlossen liegen, zu einem plastischen inneren Erlebnis. Später greift Diesel in dem Buche „Vom Verhängnis der Völker" über das eigene Land und Volk hinaus und versucht, das Dickicht der politischen Nöte unserer Zeit in seinen Ursachen aufzuhellen. Noch stärker als vorher trat Diesel damit in die Reihe der Publizisten, die aus der Analyse zur Therapie drängen. Auf diesem Felde ist er auch den Lesern der „Deutschen Rundschau" als Mitherausgeber und Verfasser zahlreicher Aufsätze bekannt, die Probleme und Aufgaben unserer Zeit und Generation in lebendiger Formulierung durchleuchten und aufzeigen. Es verwundert nicht, unter den Büchern Diesels bei seinem ausgeprägt optischen Sinn, der zugleich das Äußere und Innere zu erfassen vermag, mehrere zu finden, die auf dem Bild als Grundstoff aufbauen. War „Die deutsche Wandlung" noch ein „Bilderbuch ohne Bilder", so tritt diesem „Das Land der Deutschen" an die Seite, das unseren Lebensraum aus Hunderten von Luftbildern erstehen läßt und beschreibend zum Gesamtphänomen verbindet. In seinem Autobuch kreisen Bild und Betrachtung um jenes Erzeugnis der Technik, das unser Dasein so tiefgreifend verwandelt hat. Diesels letztes großes Werk verknüpft auf eigene Weise Herkunft und eigene Lebensbestimmung, indem er das Leben seines Vaters beschreibt, zugleich aus der Vertrautheit des Nahestehenden und dem Abstand des Biographen, der Mensch und Werk, Zeit und Umwelt zum umfassenden Gesamtbild verflicht. Es ist schwer, Eugen Diesels Werk, das viele Bereiche durchwirkt, in überlieferte Kategorien einzuordnen. Es ist verkörpert in dem Namen, der auch diese Blätter mitprägt, deren verantwortliche Träger gleich den Mitarbeitern und Lesern der „Deutschen Rundschau" sich in dem Wunsche vereinigen, daß ihnen Eugen Diesel als Mitarbeiter im tiefsten Wortsinn, als neue Wege weisender Anreger, als ein wesentlicher Träger des deutschen Gewissens noch lange erhalten bleibe.

Ad fontes! Dies alte Humanistenwort hat einen doppelten Sinn. Es heißt einmal: zurück zu den Quellen. Diesen Ruf hat die heutige Geschichtsschreibung — auch derer, die nicht Fachhistoriker sind — sehr wohl verstanden. Rein sprachlich läßt es aber dann auch noch die Deutung zu: Bemerkungen zum Thema: „Quellen". Sich über die Auffindung, Bewertung und Auswertung von Quellen Gedanken zu machen, gibt Dr. Kurt Jagows neues Buch „Königin Viktorias Mädchenjahre" (Berlin, Gustav Kiepenheuer) manchen Anlaß. Das zurückhaltend und nobel, mit wissenschaftlicher Vorsicht und menschlicher Eindringlichkeit auftretende Werk hat sich rasch nach seinem Erscheinen einen ansehnlichen und auch angesehenen Leserkreis erworben. Hier soll von den Quellen die Rede sein; von Kurt Jagow als ihrem Entdecker, Verwalter und Gestalter; und von der Sonderstellung, die der schöne, helle Band innerhalb seines Schaffens einnimmt. Jagows Bücher haben sich auf dem Büchermarkt und im Lesepublikum, vor allem aber auch im politischen und kulturellen Aus-

tausch zwischen Deutschland und England ihre ganz eigene Position errungen. Man weiß sowohl in den Fachkreisen wie in einer auffallend breiten, historisch-politischen Leserschaft im Inland und Ausland, daß der Archivrat des Brandenburgisch-Preußischen Hausarchivs in Charlottenburg auf dokumentarischem Gebiet wahre Schätze an der Stätte seines Wirkens gehoben hat. In bedeutsamen und zugleich politisch wie ästhetisch und psychologisch in einem ernsthaften Sinne anregenden Buchveröffentlichungen hat er sie aus dem Archiv ins Leben übergeleitet. Er hat sich nicht mit dem begnügt, was die Mauern des eigenen Archivs bargen, in dem er manchem deutschen Historiker und Schriftsteller ein treuer und gefälliger Helfer und Berater war und ist, sondern hat Forscherreisen angetreten und Korrespondenzen großen Stils geführt, um aus anderen Archiven, die um ihrer Prominenz willen kaum einer betreten durfte oder die um ihrer Abseitigkeit willen fast niemand kannte, zu vervollständigen, zu ergänzen und zu entdecken, was ihm in seiner Charlottenburger Schatzkammer noch lückenhaft erschien und ihn in immer neue Tiefen und Weiten wies. — Gerade auch die kleinen Archive bergen ja ein so wertvolles Erbe, das für den echten Archivar eine hohe Verpflichtung bedeutet, namentlich wenn die lebensvolle Freude am Darbieten und Darstellen in ihm lebt; jene Freude, die mit dem Überlieferten dem Gegenwärtigen und Künftigen dienen will und es nicht dulden kann, daß eine Quelle von Aktenstaub verschüttet wird. In diesem Zusammenhang muß noch einmal auf Kurt Jagows Arbeiten über Königin Viktoria von England und den Prinzgemahl Albert zurückgegriffen werden, obwohl sie nur einen Teilausschnitt seines literarischen Werkes darstellen: freilich einen, der auch England aufmerken ließ und menschlich und politisch einen klaren, starken Beitrag zu Verständnis und Verständigung bedeutete. Von diesen wichtigen und gewichtigen Werken her gelangte Jagow zu dem Material der Koburger, Amorbacher und Langenburger Archive und hob fürstliche Hausgüter an Dokumenten in die große Politik und Historie herüber. Aus den Briefen des Herzoglichen Hausarchivs in Koburg, des Fürstlich Leiningenschen Hausarchivs in Amorbach und des Fürstlich Hohenlohe-Langenburgschen Schloßarchivs in Langenburg fällt ein neues Licht auf Situationen, die das Interesse Europas beanspruchen dürfen. Aus diesen Briefen, Memoranden, Akten, Aufzeichnungen entstehen aber auch, wie die Figuren eines meisterlichen Romans und die treibenden und tragenden Gestalten eines bewegten Dramas, die Persönlichkeiten des Königs Leopold I. von Belgien, der Herzogin von Kent, eines Sir John Conroy, des Freiherrn von Stockmar, der Baronin Lehren und Lord Melbournes in neuer, eigentlich erstmalig klarer Sicht. — Diese Fürstlichkeiten, Staatsmänner und Fürstenerzieher sind ja die Wächter — oder Tyrannen, welche über den Mädchenjahren Viktorias wachten. Unter ihrer Förderung und ihrem Widerstand, an beiden zu erstaunlich früher Selbständigkeit wachsend, wurde das „kleine Mädchen von Kensington" zur Mädchen-Königin, „berufen, der Krone Englands unerhörten Glanz zu verleihen und sein Herrscherhaus fest im Herzen des englischen Volkes zu verwurzeln, ... eine wahrhafte Königin, ... die anerkannte Patriarchin unter den Herrschern Europas, ... die Königin schlechthin, ‚die Queen' ..." Der Werdegang der Mädchen-

königin und der ihm entsprechende Ausschnitt der Geschichte Englands sind in der psychologischen, kulturellen und politischen Darstellung bestritten aus den Quellen allein; das geht tief bis in die Zeichnung des Milieus und das Auffangen der Atmosphäre. Die Aufzeichnungen des Fürsten Karl von Leiningen über einen „Abend im Buckingham Palace A. D. 1840" sind dafür ein kennzeichnendes Exempel. Es bedeutet ein reizvolles privates Gegenspiel – wie es für dieses Buch typisch ist – zu den von Jagow verwendeten hochpolitischen Akten aus dem Brandenburgisch-Preußischen Hausarchiv in Charlottenburg und dem Preußischen Geheimen Staatsarchiv in Dahlem, den Berichten des Preußischen Gesandten in London, Heinrich von Bülow, an den nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV. von 1837 und 1838, dem Berichte des Preußischen Gesandten in London 1830–1840 und den Akten der Preußischen Sondergesandtschaft zur Krönung 1838. Für den Betrachter des Jagowschen Wirkens – und seiner Wirkung – ist der entscheidende Eindruck: w i e er die Quellen verwendete. Denn das nüchterne Wort muß einmal ausgesprochen sein: die Entdeckung von noch so interessanten Quellen und die Berufung auf sie ist zunächst – gar nichts! Und daß es „auf Quellen beruhe", macht für den Wert eines Buches herzlich wenig aus. Hier beginnen nun aber „Königin Viktorias Mädchenjahre" ihre eigene Sprache „ad fontes" zu reden. Kurt Jagow weiß um Wert und Mängel, Unerschütterlichkeit und Unzuverlässigkeit von Quellen. Er kennt ihren Mutterboden, ihre Entstehungsgeschichte, ihr Gegengewicht, ihre Berichtigung und Ergänzung; er ist ein gerechter, erfahrener Richter über die von ihm gefundenen und erschlossenen Quellen und macht sie mit einem nicht gewöhnlichen Wissen und Gewissen ihrem historischen Werte gemäß zum Material der sichtenden und verdichtenden Darstellung. Sein besonderes Verhältnis zu den Quellen, die dunkle und ungewisse Zusammenhänge zu klären und Personen und Situationen aus einem Halbdunkel in das starke Licht ihrer Wahrhaftigkeit zu heben vermögen, ermöglicht dem A r c h i v a r Jagow die starke Sicherheit der s c h r i f t s t e l l e r i s c h e n Darstellung. Der Verzicht auf jeden Effekt, der sich nicht mit ernsthafter geschichtlicher Wirkung deckt; der umfassende Aufriß des weltgeschichtlichen Hintergrundes; die fundierte Erörterung der besonderen deutsch-englischen Beziehungen; die aus den Tatsachen gewonnene Charakteristik der Personen in wirksamster Gegenüberstellung, jedoch bei taktvollem Verzicht auf jede Indiskretion; die psychologische Erfassung der Mädchenkönigin mit den Mitteln sauberer historischer Schule – diese Vorzüge alle bezeugen die sichere Hand, Quellen zu finden, zu erforschen, zu verwalten und sie, auch wo sie sich spröde zu widersetzen scheinen, für die lebendige Wirkung zu erobern.

Literarische Rundschau

Christologie und Theologie

Wenn auch das Bild vielleicht etwas blasphemisch anmuten mag, so wirkt doch die in allen ihren einzelnen Schriften kaum mehr übersehbare populartheologische und christologische Literatur der jüngsten Zeit und deutscher Verfasserschaft auf den distanzierten Betrachter wie das unheimliche Gewusel eines großen Ameisenhaufens, in dem von obenher mit einem groben Stock gewühlt worden ist. Nicht nur, daß eine ungewöhnliche Betriebsamkeit des Gedankens auf diesem Gebiete angeregt worden ist; solche Emsigkeit entbehrt vielmehr durchaus nicht einer geheimen, ihren einzelnen Trägern freilich meistens unbewußten Organisation dergestalt, daß bei aller Erregtheit der Stimmungen und Gefühle doch kaum von mehreren das Gleiche oder von vielen zu gleicher Zeit das Ganze der vom Geiste der Zeit zu bewältigenden großen Ordnungsaufgabe auf religiösem Gebiete unternommen würde. So zahlreich die Arbeiten daher auch sind, sie überschneiden oder sagen das Selbe nur in seltenen Fällen, und überdies sind die in ihrer Konzeption ohnehin wohl verfrühten Versuche einer Totalbewältigung der gegenwärtigen Religionsproblematik glücklicherweise recht selten. Wir wiesen vor einiger Zeit auf das hier in der Tat eine gewisse löbliche Ausnahme bildende Werk Hermann Sauers „Abendländische Entscheidung" hin, in dem ein solcher Versuch unternommen wurde, der sich in der Zwischenzeit seiner Auswirkung denn auch ungewöhnlich diskussionsanregend erwiesen hat. Im übrigen stehen indessen die spezialistischen oder doch mehr abstrakt verallgemeinernden als konkret universellen Arbeiten im Vordergrunde, um in ihrer Gesamtheit freilich für den — wiederum distanzierten — Beobachter geradezu einen „konkreten Kosmos" möglicher theologischer und christologischer Fragestellungen zu bilden, wie er so perspektivenreich in kaum einer früheren Epoche jemals ausgebreitet war.

Katholiken, Protestanten, Dichter, Essayisten, Naturforscher, Philosophen und Mythiker sind zu ihrem Anteile in diesem Gedankenorchester vertreten, dem allerdings der wahre Dirigent noch fehlt und dessen Stimmen sich überdies wohl überhaupt kaum in eine einzige Sinfonie zusammenfassen lassen würden. Die meisten Schwierigkeiten eines solchen zugegeben etwas billig eklektischen Unternehmens würden nun — wie immer — die Vertreter römisch-katholischen Geistes mit ihrem durch die geheime Dialektik der Zeiten heute zur Intransigenz erstarrten Traditionalismus bereiten. Wenn etwa, um zu Beispielen zu kommen, Balduin Schwarz in einem Buche „Ewige Philosophie" (Leipzig, Jakob Hegner) den in seiner unbedingt aristokratischen Weise achtungswürdigen Versuch unternimmt, die mittelalterliche philosophia perennis zu restituieren und damit das moderne Denken aus seiner Freiheit und (wiederum ebenfalls zugegebenen Gefahr) bodenlosen Libertinierens in die dienstlichen Bindungen des Dogmas zu stellen, so vermag man diese Versuche nur mit dem schwermütigen Lächeln derer zu beantworten, die nun einmal fatal zu den „Verworfenen", nicht nur dem Paradiso, sondern auch dem Purgatorio unüberwindbar Entfremdeten gehören und deren Heer in der Welt in gleichem Maße gewachsen ist, wie die relativen Machtbereiche der Katholizität zusammenschwanden. Auch die schneidendere Reformatorenstimme Theodor Haeckers, die sich in einem (ebenda) Werke „Der Geist des Menschen und die Wahrheit" erneut verdichtet hat, vermag in dieser Richtung kaum mehr über ihren zugeordneten katholischen Wirkungsbereich zu „erschrecken", so sehr sie auch als eine der ernstesten und erlittensten unserer Zeit immer wieder die wissenschaftlichen, theologisch-philosophischen Fachbezirke durchschlägt.

Anders, und zwar in einem säkularisierten Sinne fruchtbarer, sind demgegenüber die emotionsreinen Versuche zu einer Neoscholastik zu werten, für die wir als bedeutsames Beispiel Caspar Ninks (ebenda) „Untersuchungen zur inneren Einheit der Philosophie" mit dem Haupttitel „Sein und Erkennen" anführen wollen als für die gegenwärtige allgemein-philosophische Pro-

blematik um Existenz und Logos in hohem Maße wichtig. Ähnliches gilt für Karl Buchheims „Logik der Tatsachen" (ebenda) als heute gültigstem und interessantestem Versuch einer Leibnizrenaissance und damit (unter theologischem bis religionspolitischem Gesichtspunkt) einer vom Geiste mehr als unter dem Druck der Tatsachen genieteten Annäherung der Bekenntnisse. Wir erwähnen weiterhin als eine Art Übergang zum Protestantismus die nachdenklichen Untersuchungen Heinz Zimmermanns unter dem Titel „Philosopie und Glaube" (München, Duncker & Humblot), in denen die obigen Probleme von Philosophie und Religiosität in einem mehr kantischen Sinne, d. h. im Sinne eines konfessionslosen Protestantismus oder mit anderen Worten ausgedrückt in ihrer lediglich spiritualen, nicht ritualen Gestalt berührt werden. Der eigentliche kämpfende Protestantismus der Zeit weiß sich indessen viel weiter als selbst der Katholizismus von dieser Abstraktionswirklichkeit religiöser Problematik entfernt und kreist demgemäß mehr um geschichtliche Gestalten als um philosophisch-theologische Probleme. In vorderster Linie natürlich um die Christusgestalt selber und nächst ihr um ein erneuertes Lutherverständnis. Wir können auch hier nur notdürftige Hinweise für Interessenten vermitteln. In Arno Deutelmosers Werk „Luther, Staat und Glaube" (Jena, Diederichs) wird der großzügige, aber mit historischer Akribie durchgeführte Versuch unternommen, die Gestalt Luthers von der Geschichte ihrer Zeit, ja geradezu vom Politischen her auf Kosten ihrer theologischen und kirchlichen Objektivierung in Lehre und Tradition gleichsam als Bild und Beispiel zu erneuern für ein über die Negation hinausgelangendes Verständnis der gegenwärtigen Spannungen von Glaube und Polis. Das Werk bleibt immerhin mit einiger Umsicht, mit einem Körnchen eigenen Salzes zu lesen, dem man sich gegenüber dem Buche Tim Kleins „Luther. Der Evangelist von Gottes Gnaden" (Berlin, Wichern Verlag) ohne Bedenken entschlagen kann, indem hier nicht mehr, aber auch nicht weniger als eine biographisch-monographische, mit deutlich paränetischen Qualitäten ausgestattete Lutherdarstellung für jedermann, soweit er ernsthaft orientierungsbedürftig ist, vorliegt. Indessen: „Die Reformation geht noch fort", hat Schleiermacher gesagt, und „Statt des Protestantismus kam das Luthertum hervor" hat Novalis ebenfalls vor mehr als einem Jahrhundert gewarnt. Einem ungewöhnlich bedeutsamen Werke des Hamburger Philosophen und Theologen Kurt Leese „Die Religion des protestantischen Menschen" (Berlin, Junker & Dünnhaupt) sind diese beiden Zitate votivhaft vorangestellt. Das Buch, das auf der Fortsetzungslinie von des Verfassers „Krisis und Wende des christlichen Geistes" liegt, entwickelt über der Geschichte des Protestantismus seine wahrhaft lebendige, nicht scheinhaft am einmaligen Bilde und Impuls der Luthergestalt schlecht zu „verewigende" Gegenwartsaufgabe und -bedeutung mit einer überragenden Kraft echten Gedankens und echter Gelehrsamkeit. Ein über den Tag weit hinausbleibendes Werk.

Noch weiter zurück in die Geschichte oder ferner hinaus in die Abstraktion greifen eine Reihe Auseinandersetzungen, die sich nun das Glaubensthema im ganzen oder in seinen allgemeinsten Gestalten des Gottesgedankens und der Christuswirklichkeit stellen. Wir nennen eine neue, aus Vorträgen auf der Tagung der deutschen christlichen Studentenvereinigung im Jahre 1932 erwachsene Schrift Friedrich Gogartens „Weltanschauung und Glaube" (Berlin, Furche Verlag), in der die theologische Linie des Verfassers bis an die Gegenwart herangeführt wird mit der bei Gogarten zu erwartenden Entschiedenheit gegenüber dem großen Scheideweg des Christlichen und Nichtchristlichen, der anders und einschneidender verläuft als derjenige zwischen Sittlich und Unsittlich, Geist und Materie. Anders auch als der einer populären Scheidung „Wesentliches und Unwesentliches im Christentum", wie mit ihr der bekannte Herausgeber der Zeitschrift des Keplerbundes „Unsere Welt" Bernhard Bavink in einem nunmehr als Buch erschienenen gleichnamigen Vortrage (Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg) vielseitiges, teils zustimmendes, teils ablehnendes Gehör gefunden hat. Die Schrift sieht die Linie der genannten Scheidung in konsequenter, die theologische Quellenforschung für das praktische Christentum auswertender Entfernung der uns Heutigen ungemäßen Bestandteile der Heiligen Schrift

und des traditionellen Glaubenslebens; kurz als Aufstand des Laienchristentums, dessen weitreichende Fragwürdigkeiten ebensooft ans Licht geführt sind, wie sie wohl auf lange Sicht hin immer wieder auferstehen werden. Wir nennen weiter auf ähnlicher Linie Konrad Korths Broschüre „Christen vor Deutschland" (ebenda), die Versöhnungsbrücken zwischen Christentum und Nationalsozialismus zu schlagen unternimmt. Interessanter ist im Reigen thematisch verwandter Veröffentlichungen Paul Rohrbachs Untersuchung über den „Gottesgedanken in der Welt" (Berlin-Tempelhof, Hans Bott). Ein ebenso umfassender, ja geradezu gereifter wie gründlicher Aufriß der Entstehungsgeschichte unseres Glaubens gleichsam ab ovo bis in die einfachsten Gestalten und Probleme der heutigen religiösen Gegenwart. Essayistischen Charakter trägt demgegenüber ein reizvolles Werk Karl Kindts „Geisteskampf um Christus" (Berlin, Wichern Verlag), in welchem eine Fülle teils auch stark in literarische Bezirke weisender Gegenwartsfragen des christlichen Menschen von einem sauberen Überlegenheitsstandpunkt des Glaubens aufgegriffen und abgehandelt werden. Wir nennen weiter als eine wundervolle, allen Glanz seines Altersstiles und Altersdenkens offenbarende Monographie „Franz von Assisi", ein neues Werk Dmitri Mereschkowskis (München, R. Piper), das sich würdig seiner mächtigen Christustrilogie anreiht und eigentlich über dem Rahmen der hier aneinandergereihten Veröffentlichungen, wie über der Zeit schlechthin seinen Standort hat. – Gleichfalls eine Monographie und zudem die eines lange nicht behandelten Gegenstandes ist das kluge Buch Wilhelm Scheuermanns über „Johann Friedrich Oberlin" (Berlin, Rowohlt), das geradezu als der Roman dieses außerordentlichen „Mannes mit Gott" und frühen Vorkämpfers eines christlichen Sozialismus angesprochen werden kann.

Wir kommen zum Abschluß dieser Übersicht mit einem auch leider aphoristisch bleibenden, aber doch um ernstere Aufmerksamkeit bittenden Hinweis auf zwei unlängst erschienene Arbeiten, die das Gemeinsame haben, von bedeutsamen Schriftstellern und auf anderem Felde hervorragend legitimierten Geistern zu stammen. Der Dichter und Philosoph Friedrich Alfred Schmid Noerr hat seinem großen Mythus der deutschen Welt „Unserer guten Frauen Einzug" ein theoretisches, gewissermaßen als Kommentar zu lesendes Werk unter dem Titel „Dämonen, Götter und Gewissen" (Berlin, Vorwerk) folgen lassen, das in Polemik wie Positivität als die sublimste Darstellung der in der Gegenwart aufgeworfenen und umdachten Fragen um Christentum, Mythos, Deutschtum, ihre möglichen Synthesen und ihre unmöglichen Pseudomorphosen gewertet werden kann und das darüber hinaus in der ahnungsreichen, immer nahe die Erschütterung streifenden Sprache des Dichterdenkers geschrieben ist. Dämonen, Götter und Gewissen ist außer dem Titel zugleich der innere Dreischritt eines Gedankenganges, der vom natürlichen zum christlichen Mysterium hinleitet. – Das andere Werk endlich ist Rudolf Thiels „Jesus Christus und die Wissenschaft" (Berlin, Paul Neff), ein „Laienbuch" zur Leben-Jesu-Forschung, das unter der tätigen Anregung des Reichskirchenministers entstanden ist, die indessen sich hier wie die Zugkraft einer würdigen Aufgabenstellung für eine ausgesprochen dynamische, sich selbst nicht so gut determinierende Produktivität ausgewirkt hat. Rudolf Thiel ist in diesem Werke nicht nur der Erntende einer langen Forschungstradition über das Leben Jesu geworden, er hat darüber hinaus eine so schlüssige Summe der dort abgelagerten Gelehrsamkeit gezogen, daß das Werk ein übergelehrtes, wiederum im besten Sinne populäres Bildungskompendium geworden ist. Einmal im Schwunge hat sich sein prachtvoll energischer Geist nicht durch die Schwierigkeiten abhalten lassen, im Lernen zum Lehren, im Erarbeiten zum Entdecken vorzustoßen, und das Werk wartet nun auch für die theoretische Fachforschung mit einer wahrscheinlich folgenreichen Hypothese zur Erklärung der Quellen des Markusevangeliums auf. Darüber steht das Urteil den entsprechenden Urteilsfähigen zu, und uns bleibt an dieser Stelle der Hinweis auf eines der lebendigsten, erregendsten Christusbücher, welche die Gegenwart hervorgebracht hat.

Joachim Günther.

Das Wissen vom Menschen

Es lohnt sich auch für den Laien, einen Teil der Leistung des Verlages Ferdinand Enke, Stuttgart, im Zusammenhang zu betrachten,

denn hier wird auf einem nicht einfachen Gebiet, das viele Schwierigkeiten aufweist, gründliche und bedeutsame Pionierarbeit geleistet. Mit seinen Mitarbeitern erarbeitet der Verlag Grundlagen für kommende Wissenschaften. – Das bekannte große Werk „Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit" von Egon Freiherrn von Eickstedt, dem Leiter des Anthropologischen und Ethnologischen Instituts der Universität Breslau, erschien in der 2. Auflage, neu bearbeitet und erweitert. Bisher liegen vom 1. Bande, der den Gesamtinhalt von Anthropologie und Rassenkunde unter dem Titel „Die Forschung am Menschen" behandelt, uns Lieferung 1 u. 2 vor (je RM 8,–). Das Werk, das schon bei seinem ersten Erscheinen berechtigtes Aufsehen erregte, zeigt in seiner 2. Auflage sich ganz auf der Höhe des gegenwärtigen Standes der Forschung. Hier werden die Grundlagen der Anthropologie untersucht, was ein dringend notwendiges Erfordernis ist, und erstmals wird hier die sehr interessante Geschichte der Menschheitsforschung gegeben. v. Eickstedt bezieht in seine Untersuchungen nicht nur die vergleichende Anatomie, die Psychologie und die Physiologie der Menschheit ein, sondern berücksichtigt auch maßgebend die Philosophie. Das ganze Werk ist aus einer großen Konzeption heraus geschrieben, die für die Grundlage jeder möglichen Rassenkunde klares Licht schafft und niemals den Boden des wissenschaftlich bereits Erforschten und Erforschbaren verläßt zugunsten ungewisser Hypothesen. Hier wird keine Behauptung aufgestellt ohne gesicherte Grundlagen. Der 2. Band wird die Rassen in Raum und Zeit behandeln und eine Darstellung vom Sein und Werden der menschlichen Formengruppen geben. Zahlreiche sehr instruktive Abbildungen machen dieses Werk, das sich an den Laien ebenso wie an den Fachmann wendet, leicht zugänglich, wozu wesentlich auch der ausgezeichnete Stil des Verfassers beiträgt. – Ein gleichfalls grundlegendes Werk ist die Arbeit von Dr. Friedrich Keiter „Rasse und Kultur", auf drei Bände berechnet, von denen uns der erste Band „Allgemeine Kulturbiologie" vorliegt (17 Abb. Subskriptionspreis RM 12,–). Hier wird der gewichtige Versuch gemacht, die allgemeine Wissenschaft von der Kultur als Lebensvorgang zu begründen. Die Erscheinungen der Kulturentwicklung werden aus der biologischen Beschaffenheit der Menschen abgeleitet in der Erkenntnis, daß die Kultur das Ergebnis feinster Sublimierung der natürlichen biologischen Funktionen ist. Nur auf diesem Wege kann man zu einer wissenschaftlichen Wertung der Kulturvorgänge kommen, einer „lebensgerechten Kulturkunde". Hier wird etwas grundsätzlich Neues geboten. Es ist ein Aufruf zur Besinnung an die Natur- wie an die Geisteswissenschaften, da diese umlernen und sich zu gemeinsamer Arbeit auf diesem Gebiete zusammenfinden müssen. Die Klarheit und Folgerichtigkeit des Denkens und die ausgezeichnete Formulierung ist bestechend. Hier liegt eine achtunggebietende Leistung vor auf Grund eines ungeheuren wissenschaftlichen, ganz verarbeiteten Materials. Der 2. Band soll die Vorzeitrassen und Naturvölker behandeln, der 3. Hochkultur und Rasse. – Organisch gehört zu der vom Verlag Enke unterstützten Arbeit das Buch von Professor Willy Hellpach „Einführung in die Völkerpsychologie" (RM 8,–). Angeregt durch seinen großen Lehrer Wilhelm Wundt, hat Hellpach in der Arbeit eines langen und wissenschaftlich gesegneten Lebens die Problemstellung Wundts überprüft und in eigner Gedankenarbeit selbständig weiterentwickelt, in einem klaren und blendenden Stil erstmalig ein Kompendium gegeben, das schlechterdings für jeden, der sich mit Völkerpsychologie beschäftigen will, als unentbehrlich bezeichnet werden muß. In einfachen, in ihrer Klarheit völlig überzeugenden, unerbittlichen Formulierungen wird hier ein gewaltiger Reichtum von Erkenntnissen zugänglich gemacht, der auch dem Laien viel zu geben hat. Hellpachs ganze Haltung schließt den Gebrauch irgendwelcher Phrase aus und bleibt stets auf der gesicherten Grundlage verantwortungsbewußter Wissenschaft.

Im gleichen Verlage erscheinen zwei Vorträge des Direktors der Universitäts-Nervenklinik Tübingen, Professor Dr. Hermann F. Hoffmann, „Das ärztliche Weltbild" (RM 2,60). Hier wird in großen Zügen unter klugem Weglassen alles Nebensächlichen ein Bild der Natur gezeichnet mit unbestechlichem ärztlichen Scharfblick, aber in tiefer Verpflichtung vor dem Wunder des Lebens. Der erste Vortrag behandelt das ärztliche Weltbild, der zweite das ärztliche Handeln. Auch dieses Buch wendet sich nicht nur

an den Fachmann. — Die Arbeit von Dr. Peter von Werder „Gemeinschaft und Herrschaft als Staats- und Kulturtypen" (RM 8,—) untersucht die Frage, wie und nach welchen Kategorien die rassischen Eigentümlichkeiten in Geschichte und Staatsordnung, in Literatur und Kunst, in Wissenschaft und Wirtschaft zu erfassen sind. Das Buch gliedert sich in die Abschnitte „Volk und Herrschaft", „Staat und Herrschaft", „Geschichtliche Entwicklung und Herrschaft", „Kunst und Herrschaft", „Erkenntnis und Herrschaft". Peter von Werder befaßt sich mit der Spannung zwischen lateinischem und germanischem, westlichem und deutschem, asiatischem und europäischem Geist und begründet eine neue Art der Anschauung von Geschichte und Kultur durch soziale und rassenpsychologische Begriffe. Hier ist ein knapper Auszug aus der Gesamtarbeit und ein gangbarer Weg zum Verständnis des Kulturwerdens überhaupt gegeben.

Rudolf Pechel.

Von der Geopolitik

Die Einwirkung der geographischen Faktoren auf das politische Geschehen, wie der Schwede Kjellén den Inhalt des von ihm gebildeten Wortes Geopolitik bestimmt hat, findet nachgerade in weitesten Kreisen eine so starke Aufmerksamkeit, daß eine knapp gehaltene Einführung in die geopolitische Betrachtungsweise einem allgemeinen Bedürfnis entspricht: R. Hennig und L. Körholz, Einführung in die Geopolitik (5., geänderte und vermehrte Auflage, mit 76 Textkarten. Leipzig 1938. B.G. Teubner. 198 S., kart. RM. 3,40). Es ist auch ein glücklicher Gedanke, diese Einführung so zu halten, daß die grundsätzlichen Ausführungen stets durch Beispiele erhellt werden, die aus der Wirklichkeit der Staaten- und Völkerentwicklung über die ganze Erde und die geschichtlich übersehbaren Zeiträume hin entnommen sind. Die nichtgeopolitischen Einflüsse, die vielfach in entgegengesetzter Richtung sich entscheidend geltend gemacht haben und auch immer geltend machen werden, dürfen hierüber natürlich nicht vernachlässigt werden; in zwei Sonderkapiteln (Staat und Staatsbürger, Verwischung des Staatsgedankens) suchen die Verfasser dieser Einschränkung der geographischen Einwirkungen wenigstens nach einer, nach der allgemein-politischen Seite hin nachzugehen.

Immerhin sei darauf hingewiesen, daß sowohl in den grundsätzlichen Darlegungen als auch in den Beispielen noch Einseitigkeiten und auch geschichtliche Ungenauigkeiten nicht nur nebensächlicher Art vorkommen. So wird die staatenbildende Kraft der Gebirge erheblich überschätzt; haben doch Schlesien und die beiden Lausitz lange Zeiten zu Böhmen gehört, und reicht doch auch heute noch Thüringen ebenso nach Süden wie Bayern nach Norden über den Thüringer Wald hinaus (was beides ausdrücklich, aber irrtümlich verneint wird), und der Ural gar ist niemals eine Völker- und Staatenscheide gewesen, gehört vielmehr bis tief in das sibirische Flachland hinein sogar verwaltungsmäßig zum europäischen Rußland. Zum mindesten mißverständlich ist es, wenn vom Deutschen Zollverein gesagt wird, daß schon 1834 (mit seiner Inkraftsetzung) „die meisten der zwischen den 36 Bundesstaaten aufgerichteten Schranken" fielen; ist doch die Nordseeküste — doch sicher ein geopolitisch wichtiger Faktor — erst mit dem Anschluß Hannovers (1853) erreicht worden, und hat es doch sogar bis 1888 gedauert, daß Hamburg und Bremen dem Zollsystem des Reiches sich eingegliedert haben — beides Erscheinungen, die schlaglichtartig die gewaltigen Schwierigkeiten der Reichsgründung beleuchten und deshalb in einem Buche, das sich mit den Elementen der Staatenentstehung befaßt, wohl erwähnt werden müßten. Schließlich sei auch erwähnt, daß die Unterscheidung, die in der Einleitung zwischen Stammes- und Staatsgemeinschaft aufgestellt wird, den Tatsachen nicht gerecht wird; auch die Stammesgemeinschaften, soweit wir sie aus Vergangenheit und Gegenwart kennen, haben die Regelung der „unblutigen" Beziehungen ihrer Mitglieder untereinander zum sehr wesentlichen Inhalt, lassen dem Einzelnen in aller Regel viel weniger Freiheit als die Staaten, und es fällt auf, daß das geopolitische Moment des Raumes, der räumlichen Ausdehnung nicht als Unterscheidungsmerkmal herangezogen wird. Nach diesen Richtungen sollte das Buch bei einer Neuauflage durchgesehen werden. In seiner Grundlinie entspricht aber das Buch den Anforderungen, die an eine erste Einführung billigerweise zu stellen sind.

Kurt Wiedenfeld.

Land und Leute

Als solide und ausgezeichnete Grundlage sei zunächst auf eine Neuerscheinung „Meyers Großen Hausatlas" hingewiesen (Leipzig, Bibliographisches Institut. RM 17,50). Er enthält 213 Haupt- und Nebenkarten, ein alphabetisches Namensverzeichnis und eine sachkundige, fachgeographische Einleitung von Dr. Edgar Lehmann, der schon so oft den überzeugenden Befähigungsnachweis und seinen Ideenreichtum in der Ausgestaltung der Atlanten bewiesen hat. Soweit es heute möglich ist bei der manchmal so plötzlichen Veränderung von Grenzen, gibt der Atlas den gegenwärtigen Stand. Die Grenzen der Tschechoslowakei sind nach dem Stande vom 5. November 1938 eingezeichnet, dem Atlas liegt ein Gutschein bei, auf Grund dessen man eine Karte mit den endgültigen Grenzen beziehen kann. Ohne Übertreibung darf man sagen, daß dieser Atlas mit seinen Haupt-, wie Nebenkarten durch technische Vollkommenheit ausgezeichnet ist und eine kartographische Leistung von beachtlicher Höhe darstellt. Auch er bringt die bekannten Großraumkarten, die geopolitische Zusammenhänge in ganz neuem Licht zeigen, wie es normale Atlaskarten nicht können. Mit besonderer Liebe sind die Reisegebiete behandelt, und wesentlich sind auch die Karten, die klimatische, Verkehrs-, Wirtschafts- und Bevölkerungsfragen und auch die historische Entwicklung von Grenzen behandeln. – Von dem Standardwerk, das im gleichen Verlage erscheint, vom „Atlas des deutschen Lebensraumes in Mitteleuropa" liegt die 2. Lieferung vor. Sie enthält folgende Karten: Die natürliche Vegetation; Umwandlung feuchten Geländes in Kulturboden; Die Bevölkerungsdichte um 1871 und die um 1930; Das Deutsche Reich im Jahre 1790 und die Entwicklung der größeren Territorien seit dem Jahre 1600; Der Deutsche Bund und seine Zusammenfassung 1815 bis 1871. Herausgeber dieses großen Werkes ist bekanntlich der Geograph der Berliner Universität, Professor Norbert Krebs, mit einem Stabe hervorragender Mitarbeiter.

Jeder Band des „Orbis Terrarum" (Berlin, Atlantis-Verlag), der „Länder der Erde im Bilde", den Martin Hürlimann herausgibt, bedeutet eine unendliche Bereicherung und Freude für den Betrachter. Jetzt liegt neu vor der Band „Griechenland" mit Rhodos und Cypern (96 Bildtafeln in Tiefdruck. RM 8,50). Die Bilder sind von einer fast unheimlichen Eindringlichkeit, und aus den Blättern dieses Buches atmet nicht nur das heutige Griechenland, sondern der Geist von Hellas. Aus dem großen Bande „Das Mittelmeer" sind diese Bilder entnommen, die dadurch zu stärkster Wirkung kommen, daß als Einleitung europäische Dichter sich zu Hellas äußern: Lord Byron, Chateaubriand, Geibel, der Geograph Hermann Hettner, Karl-Otfried Müller, J. G. Bachofen, Ernst Curtius, Fürst Pückler-Muskau, J. H. Falmerayer, F. Gregorovius, Josef v. Hammer-Purgstall und Ernest Renan. Es gibt kein anderes Werk, das sich mit diesem messen könnte, das in klarer Weise die beschriebenen Landschaften innerlich und äußerlich so überzeugend zur leibhaften Anschauung bringt.

Der Verlag Wilhelm Goldmann, Leipzig, setzt seine verdienstvolle Arbeit, Länder und Kontinente aus ihren eignen Gesetzen heraus zu begreifen, in drei neuen Bänden fort. „Südamerika" (RM 9,60). Dieses Buch, das über Klima, Bevölkerung und Wirtschaft, Kultur, Politik und Geschichte unterrichtet, ist eine gekürzte Übertragung des englischen Werkes von Otto-Albrecht van Bebber „The Republics of South-America". Gerade im Hinblick auf die Konferenz von Lima wird dieses Buch auf besonderes Interesse stoßen. Ebenso wichtig ist Wilhelm Nowaks „Australien. Kontinent der Gegensätze" (RM 8,50). Auch hier ist eine Fülle von Bildern beigegeben auf 32 Tafeln. Die Frage, ob Australien ein Land der Zukunft für die Weißen sein wird, beantwortet Wilhelm Nowak positiv. Er hat die Grundprobleme klar erkannt und sich auf Grund der umfangreichen Literatur ein fest umrissenes Bild gestaltet. – Gleichfalls mit der Zukunft eines in sich geschlossenen Gebietes „Irland" beschäftigt sich das Buch von Robert Bauer (17 Bilder. RM 7,80), der das problematische Gebiet unter dem Stichwort „Die Insel der Heiligen und Rebellen" behandelt. Aus der Geschichte und der Gegenwart beantwortet Robert Bauer die Frage nach der Zukunft Irlands, die immer noch zu den Schicksalsfragen des britischen Empire gehört.

Wolfgang Hoffmann-Harnisch entwirft in dem Buche „Brasilien" das Bildnis eines tropischen Großreiches (Hamburg,

Hanseatische Verlagsanstalt. 32 Bildtafeln, 3 Karten. RM 7,80). Hoffmann-Harnisch hat dies zukunftsträchtige Land in mehrfachen Reisen durchquert und seine Probleme, seine Möglichkeiten und seine Gegensätze genau studiert. Bei offnen Augen für die landschaftlichen Schönheiten und Großartigkeiten fand er Kontakt mit der Bevölkerung, so daß er sein Urteil auf die Äußerungen der Brasilianer selbst stützen kann.

Zum Verständnis der heutigen Probleme unentbehrlich ist die Kenntnis der Vergangenheit auch in fernen Breiten, deshalb trifft das Buch von Thomas Gann „Götter und Menschen im alten Mexiko" auf starkes Interesse (Leipzig, F. A. Brockhaus. 51 Abbild., 1 Karte. RM 3,80). Es schildert in einer lebendigen Darstellung die Kultur der mexikanischen Völker vor der Berührung mit Europa. Gestützt auf sicheres Material entwirft Gann das Bild der verschiedenen Kulturen, die in hoher Blüte in Mexiko herrschten bis zum Zusammenbruch des Aztekenreiches.

Ein Forscherleben von imponierender Größe wird in Lincoln Ellsworths Buch „Lockende Horizonte" dargestellt (Zürich, Albert Müller. 24 Kunstdrucktaf. RM 7,20, deutsche Übertragung von Hans Zogg). Lincoln Ellsworth Name ist durch seine Überfliegung des Südpols der ganzen Welt bekannt geworden, nachdem er den Fachkreisen längst als Begleiter und Freund Roald Amundsens vertraut war. Wenn irgendein Buch, so ist dieser Rechenschaftsbericht ein hohes Lied alles überwindender Energie, denn Ellsworth war in seiner Jugend ein zartes und schwächliches Kind, das in reichem Hause und als verwöhnter Knabe heranwuchs. Sein eigner Wille führte ihn schicksalsmäßig in die Polarforschung, und er zwang seinem Körper die unerhörtesten Leistungen ab. In einem bunten Kampleben unter kanadischen Indianern, als Pelzjäger an der Hudson-Bai stählte er sich, um dann dem eigentlichen Ziel seines Lebens, der Polarforschung, sich zu ergeben. Es ist ergreifend zu lesen, wie die große Leistung der Überfliegung des Südpols errungen wurde in jahrelangen Vorbereitungen trotz immer erneuter Fehlschläge. Das Buch ist bis zum Bersten mit erregenden Erlebnissen erfüllt, und das alles erzählt Ellsworth in einer so sympathischen männlichen Schlichtheit und Bescheidenheit, daß ihm einfach die Herzen zufliegen. — Eine schöne Ergänzung zu diesem Werke bildet das Buch von F. D. Ommanney „Zauber und Grauen des Südmeeres" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 16 Abbild., 1 Karte. RM 6,75), denn Ommanney gehörte zu der Mannschaft, die an Ellsworths Rettung aus der Eiswüste teilnahm. Ommaney ist Naturforscher und ging in die Südpolarländer, um das Leben der Walfische, der Robben, der Pinguine und der Tiefseelebewesen zu studieren, und legt in einer ungewöhnlich fesselnden Form nun seinen Bericht über seine Erlebnisse, seine Begegnungen mit der großartigen Natur, der Tierwelt und den prächtigen Menschen, die ihm Kameraden wurden, nieder. — Alfons Paquet bewährt in seinem neuen Buche „Amerika unter dem Regenbogen" (Frankfurt, Societätsverlag. RM 5,40) erneut seine unbestrittene Fähigkeit, ein großes Land durch eine dichterische Reportage höchsten Stiles in seinem Wesen festzuhalten. Aus vielen Einzelheiten baut mit untrüglichem Scharfblick Paquet das Bild des wahren Amerika auf, das er visionär erfühlte. So sehen wir hier ein neues Bild eines Landes, das wir schon zu kennen glaubten, und dürfen Paquet für die in seinem Buch gegebenen Farben, Konturen und Perspektiven Nordamerikas aufrichtig danken. — Lebendig und fesselnd ist auch das Buch von Louis Rokos geschrieben „Zweitausend Kilometer amerikanisches Allerlei" (Wien, Wilhelm Braumüller. Mit vielen Bildern und 1 Karte. RM 4,80). Rokos ist gut zweitausend Kilometer quer durch und rund um die Vereinigten Staaten im Auto gefahren und weiß frisch und witzig von dieser Fahrt zu zweien im Wagen durch die USA. zu plaudern. Die Lichtbilder sind höchst begabt aufgenommen. — Die Gefährtin Peter Flemings, dessen Bücher wir hier mit Freuden anzeigten, Ella K. Maillart, nimmt nun ihrerseits in dem Buche „Verbotene Reise" das Wort (Berlin, Ernst Rowohlt. Viele Bilder. RM 7,50). Sie hat Fleming auf der gefahrvollen und doch so ergebnisreichen Fahrt von Peking nach Kaschmir begleitet und dabei Gegenden betreten, die niemals vorher einer weißen Frau zugänglich waren. Dieses Buch ist eine prächtige Ergänzung zu Flemings Schilderungen, weil hier zwei ganz unterschiedene Menschen und Temperamente über dasselbe Thema, jeder in seiner beson-

deren Art, aussagen. — Hugo A. Bernatzik läßt seine Reiseschilderungen „Südsee" in neuer erweiterter Ausgabe erscheinen (Wien, L. W. Seydel & Sohn. 115 Abbild., 1 Karte. RM 6,50). Die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Reise nach den Salomoninseln und Neu-Guinea aus den Jahren 1932/33 hat er längst den Kreisen der Wissenschaft unterbreitet. Hier erzählt er nun den Laien in der ihn auszeichnenden frischen und lebendigen Art von seinen Erlebnissen, die, wie immer auch Erkenntnisse aus dem Gebiet der Ethnologie vermitteln.

Erzähltes

Konnte man bei dem letzten Roman von E. M. Mungenast „Die Halbschwester" noch wohlwollend glauben, daß er mit seinen lothringischen Krafthubern so etwas versuchen wollte wie die Schaffung eines unheiligen Mythos von der Kraft dieses Volksstamms, so hält der gute Glaube seinem neuen Roman „Der Kavalier" gegenüber nicht stand, wahrhaftig nur ein Kavalier en guillemets, und der erlösende Moment im Romane kommt leider erst am Schluß, als alle Beteiligten versuchen, diesen Unhold zu steinigen. Das hätte man am Anfang tun sollen, und der große Aufwand wäre nicht so schmählich verpufft. Mungenast ist ganz ins Filmische abgeglitten und scheut auch vor der größten äußeren wie inneren Unwahrscheinlichkeit nicht zurück, wobei ihm gerne attestiert werden soll, daß er romanhafte Effekte und außergewöhnliche Spannungen mit Meisterschaft hervorzurufen versteht. Ja, er verfügt auch hier über die Möglichkeit, Menschen und Charaktere scharf zu profilieren, und man kann nur bedauern, daß er diese Kunst verschwendet am untauglichen Objekt. Sein „Held" ist trotz aller Versuche, ihm dichterische und dämonische Qualitäten zu verleihen, nichts weiter als ein gemeiner Rohling, der vor ungezügelten Gewalttaten und Tätlichkeiten gegen Männer und selbst gegen Frauen nicht zurückschreckt. Selbst die Spannung, die der Roman erzeugt, läßt bedenklich nach, wenn mehr oder weniger immer dasselbe sich wiederholt, bis viel zu spät das Strafgericht einsetzt. Dadurch verlieren auch die psychologischen Feinheiten in der Charakterschilderung lothringischer Menschen, von Männern wie Frauen, an Wert. — Clarence Day läßt seinem prächtigen und auch in Deutschland sehr erfolgreichen Buch „Unser Herr Vater" nun das sympathische Gegenstück folgen: „Unsere Frau Mama" (Berlin, Rowohlt. Deutsche Übertragung von Hans Fallada). Alle die Vorzüge des ersten Romans leuchten noch vertieft durch die Person des Mittelpunktes in hellem Glanze, wenn er von der Mutter, der Lebensgefährtin des polternden und raunzenden Herrn Papas, mit einer innigen, stillen Liebe erzählt und doch nichts von den weiblichen Schwächen, die so ungewöhnlich liebenswert sind, verschweigt. Es ist eine Familienkomödie höchst sympathischer Art, und man freut sich im stillen über die Freude, die jeder Leser dieses begabten Romans haben wird. — Ein feines und stilles Büchlein ist der kleine Roman von Mary Ellen Chase „Frühlicht über Cornwall" (Hamburg, Marion von Schröder Verlag. Deutsch von Ernst Sander). In diesem Werk der Amerikanerin ist Musik, gedämpft und zart. Ein Alltagsleben in Cornwall, dem Land der Tristansage, wird in eine dichterische Sphäre versetzt dadurch, daß eine einfache Bedienerin in einer Fremdenpension in diesem Land der Geheimnisse die alte Sage von Tristan und Isolde in sich aufnimmt und nun von ihr in ihrem Leben und Tun beherrscht wird. Ein einfaches Leben, aber ein echtes Leben. Denn hier ist ungebrochenes Menschentum, das eine Tragik noch anständig zu durchstehen versteht, wie es zivilisatorisch entarteten Menschen nicht mehr möglich ist. — Eine herbe Luft weht in dem gleichfalls ungebrochenem Menschentum nahen Roman von Kristmann Gudmundsson „Die Blaue Küste" (München, R. Piper, RM 4,20. Deutsche Übertragung von Else v. Hollander-Lossow). Der isländische Dichter stellt uns in seinem jungen Hakon einen Menschen hin, der dem Leben gehört, das er in seinen Höhen und Tiefen immer zu bestehen wissen wird. In seiner Jugendeinsamkeit, von Elternliebe nicht betreut, wächst in ihm riesengroß die Sehnsucht zur Hauptstadt, die ihm dann freilich ein ganz anderes Antlitz zeigt, als er es erträumte. Aber er bewährt sich auch in seinem Fall, und der Dichter entläßt uns mit der Sicherheit, daß nach dem Scheitern ersten Anlaufs und nach hartem Verlust Hakon einmal in seiner Lebensnähe das Leben doch meistern wird. — Ein

Buch von großem Reiz ist Claire Sainte-Solines Roman auf Kreta „Antigone" (Hamburg, Goverts-Verlag), in dem die Rückkehr zweier Menschen, einer jungen Französin und eines durch den Krieg heimatlos gewordenen Mannes in das einfache und klare Leben homerischer Zeit geschildert wird. Die dichterische Kraft der Frau ist bewundernswert, wie sie ohne Phrase und Pose in ein Stück unverfälschten Lebens zwei Menschen hineinstellt, die an ihm von den Fehlern der Kultur gesunden.

Das Erstlingswerk des jungen österreichischen Dichters Heimito von Doderer „Ein Mord, den jeder begeht" (München. C. H. Beck, RM 6,50) zeigt manche Fehler eines solchen Erstlingswerkes und beglückt trotzdem durch seine dichterischen Qualitäten als ein Versprechen auf eine mögliche starke Zukunft. Vorerst schaltet Doderer mit Menschenschicksalen und dem sie verkettenden Zufall noch ungewöhnlich freigebig, ohne die letzte Rücksicht auf äußere und innere Wahrscheinlichkeit. Hier wird durch eine seltsame, an beste romantische Tradition gemahnende, mystische Verbindung eines lebenden Menschen mit einem Bilde auf einer dichterischen Ebene ein Kriminalfall abgehandelt. Ein gut gearteter Sohn einer großbürgerlichen Familie heiratet die Tochter eines wohlhabenden Hauses, deren Schwester, die unter unaufgeklärten Umständen auf einer Eisenbahnfahrt ihren Tod fand, im Bilde ihn bezaubert. Er nimmt die Suche nach dem Mörder auf, um letztlich erfahren zu müssen, daß durch einen dummen Jugendstreich er selber der Verursacher ihres Todes ist. In dem Roman ist viel ererbte Kultur und ein starkes dichterisches Können. Man wird mit Aufmerksamkeit das nächste Werk Heimitos von Doderer erwarten. — Ein Buch, das einer ganzen Generation und einem ganzen Stande einen ernsten Spiegel vorhält, ist der Roman von Gustav Hillard „Spiel mit der Wirklichkeit" (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt, RM 5,80). Denn hier wird über die Zeit und den Stand, den deutschen Offizier des Vorkrieges, in einem abgegrenzten Bezirk Allgemeingültiegs ausgesagt. Nur wer diese Zeit selber als bewußter Mensch durchlebt hat, wird den tiefen Ernst voll empfinden, der hinter diesem Romane steht. Nicht nur für seinen Helden, sondern auch für eine ganze Reihe von uns war das Leben vor dem Kriege ein Spiel, ein oft in Krampf und Verzerrung gemachter Versuch, endlich mit der Wirklichkeit Auge in Auge konfrontiert zu werden. Bis endlich diese Konfrontierung kam, in der Form des einfachen Befehls im Kriege: Kompanie X. tritt dann und dann zum Sturm auf das und das Dorf an. Probleme sind hier umrissen, wenn auch nicht erschöpft, die das Schicksal einer Generation und einer Gesellschaftsschicht vor dem Kriege bestimmt haben. Vielleicht wäre die Wirkung des Buches noch größer und die Zustimmung derer, die er angeht, noch stärker, wenn nicht einzelne Partien, so in der Schilderung der Berührung der Welt des Offiziers mit der Welt der Berliner Gesellschaft, etwas sehr nah an die Atmosphäre des Schlüsselromans gerückt wären. — Eine starke Novelle ist Albrecht Schaeffers „Kaniswall" (Potsdam, Rütten & Loening. RM 2,40). Ein aus der Kutte geschlüpfter Student der Theologie geht in den Jahren von Preußens Niedergang mit seiner jungen Frau auf eine Insel im Seddinsee und baut der geliebten Frau und sich eine eigene Umwelt auf, in die dann eines Tages ein junger französischer Offizier einbricht, dessen Nähe die junge Frau in entschuldigter Verantwortungslosigkeit stärker duldet, als das Gesetz ihres Mannes es ertragen kann. In einem wilden Zweikampf tötet der Deutsche den Franzosen und verliert dadurch, durch das Bewußtsein ungesühnter Schuld, zunächst die Frau, bis er in einem von Arbeit erfüllten Leben, sie durch die Gnade des Muttertums, jeder sich selbst und dadurch beide einander wiederfinden. — In flott geschriebener Form gibt der neue Roman von Felizitas von Reznicek „Ein Zug fährt ab" (Berlin, Deutscher Verlag. RM 1,—) ein Stück gesellschaftlichen Lebens und persönlichen Schicksals. Sie weiß von den Zufällen, die oft Schicksale verflechten und bestimmen, und drängt in den Zeitraum von drei Wochen die Entscheidung dreier Menschenlose zusammen. Man mag sagen von sogenannter Unterhaltungslektüre, was man will: wer es versteht, in eine durch Form und Spannung packende Erzählung das Gran von Nachdenklichkeit hineinzumischen, das auch im Schicksal des banalsten Menschen enthalten ist, hat Anspruch auf Anerkennung und auch auf Dank.

Rudolf Löw läßt seinem Schweizer Roman, der in Basel spielt, „Häuser über dem Rhein" und dessen ersten Band das Schicksal des Dieter Basilius Deifel behandelte, nun den zweiten Band folgen „Marie Louise Burckhardt" (Zürich, Amalthea-Verlag. RM 7,–). Der erste Band hat in der Schweiz erhebliches Aufsehen erregt, weil man in ihm eine Art Schlüsselroman sehen wollte. Es ist wahrscheinlich, daß auch der zweite Band ähnliche Gefühle erregt. War der Dieter Basilius Deifel ein aus jedem bürgerlichen Rahmen herausfallendes Genie, so ist Marie Louise Burckhardt ein Kind des stolzen, wohl oft engen und sehr selbstbewußten reichen Basler Bürgertums. Auch über ihr liegt der Bann ihrer schönen Vaterstadt, von der sie sich äußerlich wie auch von ihrer inneren Atmosphäre nicht lösen kann. Der Roman spielt zur Zeit des Weltkrieges. Allen Erschütterungen, die durch ihn durch die Welt und auch die Schweiz gingen, versagt sich Marie Louise, die nur ihr eignes Leben leben will. Ihre Schicksale in Liebe und Ehe, die sie durch schwere Enttäuschungen endlich zu einem versöhnenden Tode führen, stellt Rudolf Löw mit großer darstellerischer Kraft hin.

Rudolf Pechel.

Nachlese 1938

Die ungeheure Wandlung Mitteldeutschlands unter dem Einbruch der Industrie in den letzten drei Jahrzehnten, die vor den unerbittlichen Forderungen der Lebenssicherung eines Volkes wie vor ihrem Ergebnis, die denaturierte Natur eines ganzes Landstrichs – und Umwandlung einer Landschaft bedeutet ja immer Verwandlung ihrer Menschen – fast schreckenmachende Veränderung zeigt Siegfried Berger im Roman „Schlote wachsen im Land" (Merseburg, Friedrich Stollberg) auf. Über Vorkrieg, Krieg und Nachkrieg verfolgt der Erzähler die Wege einer Bauernfamilie und ihrer Glieder, die, durch die Kohle entheimatet, in die Stadt zog und hier vom Rentnerdasein bis zur völligen Proletarisierung verfiel, bis der Sohn nach den Kämpfen ums Leuna-Werk in sich schon die nahende neue Ordnung erfährt. Berger begnügt sich jedoch nicht nur mit der höchst eindringlichen Nachzeichnung dessen, was war und geworden ist; sein Buch lebt vor allem aus einem Gefühl des Dankes für seine „entschönte", aber in einem weiten Sinne fruchtbare Heimat, wie man die Kampfspuren im Antlitz eines Menschen mit größerer Liebe anblickt, denn die schöne, unzuverlässige Glätte. – Den erregenden, oft wie ein Märchen anmutenden Lebensroman Karl Godullas, des Wegbereiters und wohl eigentlichen Schöpfers der oberschlesischen Industrie und damit zugleich den Roman der Industrialisierung Oberschlesiens selber schrieb Hans Nowak mit seinem starken, wirkliches Leben spannend verdichtenden Buch „Zink wird Gold" (Breslau, Wilh. Gottl. Korn). Es war ein weiter Weg, den Karl Godulla vom Forstburschen zum vielfachen Millionär machte; ein Weg durch Arbeit, Kämpfe, Niederlagen, durch Gemeinheit und Bitternis und durch wachsende Vereinsamung bis zum drohenden Ende in Menschenverachtung und völliger Erstarrung – bis der gewaltige Mann vorm Ende, und hier erfüllt sich ein Märchen, wunderbarer noch als sein erkämpfter Aufstieg, der nur in seinen Ergebnissen märchenhaft erscheint – sein gesamtes Vermögen einem armen Bergmannskinde überläßt. Die Erbin, Johanna Gryzik, heiratet danach in die reichsgräfliche Familie Schaffgotsch.

E. K. Wiechmann.

Romane

Egon von Kapherr hat seinen Roman „Die Heideleute von Babenhusen" (Berlin, Brunnen-Verlag, RM 4,80) nicht mehr gedruckt gesehen. Nach einem reichen Jäger- und Wanderleben starb er noch nicht sechzigjährig auf seinem Gut in Pommern. Der hinterlassene Roman ist ein Werk des besinnlichen, abgeklärten Humors, des fröhlichen Zornes auf zweibeiniges Gelichter und einer so handfesten, alles umständliche Gerede vermeidenden Form, daß er auf den wenigen großgedruckten Seiten eine bunte Vielfalt von Tier- und Menschenschicksalen in sich schließen kann. – Alexander Lernet-Holenia hat mit seiner Erzählung „Mona Lisa" (Wien, Höger. 94 S.) eine Novelle um das berühmte Gemälde Lionardos geschrieben. Ein junger französischer Edelmann namens Bougainville, der mit der Armee des Marschalls La Trémouille im Jahre 1502 nach Italien gekommen ist, sieht zufällig in der Werkstatt des Lionardo in Florenz das Bild der Mona Lisa, verliebt sich in die damals schon verstorbene Frau und ist empört über

die Zumutung, seine Leidenschaft könnte einer Toten gelten. Er bricht des Nachts das Grabmal der schönen Dame auf und findet es leer. Die Versicherung des Gatten, das Grab in der Kirche sei ein Kenotaph und die Verstorbene wegen Pestverdacht an einem anderen Ort beigesetzt, fruchtet nichts. Bougainville wird hierdurch nur in seinem Wahn bestärkt, man halte die Dame in schmachvoller Gefangenschaft. Der tolle Mensch erregt einen Aufruhr in Florenz und muß schließlich das Schafott besteigen. Diese phantastische Begebenheit ist in einer klaren, knappen Sprache erzählt. – Ludwig Schuster, der schon früher mit Kinderliedern hervorgetreten ist, brachte als sein zweites Buch eine Sammlung von vierzehn Kurzgeschichten unter dem Titel „Der Legendenmaler" (München, Kösel & Pustet. RM 3,80) heraus. Schlichte Frömmigkeit und Herzensgüte sprechen aus diesen kleinen mit barocker Buntheit geformten Erzählungen. – Als eine wesentlich anders geartete Schöpfung stellt sich der Roman „Das östliche Fenster" von Artur Müller (ebendort, 219 S.) dar. Er führt in die Sowjethölle zu deutschkatholischen Siedlern, die der rote Schrecken um des Glaubens willen bedrängt. Der Priester stirbt unter Foltern, und die Gemeinde ist hilflos. Da ergeht an den Bauer Johannes Georg der Ruf. Nach verzweifeltem Sträuben nimmt er die Last auf sich und tröstet die verängstigten Brüder. Zwischen ihm und Marussja, der Tochter des roten Ortskommandanten, eines früheren zaristischen Offiziers, entspinnt sich eine mystische Seelenfreundschaft, die der Adjutant, Pjotr Gogol, ein Ausbund an Scheußlichkeit, der Marussja heiraten will, zu zerstören sucht. Eine Magd, die schon lange den jungen Bauer mit ihren Werbungen verfolgt hat, zeigt ihn, da sie sich endgültig verschmäht sieht, dem Kommandanten als Schänder seiner Tochter an. Beim Verhör will Gogol, ehe das Lügengewebe zerreißt (denn er selbst hat Marussja entehrt), Johannes Georg erschlagen, doch Marussja springt dazwischen und empfängt den Todesstreich. Der Kommandant schießt Gogol über den Haufen, die Magd erhängt sich. Johannes Georg aber begräbt die tote Marussja in seinem Acker, auf dem sich die beiden zum erstenmal gesehen und gesprochen haben. Diese grausige Geschichte ist in einer ekstatisch geballten Sprache erzählt, die sich bewußt vom Alltäglichen fernhält und nach dichterisch monumentaler Wirkung ringt. Aber der Vorstoß ins Lapidare glückt nicht. Das Resultat ist bei allem ehrlichen und reinen Wollen doch nur quälender Expressionismus. – Das Buch „Philipp zwischen gestern und morgen" von Philipp Gottfried Maler (ebendort, RM 4,80) hat, was den beiden erstgenannten fehlt: Leben und Wirklichkeit. Es ist eine Ich-Erzählung, ein Entwicklungsroman, der offenbar als Ganzes oder doch zum Teil Biographie ist. Er berichtet von dem Knaben Philipp, von seinen Streichen, von der ein wenig dumpfen, sorgenvollen Atmosphäre des Elternhauses, von Krieg und Zusammenbruch. Philipp ist kein Engel und kein Held, er kann nicht einmal den Krieg an der Front mitmachen, sondern wird als untauglich aus der Garnison und zum Studium entlassen. Schmerzvoll kommt ihm die Fragwürdigkeit der scheinbar so festgegründeten bürgerlichen Welt, der er selber entstammt, zum Bewußt-

sein. Endlich findet er die Gefährtin und beginnt mit ihr das Sucher- und Wanderleben, von dem die Einleitungsworte des Romans sprechen. Die Ehrlichkeit der Darstellung überzeugt, und die Dinge, die, nur geahnt, hinter den Ereignissen stehen, und ihnen Sinn und Rhythmus geben, machen das Buch schätzenswert.

Auch ein Entwicklungsroman (doch in der dritten Person erzählt) ist Walter Seidls „Der Berg der Liebenden" (M.-Ostrau, J. Kittls Nachf. 381 S.). Der Verfasser besitzt den langen epischen Atem. Es ist die Geschichte eines jungen Sudetendeutschen. Der Vater, österreichischer Abgeordneter, fällt im Kriege, und der Sohn kommt auf die Kadettenanstalt, deren Leiter (Italiener von Geblüt) dem Toten gram ist und den Knaben mit seinem Haß verfolgt. Der Zusammenbruch der Doppelmonarchie nimmt dem jungen Menschen die Heimat und verschlägt ihn nach Grenoble, wo er zu studieren beginnt. Dort verliebt er sich in die Frau eines französischen Freundes, und der Freund, ein Gelehrter und ehemaliger Priester, teilt ohne weiteres brüderlich mit ihm. Das wird ohne jede Frivolität und mit großer Kunst geschildert, aber man glaubt nicht daran. Schließlich kommt es doch zum Zerwürfnis, der junge Deutsche kehrt nach Prag zurück und endet bei einer nächtlichen Schlägerei, als er ein Kind vor seinem betrunkenen Vater schützen will. — Der Baltenroman „In den hellen Nächten" von Herta Schweinfurth-Bertels (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. RM 5,—) erzählt die wechselnden Schicksale einer deutschen Gutsbesitzerfamilie in Frieden, Krieg, Revolution und unter lettischer Herrschaft. Der Mann ist ein boshafter Kerl, der die sanfte Frau, welche eine geheimnisvolle Untat begangen hat, mit Überlegung peinigt. Die Kinder sind tüchtig und gerade und stehen zur Mutter, bis der altgewordene Folterknecht seine Macht verliert. Am stärksten wirkt die Episode von den zwei Fischerbrüdern Oschlapp, die sich wegen einer Frau ingrimmig hassen und, da sie endlich als welke Greise zusammentreffen, nicht mehr die Kraft zur Rache aufbringen. — Ein Kriegsroman in Tagebuchform ist „Der Weckruf" von Emmy Peyer (Breslau, Bergstadt-Verlag. RM 5,50). Helene König, eine deutsche Medizinstudentin, Tochter eines berühmten Chirurgen, heiratet den englischen Arzt Vernon Crossfield. Sie lassen sich in Portugal nieder, wo der junge Ehemann eine Praxis begründet. Der ausbrechende Krieg ruft sie nach England. Vernon ist Marinearzt der Reserve und muß an Bord eines Schlachtkreuzers, während die Frau auf seinen Wunsch als Pflegerin ins Lazarett geht. Das Schiff wird torpediert, die ganze Besatzung ist verloren, aber die junge Witwe hat nicht einmal Zeit, sich dem Schmerz hinzugeben. Die Lazarettarbeit und der Schrecken des Luftbombardements von London halten sie in ständiger Spannung. Endlich bekommt sie die Erlaubnis, deutsche verwundete Gefangene zu betreuen, und findet unter diesen den Jugendgespielen, der im Krieg erblindet ist. Sie bringt ihn nach der Schweiz, wo er durch eine Operation die Sehkraft wieder erhält, und der Roman schließt mit dem Ausblick auf die Möglichkeit eines neuen Lebensbundes. — Hans Nickols Roman „Das neue Leben oder die Artamanen" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. RM 4,80) ist ein gutes, tüchtiges und sauberes Buch voller Werkfreudigkeit und aufrechter Haltung und schildert mit Ernst und Humor das Bündnis jener jungen Leute, die, aus den verschiedensten Klassen und Berufen stammend, sich in schwerer Nachkriegszeit zusammentaten, um als Landarbeiter am Wiederaufbau Deutschlands mitzuschaffen.

Erich Kramer.

Jugendschriften

Einen interessanten Versuch hat der Verlag Rütten & Loening, Potsdam, der erste Verleger von Heinrich Hoffmanns unsterblichem „Struwwelpeter" gemacht. Seine neue Leitung läßt Hoffmanns Kinderbuch, das bekanntlich aus den Versen und Zeichnungen entstand, die der Frankfurter Arzt für seine eigenen Kinder schuf, nun von Fritz Kredel nachschaffen, um nach dem Plan des Verlages den Gültigkeitsanspruch des Buches auch für Gegenwart und Zukunft sicherzustellen. Kredel änderte dort, wo er ändern zu müssen meinte, manches blieb bestehen. Verlag und der Künstler, der die Bilder nach der Urfassung neu zeichnete und in Holz schnitt, haben sich anerkennenswerte Mühe gegeben, hier eins der unsterblichen Kinderbücher zu „retten". Nun wird seine Majestät das Kind entscheiden müssen, ob es dem alten oder dem neuen Struwwelpeter den Vorzug gibt (Halb-

Kur - Erholung - Ferienfreuden





Dr. Lahmanns Sanatorium
„Weißer Hirsch" seit 1888
in Bad Weißer Hirsch-Dresden.

Die klinisch geleitete vorbildliche physikalisch-diätetische Heilanstalt für innere und Nerven-Krankheiten.

7 Fachärzte / Alle neuzeitlichen diagnostischen und therapeutischen Einrichtungen / Auffrischungskuren.

(Im Kurort: Golfplatz, Tennisplätze, Schwimmbad.)
Man verlange Werbeschrift U

Die in der „Deutschen Rundschau" inserierenden Kuranstalten und Bäder senden unseren Lesern auf Wunsch gern ihre Drucksachen mit ausführlichen Aufschlüssen zu.



See - Sonne - Strand, Heilkräfte der Nordsee „Reisewinke" durch Landesfremdenverkehrsverband Ostfriesland, Emden.



Der „Drang zur Höhe" ist im letzten Jahrzehnt bei Urlaubsreisen besonders mächtig geworden. Das ist sicher keine bloße Modelaune. Aber wozu die Frage: Höhe oder Tal, wenn sich die Vorzüge der Höhe mit den Annehmlichkeiten eines Aufenthaltes im Tal bequem verbinden lassen? Warum das einseitige Entweder-Oder statt des vielseitigen Sowohl-als-Auch? Baden-Baden bietet beides: nur dreißig Minuten, und man steht, 700 m hoch, auf dem Merkur, und binnen kurzem gelangt man mit dem Postauto über die Höhen-Kurhäuser auf die 1100 m hohe Hornisgrinde. Klimastufung auf engstem Raum: darauf kommt es an! Und die bietet

das Weltbad BADEN-BADEN

Heilbad im Schwarzwald



Thermen gegen Rheuma, Gicht und Katarrhe
Spielbank: Roulette, Bakkara, Klondyke

Bäder- und Kurverwaltung Baden-Baden. Anstalt des öffentlichen Rechts

leinen RM 1,50; unzerreißbar RM 3,50; bibliophile Ausgabe in Halbpergament RM 6,50). – Ein Kinderbuch von Hans Fallada? Da stutzt man erst, denn im allgemeinen sind ja seine Bücher wirklich keine Jugendlektüre, aber wie der Struwwelpeter-Hoffmann ist Fallada zu seinen „Geschichten aus der Murkelei" gekommen, weil er seinen eigenen Kindern, zu Nutz und Kurzweil und um sie zum Essen zu bringen, Geschichten erzählte, an denen sich nun mit Recht auch andere Kinder freuen sollen. Er erlebte bei seinen Kindern, was jeder Vater und Mutter erleben: den Tadel der Kleinen, wenn man einmal eine Geschichte anders als früher erzählt. Jetzt liegen sie in einer endgültigen Fassung gedruckt vor, und Melitta Patz malte schöne bunte Bilder dazu, die die Billigung der Kinder fanden (Berlin, Rowohlt. RM 4,80).

Verschiedenes

Gründliche Kenntnis und feines Gefühl darf man dem Buche „Europäische Künstlerbriefe", die alle Bekenntnisse zum Geist sind, zuerkennen, die Gustav R. Hocke eingeleitet und herausgegeben hat (Leipzig, Karl Rauch Verlag). Die Sammlung beginnt mit Philipp Otto Runge und Briefen deutscher Künstler u. a. von Georg Büchner, Hebbel, Feuerbach, Stifter, Grillparzer, Richard Wagner, Nietzsche, Hans von Marées, Franz Marc, von den Franzosen Delacroix und Flaubert, es folgen eine ganze Reihe von Briefen der französischen Impressionisten, von van Gogh, Paul Claudel. Aus der angelsächsischen Welt kommen zu Wort John Keats, Shelley, Ruskin, Thomas Hardy, Joseph Conrad, D. H. Lawrence, aus anderen Ländern Ibsen, Tolstoi, Tschaikowsky, Carducci, Verdi, Busoni und Pirandello, von den Spaniern Juan Valera und Miguel de Unamuno. Es ist ein schönes und kraftvolles Zeugnis, wie diese großen Künstler ihr dem Geistverpflichtetsein rückhaltlos bekennen. – In einem geschmackvollen Bändchen in hübscher Ausstattung hat Veit Bürkle Liebesgeschichten und Liebesgedichte der Zeit zusammengestellt unter dem Titel „Stimme des Herzens" (Leipzig, Breitkopf & Härtel, RM 3,50). Es ist ein eigenartiger Eindruck, den man von diesen gesammelten Stimmen erhält, bei denen neben dem Herausgeber u. a. Friedrich Bethge, Hans Franck, Herybert Menzel, Paul Alverdes, Friedrich Bischoff, Hermann Claudius, Otto Brües, Josef Magnus Wehner, Ines Widmann, Heinrich Zillich das Wort nehmen. Man darf diesen Versuch, aus den Stimmen gegenwärtiger Dichter einen Chor zu machen, der über das ewige menschliche Thema der Liebe Variationen bringt, als durchaus geglückt bezeichnen. Das Buch ist ein geschmackvoller Geschenkband. Rudolf Pechel.

Kamerun

Während Kamerun bisher in der Kolonialliteratur, wie früher auch, stiefmütterlich wegkam, macht es neuerdings mit Recht mehr von sich reden. Das Buch von Kemner, „Kamerun" (Berlin, Freiheitsverlag) behandelt in ansprechender Form, veranschaulicht durch hundert dazwischengestreute Bilder den Wert des ehemaligen Kamerungebiets nach der Verwaltungs-, wirtschaftlichen und politischen Seite – Fragen, die für den ehemaligen wie auch für den zukünftigen Kolonialdeutschen von Interesse sind. Der Verfasser unterrichtet als Pflanzer und Kaufmann, der die wirtschaftlichen Verhältnisse Kameruns aus der Zeit vor dem Krieg und nach dem Krieg aus eigener praktischer Anschauung gut kennt, über die mannigfaltigen Erzeugnisse Kameruns und ihre Bedeutung für unsere heimische Wirtschaft. Mit Recht tritt er für planmäßige Pflege der landwirtschaftlichen Erzeugung durch Eingeborenenkulturen – neben europäischer Pflanzungswirtschaft – ein. Gleichzeitig behandelt er die Frage nach der Besiedlung des Kameruner Hochlandes durch Weiße im positiven Sinn. Bemerkenswert sind seine Angaben über die Tätigkeit der französischen und englischen Mandatsverwaltung, unter die das ehemalige deutsche Kamerun aufgeteilt ist. Neben der Abhandlung über die Kameruner Schutztruppe, die Kemner dem verdienten Kameruner Schutztruppenoffizier, Oberstleutnant Rammstedt, anvertraut hat, ist ganz besonders beachtenswert die Darstellung über Anfang und Entwicklung der ehemaligen deutschen Verwaltung Kameruns und über ihre Eingeborenenpolitik. Sie stammt aus der Feder des hervorragenden Kenners Westafrikas, des Gouverneurs Dr. Seitz, der an der Spitze sowohl Kameruns als auch Deutsch-Südwestafrikas sich für

BEILAGENHINWEIS

(Außer Verantwortung der Schriftleitung)

Dem vorliegenden Heft unserer Monatsschrift sind folgende Prospekte beigegeben, die wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen:

Junker u. Dünnhaupt, Verlag, Berlin-Steglitz, Schloßstraße 88, betr. „Die Gegenwartsdichtung der europäischen Völker".

Steiniger-Verlage, Berlin SW 68, Beuthstr. 6—8, betr. „Neue Bücher der Steiniger Verlage".

Koehler & Amelang Verlag, Leipzig C 1, Täubchenweg 19, betr. „Jugendbekenntnisse des Alten Kaisers".

die Entwicklung beider Schutzgebiete große Verdienste erworben hat. Aus dieser Darstellung erfahren wir, daß die ehemalige deutsche Kamerunverwaltung der Eingeborenenerziehung ihre besondere Fürsorge gewidmet und diese Erziehung der Vorstellungswelt und Lebensart der Eingeborenen angepaßt hat. Unter Vermeidung der Fehler der englischen und französischen Erziehungsmethoden verfolgte die deutsche Eingeborenenpolitik das Ziel, eine durch die tatsächlichen primitiven Verhältnisse Kameruns gegebene Stellung der Eingeborenen im sozialen und politischen Leben der Kolonie zu entwickeln — Bestrebungen, die heute besonders einleuchten. Das Buch „Kamerun, neuzeitliche Verwaltungsprobleme einer tropischen Kolonie" von Reinhold Schober (Berlin, E. S. Mittler & Sohn) behandelt das Kolonialproblem Kameruns und damit des tropischen Westafrika wissenschaftlich nach der politischen, verwaltungsmäßigen, wirtschaftlichen und kulturellen Seite. Der Verfasser schildert die unter deutscher Herrschaft betriebene, die unter dem Mandatssystem herrschende und die unter etwaiger zukünftiger deutscher Verwaltung vorzusehende koloniale Tätigkeit. In eingehender, sachverständiger Weise bespricht er die wirtschaftliche Erschließung sowie die Produktions- und Handelsmöglichkeiten Kameruns mit Beziehung auf unsere heutige wirtschaftliche Lage. In ausführlicher Weise befaßt er sich mit der Eingeborenenerziehung und -politik, als dem Grundelement einer erfolgreichen kolonialen Betätigung gerade in Westafrika, wobei die Unterschiede der englischen, französischen und deutschen Methode in der Eingeborenenerziehung zum Nachteil der beiden ersten Methoden besonders herausgestellt werden. Der Verfasser verbindet in der Behandlung des Stoffs anerkennenswerte Gründlichkeit mit Weitblick sowie gute Orts- und Sachkenntnis mit bemerkenswertem Einfühlungsvermögen in die besonders geartete Verhältnisse Westafrikas. Daher kann das Buch jedem Kenner Kameruns wie jedem, der erst dort tätig werden will, aufs wärmste empfohlen werden.

Hermann Röhm.

Zur Psychologie

Unter dem Titel „Aufbaukräfte der Seele. Grundriß einer dynamischen Psychologie und Pathopsychologie" ist jetzt — man kann wohl sagen — das Hauptwerk oder zum mindesten das vornehmlichst systematische Werk des bedeutenden amerikanischen Psychologen William McDougall in deutscher Sprache erschienen (Leipzig, Georg Thieme. RM 7,80). Die Übersetzung dieses zur Zeit wohl empfehlenswertesten Lehrbuches der Psychologie ihrem neuesten Weltstande nach geht auf einen Wunsch des Verfassers und darüber hinaus auf die dankenswerte Initiative des Bonner Philosophen und Psychologen Erich Rothacker zurück. Sie ist in mustergültig verantwortungsvoller Weise von Friedebert Becker und Hans Bender besorgt worden. Das Werk — u. a. auch ein glanzvoller Beweis für den hervorragenden Stand der zeitgenössischen amerikanischen Geisteswissenschaft im allgemeinen — hat sich die Beantwortung der zwei Grundfragen zur Aufgabe gestellt: „Was ist die angeborne Ausstattung des Menschen? — und — Wie entsteht hieraus durch Wachstum, Differenzierung und Integration jenes vielgestaltige Wunder der menschlichen Persönlichkeit?" Diese beiden Fragen mit ihrem schier uferlosen Programm werden ausgehend von den einfacheren Formen des seelischen Lebens einschließlich aller Probleme von Leib — Seele, Instinkt, Intellekt, Lust, Gefühl, Emotion, bis zu den letzten der Psychologie noch zuständigen Fragen nach Charakter und Persönlichkeit zur Darstellung gebracht. Diese trägt bewußt propädeutischen Charakter, da das Werk sich vornehmlich an Studierende wendet, die weniger mit gehäuftem Wissen belastet als mit Problemstellungen befruchtet werden sollen, auf daß sie — nach des Verfassers Worten — eine Ahnung von unserer Unwissenheit, aber auch von der Größe der vor uns liegenden Aufgaben bekommen. Über diesen allgemeineren Wert als Lehrbuch hinaus unterrichtet das Werk zugleich über die spezielleren Forschungsergebnisse seines Verfassers, die im wesentlichen auf dem Gebiete einer Theorie der Gesinnungen und des Charakters liegen, der nach McDougall „durch die hierarchische Zusammenfassung der Gesinnungen in einem einzigen integrierten System gebildet wird". Wir können naturgemäß hier für dieses mit Problemen und Tatsachen gehalten gespickte Werk nur mit einem Interessentenhinweis danken, der sich wie gesagt in der Hauptsache an Studierende der Psycho-

logie und ihrer Randwissenschaften von der Medizin, Pathologie, Biologie bis zur Philosophie richtet. Joachim Günther.

Allerlei

Generalfeldmarschall von Mackensens Leben und Werk hat eine Reihe von biographischen, geschichtlichen, strategischen oder militärischen Darstellungen gefunden. Entweder wird ein Lebensbericht gegeben oder man begnügt sich mit dem Umriß und der Wiedergabe einer Episode. So berichtet Otto Flechsig (Oldenburg, Gerh. Stalling. RM 4,80) in seinem Buch „Ein General rettet seine Armee" über den Durchbruch Mackensens zur Heimat. Flechsig rührt eins der charakterlich und soldatisch vorbildlichsten Themen an, indem er von der großen Treue des damaligen Heerführers in Südost zu seinen Soldaten erzählt, und wie Flechsig das Geschehen zeichnet, welches Mackensen tatsächlich erst als letzten Mann dieser Armee wieder in die Heimat zurückkehren läßt, nachdem er längere Zeit hindurch persönlich gekränkt, verschleppt und widerrechtlich seiner Freiheit beraubt worden war, das ist überzeugend. Flechsig berichtet sachlich — nach Originaldokumenten — die Geschehnisse und verbrämt nichts durch romantische oder pathetische Zutaten. Es ist ein aufrechtes Buch, wie es der Persönlichkeit des Generalfeldmarschalls von Mackensen gebührt. Ein Buch, das ein fast vergessenes Schicksal in die lebendige Erinnerung zurückruft, das verdient, nicht vergessen zu werden.

Ulrich Sander, der pommersche Dichter, erzählt neue norddeutsche Geschichten in seinem Buch „Bauern, Fischer und Soldaten" (Berlin, Propyläen-Verlag. RM 4,80). Sander hat einen frischen und lebenbejahenden Ton. Seine Menschen sind hart und zart in einem. Härte um des Lebenskampfes willen, Zartheit nach innen und eigentlich für Dritte schwer zu erkennen. Mehr fürs eigene Erleben. Von solchen Menschen berichtet Sander in einer großen Fülle. Seine Geschichten muten oft wie Umrisse für größere Planungen an und bieten insgesamt ein schönes Abbild von dem Leben an der Küste, von den Menschen, die der Krieg traf und die sich danach wieder zurechtfinden müssen. Ein Buch, das in seiner Fülle von echtem Erleben immer wieder zum Lesen anreizen wird.

Schließlich sei noch an den Roman des ersten Zusammenstoßes von Christentum und Germanentum erinnert, den Franz Spunda geschrieben hat, „Wulfila" (Wien, Zsolnay). Mit reicher Sachkenntnis hat Spunda hier in die Frühzeit der Geschichte gegriffen und ein lebendiges Bild des weltgeschichtlichen Zusammenstoßes entwickelt. Ein historisches Begebnis, das in seiner Art — völlig anders z. B. als Bluncks frühgeschichtliche Werke — von dramatischer Kraft ist und sicherlich auf sein Publikum nicht die Wirkung verfehlen wird. Heinz Grothe.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Kurt Wagenführ, Berlin — Annalise Schmidt, Berlin — Dr. Rolf G. Haebler, Karlsruhe — Dr. Walter Wehe, Berlin — Gerhart Pohl, Wolfshau über Krummhübel — Otto Heuschele, Waiblingen — Joachim Günther, Hohenneudorf/Berlin — Prof. Dr. Kurt Wiedenfeld, Berlin — E. K. Wiechmann, Bernau — Erich Kramer, Voigtshof/Ostpreußen — Geh. Regierungsrat Hermann Röhm, Stuttgart — Heinz Grothe, Berlin

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 22 1856 • Verlag und Anzeigenannahme: Philipp Reclam jun. Leipzig, Inselstr. 22/24 • Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Maaß, Leipzig • DA. I. Vj. 1939: 3737 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 6 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Paläftina) um 25%.

KURT WIEDENFELD

Suezkanal und Panamakanal – ein weltwirtschaftlicher Vergleich

Im Mittelmeer der Alten Welt der Anspruch Italiens, auf die wichtige West-Ost-Straße Gibraltar-Aden in allen ihren Teilen einen maßgeblichen Einfluß zu erreichen – im Mittelmeer der Neuen Welt die großen Flottenmanöver der Vereinigten Staaten, die dem Süden ebenso wie Europa und Ostasien die einseitige Beherrschung der dort durchlaufenden Ost-West-Straße deutlich machen –, das sind Vorgänge, die einmal wieder die Kernstücke jener Seewege, den Suez- und den Panamakanal, gleichzeitig in das Blickfeld der gesamten Welt hineingerückt haben und auch Deutschland unmittelbar angehen. Im Vordergrund des Interesses stehen gewiß stark betont die allgemein-politischen Fragen, die sich an die freie oder behinderte Benutzbarkeit der beiden Kunststraßen anknüpfen: die Verbindung mit den Kolonialgebieten des Ostens und mit den wichtigen Rohstoffquellen Südamerikas kann für Europa gestört werden, dem beherrschenden Staat dagegen fällt je eine politische Vorzugsstellung zu, sobald nicht zu gleichen Bedingungen für alle Seefahrtnationen der Durchgang geöffnet ist. Schon dies bringt jedoch die wirtschaftliche Seite des Kanalverkehrs zu eigenartigem Schwergewicht. Sogar zwischen Mutterland und Kolonialreich, vollends zwischen selbständigen Staaten pflegt nun einmal die politische Verbindung durch Kapitalverklammerungen gestützt oder gar getragen zu werden. Und dies bedeutet in der Wirklichkeit nichts anderes, als daß vom geldgebenden Lande her Produktionsmittel dauernder Art (wie Eisenbahnen, Hafenanlagen, Fabrikeinrichtungen und dergleichen mehr) in das empfangende Gebiet ohne sofortige Bezahlung eingeführt, und daß nun vom empfangenden Lande an jenes in langen Jahrzehnten die Zins- und Gewinnbeträge in Gestalt von Landeserzeugnissen entrichtet werden. Daneben tritt dann der ganz freie Verkehr, der Güteraustausch Zug um Zug, der erst recht in seinen Richtungen entscheidend von den Transportverhältnissen, namentlich den Transportkosten abhängt und so für Friedenszeiten die Bedeutung jener Kanäle erst in das richtige Licht rückt.

Beiden Kanälen ist als wirtschaftlich wichtige Leistung gemeinsam nicht nur die gewaltige Kürzung der Entfernungen, die sie für die bedeutsamsten Erdgebiete herbeigeführt haben, sondern zugleich auch die wesentlich größere Sicherheit und Berechenbarkeit der durch sie hindurchgelenkten Transporte. Sogar für den Seeverkehr, der in seiner Frachtengestaltung gegenüber ziemlich großen Unterschieden der Weglänge nicht gerade empfindlich ist, besagt es doch etwas Besonderes, wenn zwischen der Verkehrsecke Nordwesteuropas (Hamburg-London-Antwerpen) und Indien nur wenig mehr als die Hälfte des Naturweges, zwischen den westlichen Mittelmeerhäfen (Marseille-Genua) und Indien sogar nur ein reichliches Drittel dank dem Suezkanal übrigbleibt, und wenn der Panamakanal für San Franzisko

von Hamburg her nur noch etwa drei Fünftel und von New York her gar nur wenig mehr als ein Drittel rechnen läßt. Der Zeitgewinn bedeutet außerdem geringeren Zinsverlust auf die Kapitalien, die in den unterwegs befindlichen Gütern angelegt sind, und ein geringeres Risiko der Preisbewegung. Nicht zuletzt schlägt sich in den Versicherungsprämien nieder, daß die sturmreichen und deshalb besonders gefürchteten Wege um Afrikas und Südamerikas Südspitzen hier vermieden werden. Was alles zugleich über den privatwirtschaftlichen Nutzen hinaus sehr gewichtige Vorteile allgemein-wirtschaftlicher Natur darstellt; bedeutet es doch erhebliche Ersparnisse am Arbeits- und Sachaufwand, Beschleunigung des Güterumlaufs und vor allem Vermeidung von Menschen- und Gütervernichtung.

Allerdings muß in Gegenrechnung ebenso volkswirtschaftlich wie privatwirtschaftlich der Aufwand gestellt werden, der in die Herstellung der beiden Kanäle an Arbeitsleistungen und Materialien geflossen ist und auch jetzt noch in die Unterhaltung regelmäßig hineingesteckt werden muß; in den Durchfahrungsgebühren findet er wenigstens teilweise seine Wirkung. Er ist leider ziffernmäßig nicht irgend brauchbar anzugeben, da weder beim Suez- noch beim Panamakanal die Bilanzposten die wirklichen Anlagekosten widerspiegeln; dort nicht, weil der Bau zum größten Teil von ägyptischen Fellachen in Fronarbeit hergestellt ist, und hier nicht, weil der Nordamerikanische Bund sich für ein Butterbrot nach zweimaligem Zusammenbruch der französischen Gesellschaft in den Besitz der schon geleisteten Arbeiten und auch der Erfahrungen gesetzt hat. Die Gebühren aber, die so schwer die Schiffahrt belasten, gehen beim Suezkanal sicher in erheblichem Maße über die Kostendeckung hinaus, wie an den sehr hohen Dividenden der ihn betreibenden Aktiengesellschaft französischen Rechts abzulesen ist. Beim Panamakanal läßt sich eine solche Rechnung überhaupt nicht aufstellen, da er hauptsächlich als politisches Instrument schließlich erbaut worden ist und der ihn benutzende Privatverkehr daher nur ein „Nebenprodukt" darstellt. Auf 40—50000 RM wird man beim Suezkanal die Belastung annehmen dürfen, die sich aus je einer Durchfahrt für einen Personen-Güter-Dampfer durchschnittlicher Größe (6000 Bruttoregistertonnen) ergibt; für einen vollbesetzten Postdampfer können aus dem Zusammenrechnen der Raum- und Personengebühren wohl 70—80000 RM herausspringen.

Trotz der enormen und auch heute noch ungebührlich hohen Befahrungsabgaben, die in den ersten Jahrzehnten noch beträchtlich höher waren, hat aber gerade der Suezkanal sich als ein Verkehrs- und Wirtschaftserwecker allerersten Ranges erwiesen. Für den Personenverkehr hat er allerdings nicht in so hohem Grade, wie ihm zumeist zugeschrieben wird, als etwas Neues gewirkt; denn lange schon vor seiner Eröffnung (Ende 1869) hatten die englischen Dampfergesellschaften P. & O. (Peninsular and Oriental Steam Navigation Co.) und B. J. (British Indian St. N. Co.) zwischen London und Alexandrien die eine, zwischen Suez und Bombay-Kalkutta die andere ihre regelmäßigen Fahrten aufeinander

abgestimmt, und auch für die Zwischenstrecke Alexandrien—Suez einen entsprechenden Karawanendienst eingerichtet. Der Güterverkehr jedoch hat alsbald ein völlig neues Gepräge bekommen. Vor allem hat der Staat Großbritannien, der sich mit allen Mitteln politischen Einflusses und finanzieller Intrige gegen die Errichtung des Kanals eingesetzt hatte, nach dessen Eröffnung rasch die Folgerungen aus dem Neuen gezogen: er hat, noch ehe er die Finanzklemme des Khediven benutzen und diesem in raschem Zuge ein Aktienpaket von fast der Hälfte des gesamten Aktienkapitals abkaufen konnte (1875), für Indien im Jahre 1873 ein weit ausgreifendes Eisenbahnbauprogramm aufgestellt und mit Hilfe staatlicher Zuschüsse, staatlicher Zins- und Dividendengarantien auch zur Durchführung gebracht. Britische Ingenieure, die nun auch den Personenverkehr des Kanals stark anschwellen ließen, haben jene Bahnen gebaut, und fast ausschließlich aus Großbritannien sind die Schienen und alles sonstige Oberbaumaterial, die Lokomotiven und die Wagen geliefert worden — eine Auslandsanlage britischen Kapitals, für die alljährlich als Zinsen- und Gewinnanteile in stark zunehmendem Umfang indische Baumwolle, indischer Weizen, indische Jute nach England und Schottland hineingeflossen sind. Mit einem Ruck ist auf diese Weise Indien, dessen Erzeugnisse vordem in Europa sehr ausgeprägt den Charakter von Luxuswaren getragen hatten, zum Lieferanten von Massenstoffen geworden. Das Getreide Indiens z. B. hat noch in den siebziger Jahren (neben den Massensendungen Nordamerikas) jene schwere Agrarkrisis eingeleitet, unter der ein rundes Menschenalter hindurch die europäischen, nicht zuletzt die deutschen Landwirte so schwer gelitten haben. Indien wurde mehr und mehr in seinem Innern erschlossen und nun erst ein mittragendes Glied der neu sich bildenden und den Umsatz der Massenstoffe betonenden Weltwirtschaft. Nunmehr konnte der Indische Ozean weit nach Osten hinaus, der bis zum Ende des 18. Jahrhunderts für Europa viel wichtiger als der Atlantik gewesen war, wenigstens neben diesem wiederum zu bedeutsamer Stellung emporwachsen.

Durch den Suezkanal sind auch die Postdampferlinien geleitet worden, die zuerst von England aus wenigstens bis Hongkong und in den achtziger Jahren — unter deutscher Führung — bis hinauf nach Schanghai und Jokohama wie auch von Singapore aus nach Sidney neu errichtet worden sind. In den neunziger Jahren hat sogar Sansibar (im Zusammenhang mit dem Vertrag von 1890, durch den sich Deutschland zwar der politischen Beeinflussung des Inselreiches begeben, trotz dessen jedoch dank der Errichtung einer staatlich subventionierten Postdampferlinie noch bis zum Weltkriege die wirtschaftliche Vorrangstellung in ganz Ostafrika festgehalten hat) zum erstenmal eine regelmäßige Verbindung direkt mit Europa, und zwar mit Hamburg, durch den Suezkanal hindurch erhalten und mit ihm die ganze Reihe der ostafrikanischen Küstenplätze, die vordem lediglich über Sansibar—Bombay im uralt-überlieferten Seglerverkehr der wechselnden Monsune ihren Anschluß an Europalinien hatten finden können. Überall im Osten hat erst hierdurch auf den Festlandgebieten der Eisenbahnbau ein stärkeres Tempo erhalten, ist wenigstens strichweise das Inland von Hinterindien und Ostasien, von Australien und Ostafrika für den Massenverkehr der

Neuzeit aufgeschlossen worden. Wo der Schienenweg eindringt, geht aber die altprimitive Naturalwirtschaft mit ihrem nur gelegentlichen und luxushaften Güteraustausch notwendig zu Ende, wird kein Gut nur deshalb noch besonders hoch geschätzt, weil es „von weit her" kommt.

So weit und so tief hat der Panamakanal nicht zu wirken vermocht. Schon deshalb nicht, weil er erst im Jahre 1915, während des Weltkrieges, hat eröffnet werden können; zu einer Zeit also, in der die von ihm aus zu bedienenden Küsten des Großen Ozeans schon längst ihre Anschlüsse an den großen Seeverkehr vom Kap Horn her gefunden hatten, in Nordamerika zudem schon gleichsam von hinten her durch die Überlandbahnen in umgekehrter Reihenfolge zur Entfaltung gebracht waren. Dasselbe Jahr, 1869, an dessen Ausgang für die Alte Welt der Suezkanal eröffnet worden ist, hat im Sommer die Fertigstellung der ersten Pazifikbahn zwischen Mississippi und San Franzisko erlebt, und von den achtziger Jahren an sind weitere Bahnen in diesem riesigen Westen der Union wie auch in Kanada in solchem Ausmaß erbaut worden, daß um 1900 bereits von einem Eisenbahnnetz sich sprechen läßt.

Über den Bereich der östlichen Pazifikküsten aber vermag der Panamakanal nicht wesentlich hinauszugreifen. Vor und hinter ihm liegen nun einmal nicht so dicht gedrängt wie vor und hinter dem Suezkanal die stärkstbevölkerten Gebiete der Erde. Der Große Ozean ist trotz seiner Inselgruppen doch nur eine Wasserwüste, und die Wegkürzung, die für New York gegenüber Hamburg und London nach Schanghai und Jokohama gilt, kann sich nicht recht auswirken, weil es an den Zwischenfrachten fehlt, die erst eine einigermaßen häufige Folge von Linienfahrten rentabel machen. Schon Hongkong ist sogar von New York her auf kürzerem Wege durch den Suezkanal zu erreichen. Und was der Panamakanal selber kürzer ist (60 : 160 Kilometer), das wird durch die sechs Schleusen mit ihrem Zeitverbrauch und ihrer Schiffsgefährdung reichlich ausgeglichen. Im Gegensatz zum Suezkanal ist daher der Panamakanal als ein spezifisch amerikanischer Weg zu bezeichnen.

In dieser Bedeutung darf er nun aber auch nicht unterschätzt werden. Stärker als der Vergleich der alten und der neuen Strecken fällt im amerikanischen Bereich für New York die Wegkürzung ins Gewicht, die sich ihm gegenüber Europa in der Richtung auf die amerikanischen Westküsten ergibt. Hier stehen sich für Valparaiso etwa nicht mehr 8000 und 9000, sondern nur 4600 und fast 8000 Seemeilen und für San Franzisko gar anstatt 13600 und 14400 nur 5300 und 8500 Seemeilen gegenüber. Werden gar durch die jetzt ausgeführte Regulierung des Mississippi und seines wichtigsten Nebenstromes, des Ohio, die Baumwoll- und Kohlenreviere des nordamerikanischen Südens und namentlich die Industriebezirke von Pittsburg und Chikago in eine billigere Verbindung mit New Orleans und dadurch dieses mehr in den Vordergrund gebracht, so rücken die Arbeitszentren Nordamerikas so nahe an die Rohstoffquellen der Westküsten und an deren Konsumkraft heran, daß davon eine Rückwirkung auch für den Verkehr mit den

großen Staaten des südamerikanischen Ostens und Nordens zu erwarten ist. Das liegt dann alles dicht vor dem wichtig gewordenen Südtor der Vereinigten Staaten und bringt diesen einen Frachten- und Zeitvorsprung, der dem alten Europa den Wettbewerb im Ein- und Verkauf erheblich erschweren muß.

Auch New York aber wird den Wettbewerb der Mississippimündung und folgeweis auch anderer Südhäfen in der ganzen Mitte der Vereinigten Staaten zu spüren bekommen. Und dies bedeutet, daß auch der Panamakanal den Seeverkehr verstärkt in jene Entwicklungslinie hineinbiegen wird, die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts für Europa schon gilt, deren wichtigster Träger jedoch im Ganzen der Alten Welt der Suezkanal gewesen ist. Erst durch die Schaffung des neuen Indienweges hat der Güteraustausch zwischen Europa und dem Osten die Berechenbarkeit und Massenhaftigkeit neuzeitlichen Gepräges in so hohem Grade erreicht, daß das Monopol der Überseeverbindungen, das in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das englische Hafenpaar London-Liverpool an sich gebracht hatte, über den Atlantik hinaus vom europäischen Festland her hat zerbrochen werden können. Erst seit den siebziger Jahren beginnen Hamburg und Bremen, Amsterdam und Rotterdam, Antwerpen und Le Hâvre, Marseille und Genua sich mit selbständigen Schiffahrtslinien in allen Richtungen der Windrose auszustatten. Ebenso sind in Übersee seitdem die Umladungsmonopole verschwunden, die noch aus alten Zeiten ein Bombay und Kalkutta, ein Hongkong und Sidney, ein Sansibar und Kapstadt sich für weite Küstenbereiche und deren Hinterland erhalten hatten. Und wenn in Nord- und Südamerika schon damals ein solches Abbröckeln alter Zentralstellungen wenigstens an den Ostküsten eingetreten ist, zu voller Wucht wird doch die Bewegung hier erst dank dem Panamakanal gelangen. Die neuen Wege, kürzer und sicherer wie sie sind, bringen mehr Menschen aus den höher entwickelten Wirtschaftsgebieten in die noch zu erschließenden Länder hinein und machen rasch die genaue Kenntnis von Land und Leuten zum Gemeingut, dem das frühere Wissensmonopol der „königlichen Kaufleute" nicht standhält. Den Menschen folgen die hochwertigen, gegen Zeitverlust und Sturmgefahr besonders empfindlichen Dauer-Produktionsmittel, und wenn dann in umgekehrter Richtung die Massenrohstoffe und Massennahrungsmittel großenteils die alten, gebührenfreien Naturstraßen den beiden Kanälen vorziehen, so sind es doch hauptsächlich diese, die erst solche Sendungen über die Küsten der einzelnen Ozeane hinaus möglich gemacht und in Bewegung gesetzt haben. Über sie werden schließlich — als letztes Glied der Ursachenkette — die fertigen Konsumwaren geleitet, zu deren Kauf die neuerschlossenen Erdgebiete durch das Wirken jener Produktionsmittel und die darin liegende Steigerung aller Arbeitsergebnisse, unmittelbar durch die Ausfuhr dieser Ergebnisse befähigt werden.

So ist es wohl begründet, wenn auf die Freiheit des Kanalverkehrs von allen Völkern so großes Gewicht gelegt wird. Man empfindet es in England als eines der schwersten Opfer für den Burenkrieg, daß damals (1900) den Vereinigten Staaten von Amerika vertraglich das Recht eingeräumt werden mußte, den

Panamakanal als ein rein nordamerikanisches Staatswerk zu errichten, und daß auch keinerlei Garantie für ein stetig gleichmäßiges Offenhalten der neuen Straße gegeben erscheint; ein Unbehagen, das in Südamerika naturgemäß durchaus geteilt wird und durch die großen Flottenmanöver dieses Winters noch gesteigert worden ist. Beim Suezkanal wiederum stellt England sein Interesse an der politischen Beherrschung so stark in den Vordergrund, daß von jeher die englische Regierung dem Drängen der eigenen Schiffahrtskreise widersteht und trotz ihres großen, jetzt die Hälfte überschreitenden Aktienbesitzes im Verwaltungsrat den Franzosen eine starke Mehrheit (19 gegen nur 10 Engländer, 2 Ägypter und 1 Holländer) überläßt; was zugleich eine Betonung des Dividendenhungers der französischen Aktionäre und ein Hochhalten der Befahrungsgebühren bedeutet. Um so mehr liegt es im Allgemeininteresse, daß Italien als unmittelbarer Anrainer der Westoststraße den Anspruch, in entsprechender Weise an der Verwaltung des Suezkanals beteiligt zu werden, mit besonderem Nachdruck erheben kann und demgemäß wohl durchsetzen wird. Nicht zuletzt Deutschland, das bei der Aufbringung der Studiengelder und des ursprünglichen Anlagekapitals dieses Kanals von Leipzig und Köln her mitgewirkt hat und bis 1915 im Verwaltungsrat durch ein Mitglied vertreten war, hat dank seinem starken Verkehrsanteil alle Ursache, der Verwaltungs- und Tarifgebarung der Kanalgesellschaft vollste Aufmerksamkeit zuzuwenden.

In wirtschaftlicher Sicht besteht kein Zweifel, daß der Grundsatz von der Freiheit der Meere auch für die Durchgangsstraßen gelten muß, die ausschließlich als Verbindungsstrecken zwischen freien Meeren entstanden und bedeutsam sind.

Altdeutsches Schattenspiel

Das altdeutsche Leben stand im Zeichen kosmisch gebundener Freiheit. Zur Zeit des Tacitus lebten unsere Vorfahren in kleinen Volksstaaten. Hinter ihrem befriedeten Gefüge stand, den Menschen halb unbewußt, als Vorbild die Welt der Gestirne, wo Götter ihre gesetzlichen Bahnen ziehen. In den Stürmen der Völkerwanderung versank der Volksstaat. Losgelöst aus den Ordnungen der Heimat entfalteten die Deutschen auf römischem Boden Züge barbarischer Wildheit. Knechte des fränkischen Großkönigs stiegen zu fürstlichem Rang auf. Die Welt war aus den Fugen. Und doch ruhte ein Abglanz alten Gestirnglaubens auf der Gestalt des Königs. Das allgemeine Verlangen nach einem Ordner auf Erden lieh seinem Wort bannende Gewalt. Aus dem Frieden des Volkes wurde der Friede des Königs.

Im Geiste Karls des Großen verband sich dieser Gestirnglaube mit den Gedanken Augustins vom Gottesstaat. Der König und Kaiser war nicht nur ein Mehrer der Macht; er war ein Führer zu Klarheit und Reinheit. Er nahm seine Krone von Gottes Tisch, er war geweiht. Geistliche halfen ihm, das Reich verwalten, das Volk erziehen. Der Reichsbau der Romanik zur Zeit der Ottonen und Salier ist die höchste staatsschöpferische Leistung der Deutschen in der Vergangenheit. Gleich den Domen der Zeit steht er fest, massig auf der Erde und ist doch von geheimer Bewegtheit erfüllt. Leibliches und Seelisches, Staatliches und Weltliches standen miteinander im Gleichgewicht. Keine der Schalen überwog. Priester trugen dem Heer die Fahne voran, Könige saßen der Synode vor. Der jeweilige Regent war nur die wechselnde Inkarnation der überpersönlichen Reichsidee. Otto der Große war wie Karl kein bloßer Eroberer, sondern der Mehrer des Gottesreiches. Anders zu denken, wäre Sünde gewesen. Indem sein Enkel Otto III. sich einen Diener der Apostel nannte, stellte er den Kaiser dem Papst gleich. Dem Heiligen zu dienen, verleiht Sterblichen den höchsten Rang. Etwas Mönchisches liegt in Heinrich II., der als Heiliger zu Bamberg ruht, und in Heinrich III., der die Spielleute vom Hofe vertrieb und seinen Feinden vergab. Mit dem Gebot der Nächstenliebe wurde Ernst gemacht. Indem das Reich durch den Mund seines Hauptes auf die Gewalt verzichtete, war es jedes welthaft-sündigen Charakters entkleidet.

Der Laienadel mußte einen Kaiser, der so sprach, verachten. Die Ahnherrn dieses Standes der Lehnsträger waren in den Kämpfen der Völkerwanderung und des Frankenreiches emporgekommen. Der König – vom Kaiser haben sie nie viel wissen wollen – war ihr Gefolgsherr, ihr Brotgeber, aber nicht mehr. Die hieratischen Ansprüche der Monarchie fanden hier ihre Grenze. Die Adelsgeschichte des Abendlandes ist bestimmt durch das *eine* Anfangserlebnis: der König ist nicht vom Himmel gekommen, sondern *wir* haben ihn gemacht. Seine Kampfgenossen sahen in ihm mehr den Kameraden als den Herrn. Was sie mit ihm verband, war ein privates Rechtsgeschäft, ein Vertrag, den sie auflösen konnten, wenn der König auf sie keine Rücksicht nahm. *Sie* wollten vor allem Freiheit und Reichtum ihrer Sippen mehren. Ihr Blick war ins Abgesonderte, Regionale gewandt. Sie strebten fort von der Norm eines sakralen Kaisers. Deutschland sollte keine „maßgebende" Mitte haben.

Sie gelangten zum Ziel mit Hilfe Roms. Der aszetische Radikalismus Gregors VII. sah im Reich trotz alledem *nur* den weltlichen Staat und damit das Produkt der Machtgier, der Sünde. Allein der Priester war berufen, zwischen Gott und Menschen zu vermitteln. Die Schlüssel des Himmels und der Erde waren *ihm* gegeben. Auch diese Revolution hat triumphiert, indem sie niedere Instinkte zu Hilfe rief. Dem Allzumenschlichen wurde ein Spielraum gewährt, wie es ihn vordem kaum besessen hatte. Indem der Papst Heinrich IV. bannte, stempelte er den Sonnenkönig, der keine Sünde beging, zu einem unreinen Wesen. Sofort erhoben die räuberischen Geister des Adels ihr Haupt. Nun war der König zu dem geworden, für den sie ihn immer gehalten hatten; ein Mensch wie andere mehr, ein Bandenchef, den man wechseln konnte, dessen Befugnis an den Privilegien der Lehensträger seine

Schranke fand. Rom und die Deutschen im Verein haben den Reichsgedanken zerstört. Von 1077 bis 1918 war Deutschland eine Republik der Fürsten.

Unter den Hohenstaufen ist der Reichsgedanke noch einmal aufgelebt. Jetzt war neben dem Papst für einen Priesterkaiser kein Raum. Dafür drang unter Friedrich Barbarossa die Überzeugung durch, daß das weltliche Reich seine eigene Würde besitze, daß die Menschen sich gleich den Gestirnen nach Gesetzen des „Maßes", wie sie der Kaiser verkörpert, zu bewegen hätten. In Friedrich II. erschien die Gestalt des vergöttlichten Cäsars zum letztenmal, weil die Deutschen im Bunde mit Rom wiederum dem Aufschwung der Reichsidee ein Ende setzten. Die Könige, die danach kamen, wären mehr volkhaft als sakral. Wir sehen Rudolf, wie er zu Erfurt Bier ausruft und die Bürger über sein Schwäbisch lachen, wir sehen Wenzel zu Rense beim roten Aßmannshäuser und Friedrich III., wie er auf der Burg zu Nürnberg den Schulkindern Lebkuchen und ihren Lehrern Gulden spendet, die der städtische Rat sich hernach von ihnen wiedergeben läßt. Obwohl sie Kaiser und Könige genug hatten, haben die kleinen Leute nicht aufgehört, von der Wiederkehr Friedrichs II. zu träumen, weil nur er ein wahrer Kaiser war.

In diesen Zeiten, vom Hinscheiden Friedrichs (1250) bis zu Luther († 1546), hat sich das Bürgertum entfaltet. Die Bürger haben Gemeinwesen aufgerichtet, in denen der staufische Reichsgedanke von der Würde irdischer Ordnung nachklingt. Von den Bürgern haben die Fürsten diesen Gedanken einer letztlich in den Gestirnen gegründeten Staatlichkeit übernommen, die auf diesen Wegen bis zu uns gelangt ist. Denn unser Reich wurde aus den Fürstentümern und Freien Städten zusammengefügt.

Der Mensch, der im Rahmen der altbürgerlichen Kultur erwuchs, ist von so hohen Vorbildern nicht mit geprägt worden. Hinter den Gestalten leuchtet es nicht wie Goldgrund. Dafür kommen sie uns menschlich näher. Das Volk entfaltet sich jetzt erst in aller Breite, mit derben und zarten Zügen. Aber kein Ideal stand über seinem Leben. Der Stil der Zeit war weniger gestaltend als dekorativ. Art und Unart des Volkes in seiner regionalen Ausprägung wurde zum letzten Maßstab. Der „Kult der eigenen Art", der nationalen, sozialen und individuellen Persönlichkeit kam auf. Der Mystiker lauschte auf die Stimme des Inneren, der Philosoph zerstörte die Feste des objektiven Geistes. Mit dem Reichtum ihrer gesellschaftlichen Bildungen, mit der Buntheit und traulichen Enge ihres Lebens haben diese Zeiten besonders der Romantik gefallen und wirken durch deren Vermittlung auf uns, die wir darüber das hohe Mittelalter oft vergaßen. Wir sahen im 19. und 20. Jahrhundert in diese altbürgerliche Periode wie in einen Spiegel, der uns unser eigenes Wesen in Verkleidung zurückstrahlte. Lassen wir den Maskenzug dieser altdeutschen Wirklichkeit noch einmal an uns vorübergleiten.

*

Die Zusammenstellung des Folgenden beruht außer auf zahlreichen Sonderschriften, die nicht aufgezählt werden können (genannt seien Potthoff, „Kulturgeschichte des deutschen Handwerks" und Feldhaus, „Kulturgeschichte der Technik"), vor allem auf dem reichen Material, das Georg Steinhausen in seiner „Geschichte der deutschen Kultur" auf jeder Seite bietet, ferner auf den von Johannes Bühler in seiner „Deutschen Vergangenheit" veröffentlichten Quellen und Erörterungen, auf den lehrreichen „Deutschen Städtebildern" Alberts von Hofmann, den schön gestalteten und fein empfundenen „Lebensbildern deutscher Städte" der Ricarda Huch, auf Fritz Rörigs wegweisenden Studien und endlich auf Gustav Freytags „Bildern aus der deutschen Vergangenheit", die in ihrer seltenen Vereinigung von eindringender Forschung mit lebendiger Schilderung heute noch als Muster kulturgeschichtlicher Darstellung gelten können.

I.

Kaum einer weiß, daß das deutsche Bürgertum lange vor uns schon eine Zeit der Blüte erlebt hat. Im 14., 15. und 16. Jahrhundert war vieles ähnlich wie unter Bismarck. Handel und Gewerbe stiegen auf. Die Deutschen besaßen Kriegsschiffe und Kolonien. Ihre Industrie exportierte, ihr Geldmarkt brachte Staatsanleihen unter, ihre Technik eroberte die Welt. Kapitalisten und Sozia-

listen, Konservative und Demokraten bekämpften einander. Die Bürger erhielten Sitz und Stimme im Reichstag. Vom Lande drängte das Volk in die Stadt. Der Kaiser kam nach Lübeck oder Nürnberg und sagte zum Magistrat: „Meine Herren!" Die gebildeten Bürger schwelgten im Historismus und empfanden national. Das Dasein wurde behaglich. Die Franzosen waren besiegt. Manches war besser und schöner als im 19. Jahrhundert, manches schlimmer und ärger. Statt des Bourgeois hatte man den Schwarzen Tod. In kurzen Abständen kehrten die Pestjahre wieder. Die Bevölkerung des Reiches ging um Millionen zurück. Gleichwohl hatten die Menschen um 1500 geradeso wie die um 1900 das Bewußtsein eines ungeheuren „Fortschritts der Kultur". Angesichts der „Errungenschaften" auf den Gebieten der Technik, des Wissens, der Künste, der Wohnung, Nahrung und Kleidung rief Luther aus, so etwas wie die letzten hundert Jahre in Deutschland sei seit Christi Geburt nicht dagewesen!

Nach einer Wirtschaftskrise und einem Weltkrieg (1618–48) in kleinliche Enge gebannt, von Rivalen überholt und von Fürsten bevormundet, ist die altbürgerliche Kultur erstarrt und verfallen. Aber die Eigenschaften ihrer guten Tage: Wagemut, Fleiß, Redlichkeit, Genossensinn, Erfinderblick und Freiheitsliebe blieben erhalten und kamen zu neuem Durchbruch, so daß sich im 19. Jahrhundert voll und nun in ähnlichen Formen wie einst auswirkte, was im Zeichen der Gotik begonnen war. Um das Bürgertum gerecht zu würdigen, muß man die Wirklichkeit seines etwa siebenhundertjährigen Lebens ins Auge fassen, ja auch die Fäden, die zur Antike hinüberleiten, nicht vergessen.

Gewiß, am Anfang unserer Geschichte steht keine „Ewige Stadt". Die Germanen, heißt es, liebten keine Mauern. Sie lebten in Höfen und Dörfern. Sie gingen dem Wild und dem Feind nach. Aber sie waren auch Bauern. Der Bauer sorgt für die Befestigung des Heimatbodens. Der Bauer hat auf unserer Erde die ersten Städte gegründet. Nämlich einfache Festungen aus Graben, Wall und Palisaden, sogenannte Ringwälle oder Bauernburgen. Kam der Feind ins Land, so flüchtete der Bauer dorthin Familie und Vieh. Hier stand wohl auch des Gottes Bild, hier herrschte Friede. Die Burg war das Rettende des Landes.

Weiter westlich, an Rhein und Donau, standen andere Städte. Hier haben die Römer Köln, Trier, Mainz, Speier, Worms, Straßburg, Basel, Regensburg, Augsburg gegründet. Hier blühten Handel, Gewerbe, geistiges Leben. Als die Germanen sie erobert hatten, ließen ihre Könige sich dort neben den Bischöfen nieder. In Worms und Köln stand eine Pfalz Karls des Großen. Sonst wohnte er zu Aachen, einem antiken Badeort. Seine Nachfolger bevorzugten Regensburg. Residenzlich sah es da überall nicht aus. Den urbanen Glanz der Römer hatten die Kriege vernichtet. Die Germanen räumten der Stadt kein Sonderrecht ein. Sie ging im Lande auf. Es gab wohl Städter, aber nicht Bürger. Rinder weideten auf dem Forum. Getreide gedieh innerhalb der Mauern. Nachts kamen die Wölfe herein. –

So viel haben die deutschen Könige und Kaiser von den Römern gelernt, daß man ein Reich nur aufbauen kann, wenn man es mit einer Reihe fester Plätze besetzt, an deren Mauern sich der Anprall der Feinde bricht und wo Handel und

Gewerbe erblühen. Die „Fliehburgen" östlich des Rheins kamen zu Ehren. Die früher nur zeitweilig bewohnten Zufluchtsstätten wurden dauernd besiedelt. Sie lagen günstig. An der Stelle einer Bauernburg gründete Karl der Große die Altstadt Hamburg. Heinrich I. verfügte, daß Herren und erwählte Krieger der sächsischen Gaue ständig in einem der Burgwälle Aufenthalt nehmen sollten.

Eine Stadt ist eine Burg! Wie Inseln heben sich die neuen Städte mit ihren Türmen aus dem grünen Meer des Waldes. Der König begnadet die Stadt mit seinem höheren Frieden, der auch ihre Bannmeile einschließt. Diese Burgen sind von jenen zu scheiden, die hernach Herren und Ritter zu privaten Zwecken erbauten, oft ohne dazu befugt zu sein. Die alte Burgstadt ist öffentlichen Rechtes und Geistes. Auf dem Platze vor der Burg errichtet der König das Zeichen seiner Herrlichkeit, ein Kreuz, eine Fahne, einen Schild oder Hut. Mitunter steht auch das Bild des Roland an seiner Statt. Hier darf nicht gerauft und geklaut werden. Hier packt der Händler in Ruhe seine Ballen und Fässer aus, hierhin bringen kunstreiche Meister ihre Waren, hier bietet der Landmann Vieh oder Korn aus. Denn hier gibt es Geld. In der Burg und um sie herum wohnt der Bischof oder der Graf, des Königs Vogt, mit seinen Mannen. Da fließen Abgaben, Strafgelder usw. zusammen, da treffen sich feine Leute, die gute Dinge schätzen. Neben dem Könige schirmt ein Heiliger den Markt. Über die Buden der Händler ragt der Turm von Sankt Marien. Volk strömt herzu, um die Messe zu hören. Auch auf sein leibliches Wohl ist es bedacht. Neben dem Dom hat ein Wirtshaus sich aufgetan. Hier erfahren die Händler die üblichen Preise. Fahrende Sänger berichten das Neueste. Gaukler erheitern. Das Ganze wird auch eine „Messe" genannt. Neben den ältesten Bürgern, den ritterlichen Burgmannen, lassen sich wegen der Möglichkeiten des Absatzes Kaufleute und Handwerker dauernd zu Füßen der schützenden Burg nieder. Aus Dom, Burg, Markt erwächst die Stadt mit ihren geistlichen, adeligen, händlerisch-gewerblichen Elementen. Noch heute geben uns Nürnberg, Salzburg, Tübingen, Marburg, Heidelberg die Anschauung einer von einer Burg gekrönten Stadt. Hamburg, Magdeburg, Naumburg deuten gleichfalls auf die Zusammenhänge zwischen Burg und Stadt.

Man rechnet, daß das Reich zur Zeit Ottos III. bereits zwei- bis dreihundert Märkte besaß. Unter den Staufern sind weitere vierhundert Städte gegründet worden. Das „Fieber" der Städtegründung ging von Westen nach Osten. Das ehedem slawische Gebiet jenseits der Elbe wurde bis über die Weichsel hinaus mit deutschen Plätzen besetzt. In der regelmäßigen Anlage der Straßen verrät mancher den nachwirkenden Einfluß römischer Heerlager. Die Worte „Markt, Platz, Straße" stammen aus dem Latein, während „Gasse" (vgl. dän. „gade") deutsch ist. Könige, Bischöfe, Fürsten gründeten Städte, um durch die Abgaben, die der Marktverkehr mit sich bringt, reich zu werden. Seitdem der große Otto Italien erobert, seitdem die Kreuzfahrt den Kaufleuten die Straße zum Orient eröffnet hat, ist Deutschland an den Weltverkehr angeschlossen. Es vermittelt den Austausch von Rohstoffen und Fertigwaren zwischen dem Osten und Westen, dem Norden und Süden Europas. Friedrich Barbarossa hat mit den Kommunen

Italiens gerungen, weil er ihren Handel zugunsten des Reichs besteuern wollte. Im Norden hat Heinrich der Löwe Lübeck und München erbaut, weil auch ihn der Durchgangsverkehr bereichern sollte. Unter Friedrich II. erstreckte sich die Handelsmacht des Reiches von Palermo und Venedig bis Lübeck, von Köln bis Reval.

Der Bürger ist seinem Ursprung nach kein Krämer. Die ältesten Bürger waren Hüter einer Burg. In den Gassen standen ihre turmartigen Häuser, wie man sie in Italien noch sieht, aber auch bei uns, z. B. in Regensburg, dessen Häuser Hans Sachs mit Bergschlössern vergleicht. Sie waren alte Kämpfer, Ahnherren der städtischen Freiheit, die sie dem königlichen oder bischöflichen Stadtherrn abgerungen oder stückweise abgehandelt hatten. Sie lebten als Grundbesitzer und Junker und bildeten den Patriziat der Stadt. Sie besetzten den Rat, der nun das Ganze leitete, aus ihren Reihen. Die Ratsherren taten so, als gehörte ihnen die Stadt. Doch war grundsätzlich ein Bürger dem anderen gleich. Kaufleute und Handwerker waren alles freie Leute. Während ringsum fast jeder Bauer einem Herrn hörig war, hatten die Städtegründer Menschen angelockt durch das Angebot: „Stadtluft macht frei!" Bauernsöhne verließen die Scholle und zogen in die Stadt. Keiner, wurde geklagt, will mehr hacken und reuten, jeder geht zu den Handwerksleuten. Mancher Bauer wurde seine Hufe nicht los, weil das Angebot an Land zu groß war.

Was wir heute „bürgerliche Hantierung" nennen, war in den Anfängen der Städte so wenig entscheidend, daß z. B. zu Lübeck Kaufleute im Rat nicht geduldet wurden. Aber bald verschmolzen die Kaufmannsfamilien mit den Adelsgeschlechtern. Der Aufenthalt in der Fremde gab auch dem Kaufmann etwas Herrenmäßiges. Dazu gebot er über die Macht des Geldes, womit man Himmel und Erde kaufte. Von den „Geschlechtern" ging mancher zur Handelschaft über. Unterhalb der Junker und Kaufherren des Rates, die teils mit Gewürznelken und Gewandschnitt beschäftigt waren, teils turnierten und tanzten, stand die nach den Zünften der Bäcker, Weber, Metzger, Schuster usw. gegliederte Handwerkerschaft. Auch das waren reputierliche Leute, durch Zusammenhalt gestärkt, selbstbewußt, ans Dreinschlagen gewöhnt. In mancher Stadt war das Zunfthaus der Knochenhauer, der Schuhhof, das Gewandhaus oder die Tuchhalle der stattlichste Bau. Zu Konstanz trat 1506 der Reichstag im Haus der „Tucher" zusammen, Handwerker gelangten da und dort in den Rat. Als Vertreter der Städte sprachen Riemermeister vor Kaiser und Reich. Das Volk machte Geschichte.

Unterhalb der Zünfte standen Taglöhner und die „verlorenen Kinder der Nation", fahrende Leute, Gaukler, Unehrliche, zu denen man außer Henkern und Bütteln auch Leineweber und Müller zählte, weil sie im Ruf der Mogelei standen. Dies bunt zusammengesetzte Proletariat des Mittelalters war nicht sehr bedeutend, aber es stand doch drohend hinter der bürgerlichen Gesellschaft und kam bei Unruhen aus seinen Winkeln ans Licht, schon damals mit der Absicht, alle Besitzenden totzuschlagen und selber „für immer reich" zu werden! Doch es ging in Lübeck und Nürnberg anders zu als in Athen. Die Weisheit unserer Ahnen

duldete keine Volksversammlung, wo der „Pöfel" sich um Verführer scharen konnte. Im Gegenteil, die Hanse stieß jede Gemeinde aus ihrem Verein, wo die Zünfte die Verfassung im demokratischen Sinne geändert hatten.

II.

Das Rathaus war jetzt neben oder statt der Burg und des Domes die Mitte der Gassen. Nicht selten war es von einem hohen Turm gekrönt, gleich als wollte es Kirche und Schloß verdrängen. Oder steile Giebel der Front strebten zum Himmel und sangen das Heldenlied der Bürger. Auf dem Markt trieben sich Müßiggänger umher. Sonst war die Stadt von Arbeit erfüllt. Frachtwagen ächzten zum Georgentor hinein, freudig begrüßt, denn die Landstraßen waren unsicher, und die Wagenlast brachte Geld unter die Leute. Auf den Gassen klapperten die Hämmer der Gewerke. Im Sommer ließ man die Fenster der Werkstatt auf oder saß böttchernd und spenglernd auf der Gasse, neben Hühnern und Schweinen, die da gleichfalls ihre Nahrung suchten. Dazu wurde gesungen und gepfiffen, immer die neuesten Schlager, die damals wie heute von Saison zu Saison wechselten. Der Stadtchronist teilt uns neben Welthistorie mit, was sie jeweils auf der Gasse sangen. Ein Lied, das durch alle Gassen „ging", war ein „Gassenhauer", denn „hauen" bedeutet „gehen". Für „weggehen" sagen wir noch heute „abhauen".

Auch die Namen der Straßen und Plätze kündeten von Handel und Gewerbe. Reichte ein Markt nicht aus, so wurde ein zweiter, der „Neumarkt", angelegt. Daneben gab es Märkte für besondere Gattungen von Waren, wie den Roß-, Rinder-, Gänse-, Fisch-, Heu-, Hopfen- und Naschmarkt. Genossen des Berufs wohnten beieinander, so gab und gibt es ganze Böttcher-, Weber-, Gerber-, Fischer-, Fleischhauergassen und den „Eisenkram". Jeder wußte, wo er zu kaufen hatte. Erst als die Städte Residenzen geworden waren, fingen in ihnen Beamte, Schreiber, Gelehrte, Soldaten, Hofleute an eine Rolle zu spielen. Aber sie galten ihres Berufs wegen nicht als Bürger, es sei denn, daß sie Grundbesitz in der Stadt erwarben. Wer über die Gasse ging, begegnete auf Schritt und Tritt Geistlichen in ihren braunen, schwarzen und weißen Gewändern. Spitäler, Klöster, Kirchen, Friedhöfe waren überall. Die Peters-, Johannis-, Annen-, Gertraudten-, Heiliggeist-, Brüder-, Barfüßer-, Papengasse trugen geistliches Gepräge. Nicht immer waren diese Mitbewohner geachtet. Der Bürger wußte, daß der Anspruch auf Ehrfurcht bei ihnen nicht selten mit Habgier, ja Unkeuschheit vereint war. Zwischen Pfaffen und Laien, sagt das Berliner Stadtbuch, ist selten Freundschaft. Zu Osnabrück hatte der Klerus einen Ratsherrn im Verdacht, er habe es auf die Vertilgung der gesamten Geistlichkeit abgesehen.

Aus den alten Gassennamen erhebt sich vor uns ein Bild der Stadt. Der Volksmund hat die Namen geprägt, anschaulich und wirklichkeitsnah. Manche halten sich auch an Lage und Gestalt wie die Hohe Straße zu Köln, wie Breite Straße, Breiter Weg, Bredgade, Broadway zu Berlin, Lübeck, Magdeburg, Kopenhagen, London, wie Langgasse, Krumme Straße und Düsterer Graben.

Nicht alle waren gepflastert. Wir finden die „Sandgasse" neben dem „Steinweg". Wie der Bischof von Neumarkt schreibt, konnte man bei Regenwetter auf den Gassen von Nürnberg nicht reiten. Jeden Augenblick, meint er, könne das Pferd im grundlosen Dreck ausgleiten, so daß der Reiter, auch wenn er von höchstem Rang ist, in den stinkenden Kot fällt. Wenn ihm das auch erspart bleibt, wird er doch über und über bespritzt, was zumal für einen Kirchenfürsten in seinen langen Gewändern peinlich ist. 1368 fing der Rat an, die Straßen zu pflastern. 1416 folgte Augsburg. Ein Bürger ging mit gutem Beispiel voran. Als er mit dem Pflaster vor seinem Hause fertig war, „gefiel es jedermann gut", und man begann weiterzupflastern, ein jeder vor seinem Hause, und es wurde „gar hübsch und zierlich". Längs der Häuser wurden schmale Gehsteige angelegt, wo der Geringere dem Vornehmeren ausweichen mußte. Wo es kein Pflaster gab, konnten Domherren sich mit schlechtem Wetter entschuldigen, wenn sie keine Lust hatten, durch den Schmutz der Gasse zum Konvent zu gehen. War gleichzeitig Sitzung des Rats angesagt, so sah man die Senatoren, wie sie in hölzernen Überschuhen zum Rathaus stapften.

Neben den Straßen, wo die Handwerker hausten, fehlte die „Herrengasse" ebensowenig wie der „Jungfernstieg" und der „Jüdenhof". Wo ein angesehenes Geschlecht seinen Hof hatte, hieß die Gasse nach ihm. Wer hinauswandern wollte, dem wiesen Grimmaische, Leipziger, Oster- und Westerstraße den Weg. Dreckwall, Faulgraben, Flohhagen, Katthagen, Stinkgang, Meßberg zeugen vom derben Humor des taufenden Volkes. Auch gab es ein „Himmelreich" neben einem „Jammertal". In die Literatur eingezogen ist die „Sperlingsgasse" zu Berlin durch Wilhelm Raabe.

Wir spüren die Atmosphäre des altbürgerlichen Daseins, dessen enges Beieinander etwas Schützendes und doch Erdrückendes hat. Diese Gassen sind keine belebten Verkehrswege, sie sind schmal, dem Gegenüber schaut man in die Fenster. Die Gasse ist ein Platz zum Arbeiten, Spielen und Schwatzen. Sie verläuft in malerischer Krümme, die immer neue kleine Welten dem Auge erschließt. Der Blick geht nicht unvermittelt ins Weite, er bleibt gern im Nächsten haften und läßt sich von ihm umhegen. Die Nachbarschaft des Quartiers ist eine erweiterte Häuslichkeit, und aus den Zellen der Nachbarschaften ist das Gemeinwesen zusammengesetzt. Innerhalb jedes Viertels kannte einer den anderen, während heute in der Großstadt die Mieter oft nicht einmal die Namen ihrer Hausgenossen wissen.

Manche Straßennamen erinnern auch an ländliches Wesen und Leben in der Stadt. Wir finden einen „Grünen Weg", eine „Aue" oder „Wisch", einen „Anger" oder „Brink". Mitunter heißt es „Unter den Weiden, den Linden". Im alten Berlin gab's ein „Scheunenviertel". Zu Frankfurt standen um 1400 innerhalb der Mauer über zweihundert Scheunen. Viele Bürger hatten ihren Acker vor dem Tor. Kornböden fehlten fast in keinem Haus. Um 1350 drosch man zu Augsburg am Markt. Wo der Platz reichte, hatte der Bürger am Haus sein Gärtchen, in der Stube hegte er Blumen in tönernen „Scherben". Reiche hatten draußen ihre größeren „Ziergärten", wo sie „Gartengesellschaften" gaben.

Fremde rühmten die prächtigen Gärten, von denen Erfurt, Augsburg u. a. wie von „Paradiesen" umrahmt waren. Vor der Stadt wurden auch Volksgärten oder „Bürgerwiesen" angelegt, wo man abends tanzte und Ball spielte. Ringsum drehten die Mühlen ihre Flügel. Von den Türmen der Stadt trug der Wind das Geläut der Glocken herüber.

Viele Bürger hielten Vieh. Auch Rinder wohnten an der Gasse. Gar viele Tiere sahen den Vorübergehenden an. Die Reichsstadt roch nach Schweinestall. Morgens zog der Hirt hornblasend durch die Gassen. Schafe blökten. Tauben flatterten über den Markt. Den Schweinen war in Ulm das Spazieren auf der Gasse nur zwischen zwölf und ein Uhr mittags erlaubt. Wenn der Kaiser kam, ließ der Rat den Mist von den Straßen schaffen, ebenso an den Vorabenden hoher Feste, damit die schön gekleideten Kirchgänger sich nicht ärgerten. Beliebter Weideplatz war der Stadtwald. Sein Wert wurde danach bemessen, wieviel Schweinen er Mast gab. Das Volk liebte die Eichen und Buchen, weil auf ihnen gutes Futter wuchs. Auch Kühe trieb man in den Wald, nur Schafe und Ziegen waren dort nicht geduldet, weil sie das Laub „verbissen".

Damals und bis weit ins vorige Jahrhundert hinein gehörte es sich für einen geachteten Bürger, daß er ein Haus besaß. Auch die Stadthäuser waren meist von Fachwerk, mit Stroh gedeckt, mit dem Giebel gekrönt, mit Sprüchen und Schnitzwerk geziert. Ein S t e i n haus war eine Rarität. Das Haus war mit den Schicksalen seiner Bewohner verbunden. Die Ahnen hatten darin gelebt. Brüder und Oheime waren dort aufgewachsen. Die Gesamtheit der Gesippen hieß „das Haus". Erst später kam hierfür das Lehnwort „Familie" auf. Das Haus trug als eine Persönlichkeit einen Namen und ein Zeichen. Es hieß „Zur Rose" oder „Zur Feuerkugel". Nach ihm erhielt der Bürger seinen Familien- oder „Hausnamen". Umgekehrt wurde auch das Haus nach dem Eigentümer genannt. Ein Mieter wohnte – so sagte man noch im 18. Jahrhundert – auf der Herrengasse im Merianschen Haus. Erst der gleichmachende Sinn der neuesten Zeit hat jedem Haus eine Nummer gegeben. In Frankfurt wurde die Zählung nach Nummern 1760, in Berlin 1798 eingeführt. Die Patrizier sträubten sich dagegen, weil nun jeder Unterschied zwischen „guten" und „schlechten" Häusern verschwand.

GEORG BAESECKE

Wolfram von Eschenbach im Odenwald

In einem weichen odenwäldischen Talkessel liegt zwischen der ragenden Abteikirche mit ihren weitläuftigen Klostergebäuden und dem Fürstlich Leiningenschen Residenzschlosse eingefriedet das liebliche Amorbach, blühend in aller Zier und neuerstandenen Kleinbürgerei fränkischer Städtchen. Wenn man von da zur Burg Wildenberg wandert, wo Wolfram von Eschenbach an seinem Parzival gedichtet habe, so merkt man von der Wildnis nichts mehr, die ihr den Namen gab. Man geht an den Obst- und Feldterrassen der grünen Hänge entlang, von droben schaut ein sanfter Halbwald herein, unten läuft die Straße an behaglichem Häuser- und Mühlenwerk vorbei, und nur wenn man die wegweisenden roten Farbstriche in seinen Träumen verloren hat, bemerkt man, wie sehr sie dem Wandrer jede eigne Wegbesinnung rauben und ein bißchen wieder zum irrenden Ritter machen, der ja dann doch immer ans Ziel kommt: drüben steht die Burg braunrot überm Tal und grüßt aus hohen Bäumen. Erst mit dem Burgberg selbst hebt ein Kraxeln an, steil und lang genug, daß der Besuch für Autofahrer „nicht lohnt", und man schmeckt die rechte Unzugänglichkeit der Feste, wenn man unter den scharfen Buckelquadern der Palasmauer emportaucht.

Meine Kenntnisse von dem Bauwerk waren äußerst mangelhaft, aber ich dachte es als Einheit und als einen der mächtigsten Reste staufischer Kunst um 1200 sehr wohl dem Kaiserpalast von Gelnhausen zu vergleichen. Aber unsre romantische Phantasie, der holde Urgrund unsrer Liebe zur deutschen Vorzeit, genährt durch die alte Dichtung und ihre Träume von Größe, ist hier wie immer gezwungen, vor dem Wirklichen zusammenzuschrumpfen und erst auf Grund seiner Maße neu und reiner zu erblühen.

Ich umschreite wie zur Sammlung das ganze Werk in dem nassen, hohen Grase des Grabens, trete gepreßt hinein und beginne, viele Einzelheiten zu sehen, zu bedenken, einzureimen in den Parzival, bis dann der Eintritt in den Saal, der Blick durch das vollendet schöne Maßwerk der Fenster in die hohen Bäume und den unendlichen Himmel jenes tiefe Aufatmen der Beglückung durch menschliche Größe und Herrlichkeit schenkt. Hier ist das Grundmaß, nach dem Wolfram die Gralsburg erbaute, auch wenn sie hundertfach größer wäre, statt des einen gewaltigen, immer noch unerschütterten Bergfrieds unzählige hätte. Aus jener Kapelle trat Repanse der Schoye mit ihrer Mädchenschar hervor, als sie den wundertätigen Stein vor den kranken König trug, der dort zusammengesunken an dem klotzig-ungeheuren Kamin saß, indes der fremde junge Ritter dem allem scheu und wortlos zusah. Nein, er war nicht nur ein Ritter: weißhäutig wie ein Mädchen war der Unbesiegliche, ein Strahlen ging von seiner Schönheit aus — und rauschend fällt dem Dichter die Phantasie in die Saiten, daß uns Pracht

und Glanz unter den hundert goldenen Kerzenkronen den Atem rauben möchten. Aber all das Wundersame wächst noch immer und in ihm der tiefe Sinn, indes es sich schwer in des Dichters Worte ergießt, und aus den weiten und wilden Wäldern ringsum erwächst gleichermaßen die Unauffindbarkeit einer Burg der heiligsten und schwersten Geheimnisse, die auf Erden niemals leibhaftig stand.

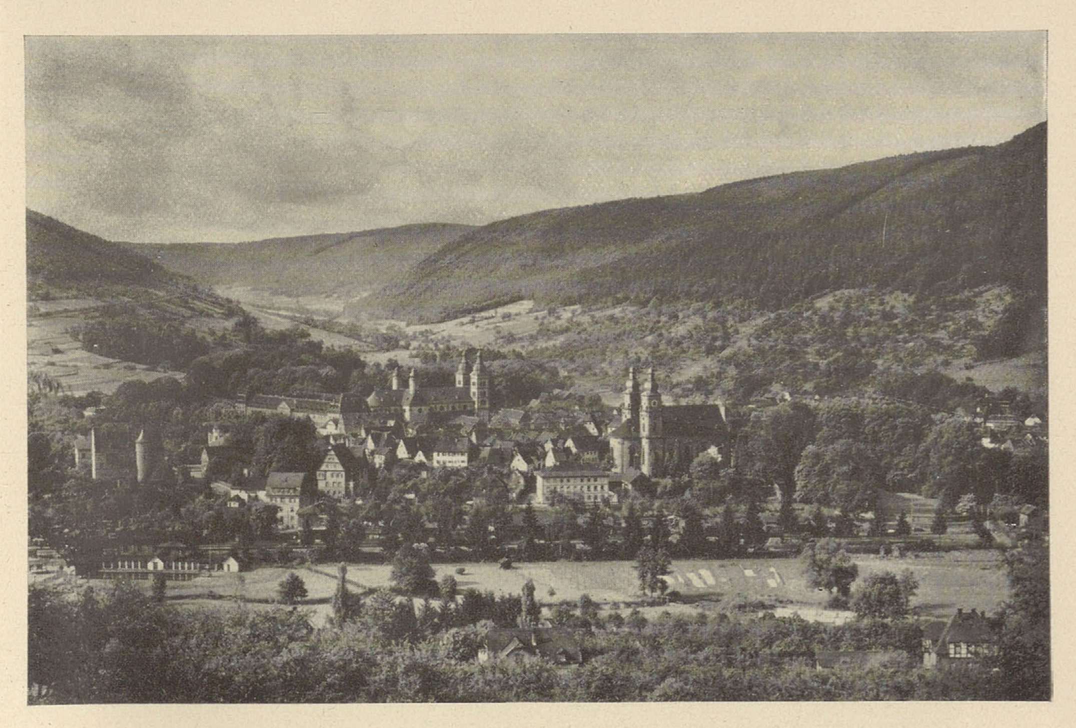
Als ich dann wieder in der „Post" zu Amorbach angekommen war, kaufte ich aus dem Schaukasten das Büchlein über Wildenberg mit der Baugeschichte von Walther Hotz, und ich bildete mir ein, ich hörte den heimischen Kenner selbst liebenswürdig erklären, als ich mich darein vertiefte. Ich erschrak dann, als ich vernahm, daß sie von Götz von Berlichingen und seinen Bauern zerstört sei. Aber ich erhielt bald einen schwereren Schlag: weder jene Palasfenster noch die Kapelle, von andrem zu schweigen, waren in der Burg von rund 1200 schon vorhanden. Sie entstanden erst unter der Herrschaft Konrads von Dürne, der Ruprecht, den Vollender der alten Burg und gewaltigen Gefolgsmann des Rotbarts, beerbte. Er begann gegen 1230 mit seinen schönen Zutaten; er war durch Heirat ein besonders reicher Mann geworden. Und so erhob sich die böse Frage: War jener Traum trügerisch? Oder hat Wolfram so spät gedichtet?

Nein, Wolframs Phantasie war desto größer, je kleiner das Wildenbergische Vorbild in all seiner Größe war. Und hier war wieder eine jener bitter-süßen Traumzerstörungen, die den gelehrten Mann verhaßt machen und ihn tiefer zu suchen zwingen.

Am andern Morgen gab es einen der gütigen Septembersonnenscheine, voll von den Entschwundenheiten, die sie für einsam wandernde Sechziger nun einmal haben. Denn die sehen nicht nur die Stoppelfelder dieses einen Jahres mit den munter frühstückenden Bauernfamilien darauf, sondern es verflicht sich der Reigen geliebter Toter in das, was man je erlebt, gewollt und erreicht oder verfehlt hat, und all das Freundliche daheim, das noch mit leben hilft.

Man pirscht sich durch schwierige Gäßchen hinaus ins Freie und durch die tauglänzende Kleingärtnerei und ergreift den Anfang einer Reihe von Kreuzwegstationen, die sich über die sanften Landwellen dahinziehen. Das ist ja nun nach seiner aristokratischen Zeichnung sicher keine Volkskunst, sondern irgendwie aus der großen Welt verschrieben, aber nun entnimmt jeder Vorüberwallende daraus, was er zu sehen vermag, und sachte fühlt man sich in das Ineinander von Hoch und Tief, von Licht und Finsternis und in all die Menschlichkeiten gezogen, mit denen die alte Kirche die grübelnden deutschen Herzen lockt.

Ein Heiliger Amor! Unter heiliger Liebe versteht sie sonst etwas andres, und wie hätte sich wohl der Dichter und Sünder Ovid, der von Kaiser Augustus wegen zu starker Verehrung des Amor und eines weiß Gott unanständigen Versunterrichts in seinen Künsten ans Schwarze Meer verbannt war, wie hätte sich dieser freudenbereite Ovid darüber freuen müssen, daß sein Gott, heilig geworden, als vergoldeter Knabe drüben in der protestantisch gewordenen Abteikirche um den spanischen Mönch Pirmin schweben darf, der sich mit Enthaltsamkeit statt mit Liebe befassen will und den Ort, freilich nur nach menschlichem Ermessen, kaum betreten hat, weil es ihn noch nicht gab. Nie hat eine gelehrt-verkehrte Namen-



Amorbach gegen das Wildenberger Tal. *Photo: Kunstanstalt Wilh. Gerling sen., Darmstadt*

deutung schönere Erfolge gehabt, als die von Amerbach zu Amorbach. Und nun hat St. Amor hier an der sanften Berglehne unter köstlichen alten Bäumen seine Quelle und sein Käpple, einstmals eine Klause, und die Kaiserin Maria Theresia gewann kraft seines Wassers im fernen Wien sechzehn Kinder — oder wieviel waren es? So erzählte man mir und meinte, sie sei damit Landesmutter geworden. Die unverbesserlichen Mythologen aber lassen hier eine Wolkengöttin mit dem fraulichen Doppelnamen Frigg-Holle hausen, die sonst niemand kennt oder gekannt hat, statt hier ein Weilchen stillzusitzen, dem Blätterlispeln und verlornen Rauschen oben, dem Spiel des Wassers zu Füßen zu lauschen, auf die weißen Wölkchen und mit ihnen über den Himmelsrand zu schauen, und in die Jahrhunderte zurück zu denken, in denen dieser Quell den armen Menschen immer derselbe frische Segen war und ihre Dankbarkeit wie eine gütige Frau anblickte. Vielleicht erscheint ihnen auch nur ein blondes Backfischchen. Jedenfalls aber ein weibliches Wesen. Denn wir schaffen uns die Götter, nicht die Götter uns. Es stünde sonst schlecht um dies selige Plätzchen.

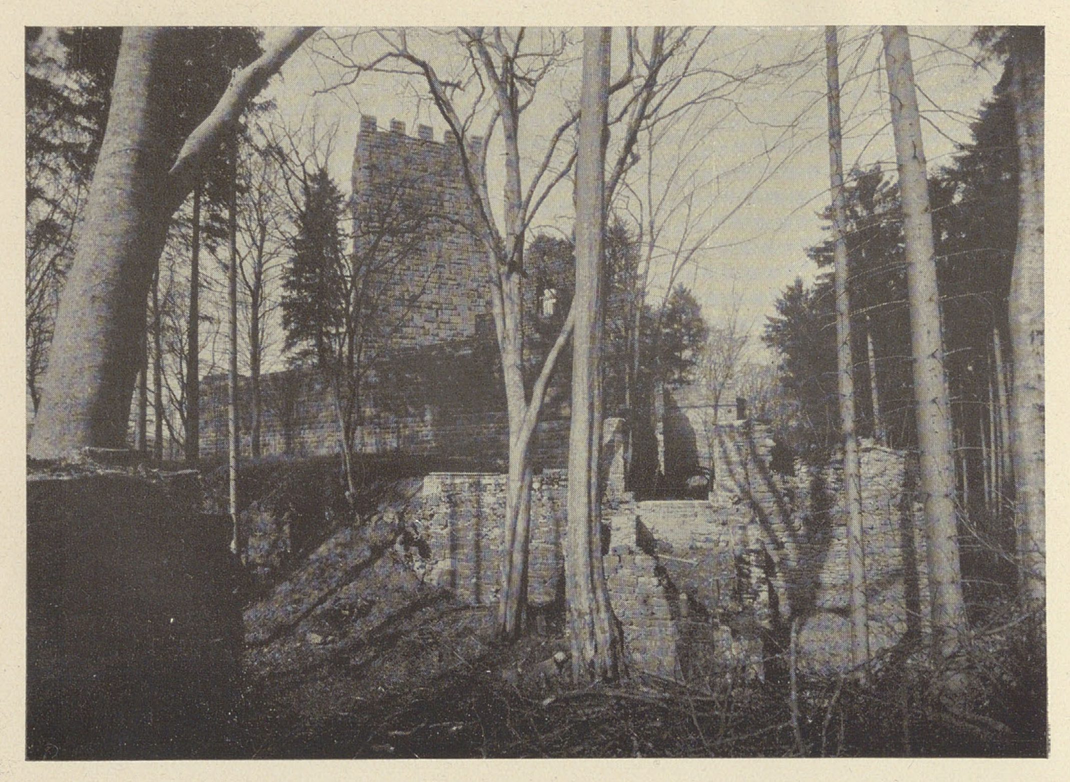
Ich streiche draußen um die Bäume und verlassenen Bänke fromm-froher Ausflügler; im Wirtshaus nebenan klingen helle Stimmen hinter offnen Fenstern und Türen, aber niemand kommt oder schaut heraus. Und so schlüpfe ich in die Kühle des Tempelchens; Anno 1521 steht am Türpfosten eingehauen.

Wirklich, die Quelle ist durch den Bau geleitet, unterirdisch: man hört sie unter den Brettern. Ein runder Holzdeckel am Boden und daneben ein Glas. Hebt man ihn, so gleißt ein feuchtes, schwarzes Auge aus der Tiefe, tauchst du

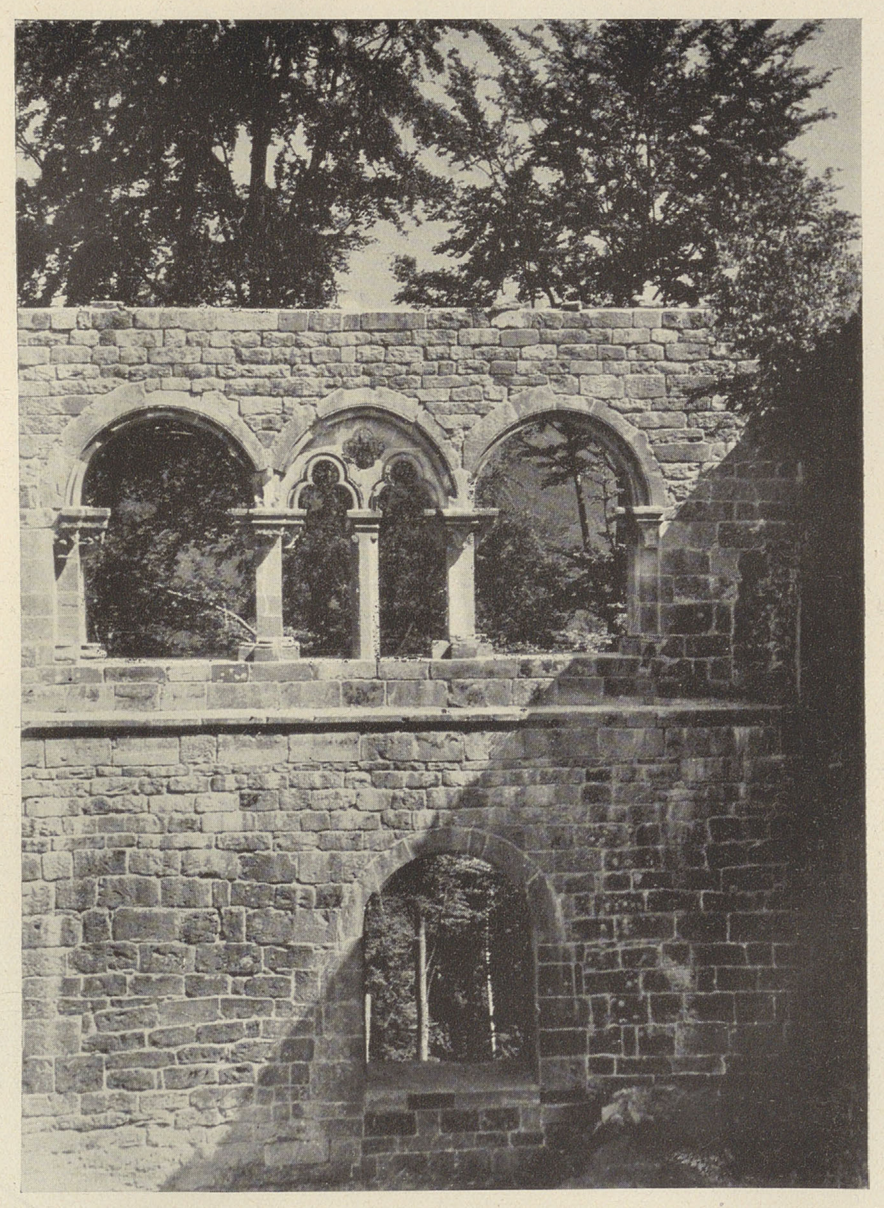
aber das Glas hinein, so ist es schönes Wasser, und ein Trunk könnte dir Glück bringen. Vielleicht wäre es ganz natürlich, aber hier lebt und webt ja eine andre Welt. Kunstwerke von Jahrhunderten und wahre Hausgreuel geben sich ein Stelldichein. Auf einem geschnitzten Schreinaltar schlummert der alte Jesse, während ein Baum seiner Brust entwächst, und in dessen Zweigen thronen golden und bunt die Nachkommen, zumittelst und oberst die Jungfrau mit dem Kinde, traulich und andachtweckend. Aber ein Christusbild aus dem Schweißtüchlein der Veronika, die Richtigkeit von einem römischen Großen durch Unterschrift und Siegel bezeugt, erbarmt dich in die Seele des betrogenen deutschen Bauersmanns, der es sich gläubig erpilgerte. Er hat seinen Lohn und sein Glück dahin wie alle die andern: hier glaubten ja schon die heidnischen Vorfahren (möchte man glauben), vielleicht auch römische Soldaten. Denn es ist hier in der Gegend ein Weihestein für die Nymphen gefunden.

Und sah nicht in diese Welt auch Wolfram eine Gestalt hinein, fremder als sie alle, Sigune, das Bäschen Parzivals? Der hatte sie einst auf seiner jugendlichen Ausfahrt getroffen mit Schionatulander, dem toten Geliebten, im Schoß, vor Jammer fast von Sinnen. Und nun findet er auf schwerem Irrweg eine Klause, durch die eine rasche Quelle fließt: da liegt Schionatulander begraben, und Sigune büßt in härenem Gewande an seinem Sarge. Nur ein Ringlein trägt sie noch aus ihrer süßen Weltlichkeit, und Parzival fragt: „Um wen tragt Ihr das Ringlein? Klausner und Klausnerin sollten Amurschaft meiden."

Eine Klause, durch die eine Quelle fließt: gibt es das sonstwo bei uns? Das Wort Amurschaft jedenfalls gab es damals nicht und später kaum einmal. Wohl



Ruine Wildenberg. Photo: Kunstanstalt Wilh. Gerling sen., Darmstadt



Wildenberg, Ostwand der Palasmauer von innen.
Aus dem Buche „Amorbach“ von Walter Hotz. Berlin, Rembrandt-Verlag G. m. b. H.
Photo: Karl Christian Raulfs, Magdeburg

aber spricht Ruprecht von Dürne bereits damals von Amorbach mit dem umstürzenden o. Hat also Wolfram, durch die Wälder um Wildenberg streifend, diesen überbauten Quell gefunden, um des Namens willen diese Liebe über den

Tod hierher gezogen und sie amur- statt etwa trutschaft oder minne genannt? Er beeilt sich ja auch, seines Helden bösen Vorwurf zu entkräften. Aber noch später läßt er einmal amor (nicht das französische amur) Feldgeschrei sein.

Schionatulander! Welcher Name! Ein „Geliebter"! Tot nicht in heldischem Kampfe, sondern in sportlichem Spiel einer aristokratischen Gesellschaft, die außerhalb der Menschenwelt scheinlebt und nur künstliche Freuden und Leiden kennt! Märchen über Märchen, fremd, keltisch zugleich und französisch und nun von Wolfram machtvoll eingedeutscht, auch hier an diesem Plätzchen. Nirgends, auch auf Wildenberg nicht, gäbe es eine so eng bestimmbare Stelle seines Daseins auf Erden. Hier, wo das Wässerchen hervorbricht, sehen wir ihn sitzen, sinnieren, verstehen, verflechten, verdeutschen.

Aber hier grenzt es ans Dichten, und es werden sich nun schon Dichter dazu finden.

Ich wende mich heim. In Überlebensgröße schaut die Freske des Hl. Christophorus mit dem Christkindlein auf der Schulter von der Außenwand herüber, wie sie schon den Kommenden begrüßte. Aus dem 19. Jahrhundert vermutlich. Was hat Christophorus mit dem Wesen dadrinnen zu tun? Wahrscheinlich nichts. Warum sollte er auch damit zu tun haben? Er ist ihm eben im Wechsel der Jahrhunderte noch zuletzt zugewachsen, wird einst untrennbar hineingewachsen sein und das Herz eines Rückschauenden mit Ahnungen des innersten Lebens beglücken helfen.



Amorbrunn.

Aus dem Buche „Amorbach" von Walter Hotz. S. 9. Berlin, Rembrandt-Verlag G. m. b. H. Photo: Karl Christian Raulfs, Magdeburg

EDUARD PLIETZSCH

Drei erste Jahrgänge



Titelblatt von Ludwig v. Zumbusch

Es ist hinlänglich bekannt, daß die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts künstlerisch voller Gegensätze steckten. Vielleicht wird jenes bunte und lebhafte Jahrzehnt oft nur deshalb so streng und lieblos beurteilt, weil es sich nicht auf eine eindeutig bequeme Formel bringen läßt. Es ereigneten sich damals so scheinbar widersinnige Fälle, daß zum Beispiel der greise Fontane seine überzeugtesten Apostel unter den Jüngsten fand, die durchaus anderen literarischen Zielen zustrebten. In den Sezessions-Ausstellungen räumten die jungen Impressionisten den ihnen gegensätzlich gearteten Meistern Böcklin, Thoma, Leibl und Klinger Ehrenplätze ein. Neben überlieferten Formen der herrschenden Baukunst machten sich, mit allen, aber auch allen Kinderkrankheiten behaftet, die neuen Stilelemente im Kunstgewerbe geltend, und in der Literatur schwang das Pendel weit ausschlagend zwischen Naturalismus und Symbolismus hin und her.

Daß die Sache nicht ganz geheuer war, witterten manche schon damals. Das erkenntnisvolle Schlagwort vom „Fin de Siècle“ tauchte auf, und der junge Hofmannsthal dichtete „frühgereift und zart und traurig“ seine entsagenden Verse – „Hugo von Hoffnungslos“ nannte ihn daraufhin ein witziger Landsmann. Dennoch war es eine zukunftsfrohe, gute Zeit. Sollte einer der Mitschaffenden jener Tage sich in dieser oder schon in einer anderen Welt vor einem Richterstuhl zu verantworten haben, dann brauchte er vor dem donnernden Ankläger nur diesen einen Trumpf auszuspielen, um gerechtfertigt zu sein: „Jahrgang 1896!“ In diesem künstlerisch fruchtbaren Jahre erschienen nämlich Schlag auf Schlag „Pan“, „Jugend“ und „Simplicissimus“. Sich in den ersten Jahrgang der drei Zeitschriften zu versenken, von denen jede auf ihre Weise „Epoche machte“, ist fesselnd und lohnend zugleich.

*

Harmlos mutet heute der erste Jahresband der „Jugend" an. Mit dem nach ihr genannten Jugendstil hat die Zeitschrift so gut wie nichts zu tun. Der geht auf den damals in Weimar schaffenden, geistvollen und rassigen Flamen Henry van de Velde zurück. Oder vielmehr auf die Mißverständnisse seiner unbegabten Nachahmer. Wie beziehungslos Georg Hirth in den Anfängen seiner Wochenschrift dem modernen Kunstgewerbe gegenüberstand, dafür ist ein Inserat im ersten Hefte bezeichnend. Mit dem Hinweis „Anregungen zur häuslichen Kunstpflege" wird da sein Buch „Das deutsche Zimmer der Gotik und Renaissance, des Barock-, Rokoko- und Zopfstils" empfohlen und als Beispiel aus seinem eigenen Hause ein Saal im schönsten Makartstil abgebildet. Man findet allenfalls in ornamental gestalteten Schrifttypen und in Zierleisten mit jenen schwungvollen Wellenlinien, die man irrtümlich für das Wesentliche des modernen Kunstgewerbes hielt, leise Andeutungen, daß ein neuer Stil im Werden ist. Neben Bernhard Pankok ist es vor allem Otto Eckmann, der schmückende Titelblätter und einfallsreiches Rankenwerk neuartig gestaltet.

Der ganz dem tätigen und sinnlichen Leben zugewandte Georg Hirth aus Gräfentonna in Thüringen stand im 54. Jahr, als er die „Jugend" gründete. Die Reife bewahrte den vielseitigen und erfahrenen Mann vor allzu gewagten Versuchen. Sein unbeschwertes, allem Programmatischen abholdes Wesen brachte andererseits eine Weitherzigkeit in künstlerischen Dingen mit sich, die manchmal Fünf gerade sein ließ. Selbstverständlich rühren unter den zeichnerischen Beiträgen des ersten Jahrganges – farbige Gemäldewiedergaben erschienen erst später – manche von Künstlern her, deren Name im Laufe der Jahre klangvoll wurde. Man begegnet aber auch lendenlahmen Illustrationen, die den „Fliegenden Blättern" entstammen könnten. Was man sich aus Paris holte, waren nicht eben die stärksten französischen Zeichner und Karikaturisten jener Tage.

Offenbar wußten die jungen Künstler selber nicht recht, an welchen Platz sie



Wasserrosen. Zeichnung von Fidus aus der „Jugend"

gehörten. Bruno Paul, Reznicek und Rudolf Wilke, künftige Stützen des „Simplicissimus", sind gleichzeitig im ersten Jahrgang der „Jugend" vertreten. Hingegen in den ersten Nummern des „Simpel" der „Fliegende Blätter"-Zeichner Schlittgen und die später durch die „Jugend" populär gewordenen Angelo Jank, Adolf Münzer und Reinhold Max Eichler. Thomas Theodor Heine aber hatte, bevor er im „Simplicissimus" seinen ätzenden Radikalismus entdeckte, jahrelang in den „Fliegenden" Dackel-Witze illustriert. Ganz groß herausgebracht, wie der technische Ausdruck lautet, wurde Fidus. Seine schwüle, in ihrer fiebrigen Sinnlichkeit krankhaft anmutende Erotik liegt mir nicht und hat mir nie gelegen. Da aber die knabenhaften Mädchenakte und die somnambulen Kompositionen des schwächlichen Zeichners nicht nur jahrelang in der „Jugend", sondern gelegentlich sogar im exklusiven „Pan" erschienen sind, muß demnach dieser Hugo Höppener den Besten seiner Zeit genug getan haben.



Titelblatt von Witzel

Bei wiederholter Vertiefung in den ersten Doppelband erweist sich, daß die Sache trotz mancher Schönheitsfehler Stil und Haltung wahrte und auf dem Boden bester Münchner Kultur und Überlieferung gedieh. Sich zu vergegenwärtigen, wie erlösend, frech, angriffslustig, ja revolutionär die Hefte wirkten, fällt einem nachträglich freilich schwer. Aber auch heute noch begreift man, daß die plakatmäßig stilisierten Titelblätter zwischen den langweiligen Umschlägen der Familienzeitschriften wie eine befreiende künstlerische Tat wirken mußten. Fritz Erlers Umschlagszeichnung auf der Eröffnungsnummer — „Ich kann noch heute das Titelbild dieses Heftes nicht sehen, ohne mich ergriffen zu fühlen von der Erinnerung an jene Zeit und von der Sehnsucht nach ihr, die voll Fröhlichkeit, voll Streben, voll Hoffen war", schwärmt Ludwig Thoma in seinen „Erinnerungen" — also gleich das erste Titelblatt hält noch nach 43 Jahren stand: Dieser über weite Eisfläche heranbrausende lachende Schlittschuhläufer, der mit der Rechten einen mächtigen Lorbeerzweig emporhält und dessen Linke eine Fackel umspannt, deren Flammen seine Gestalt lodernd erhellen und züngelnd das Wort Jugend bilden. Fern am Horizont im Schnee die Frauentürme Münchens unter

funkelndem Sternenhimmel. – Von nun an folgte Treffer auf Treffer. Dabei waren die Maler, deren Stamm sich zur Vereinigung „Scholle" zusammenschloß, keinesfalls die besten und entscheidenden Künstler Deutschlands. Daß die Redaktion mit Vorliebe immer wieder den gleichen Künstlerkreis heranzog, ist um so befremdender, als es damals höchster Ehrgeiz jedes besseren Malers war, einmal, wenigstens einmal sein Werk auf dem Umschlag der „Jugend" prangen zu sehen.

Was die literarischen Beiträge anbelangt, so ist das wieder einmal ein weites Feld. Beinahe alle Dichter und Schriftsteller, die in den neunziger Jahren emporkamen, vom Kling-Klang-Gloria-Bierbaum, von Gustav Falke, Henckell, Liliencron, Scheerbart, Morgenstern, Münchhausen bis zu Rilke und Schlaf, von Mallarmé über Maeterlink und Rossetti bis Verlaine sind vertreten, und auf Seite 362 findet man diese Namen vereinigt: Maurice von Stern, Carl Busse, Mackay, Dehmel und Halbe. Es überwiegt aber die banalste Lyrik, zwischen der man sich die Beiträge von bleibendem Wert heraussuchen muß. Wie kunterbunt und richtungslos es zunächst durcheinanderging, dafür ist die Doppelnummer des Eröffnungsheftes bezeichnend: eine schöne Würdigung Böcklins und Bayersdorfers durch Georg Hirth, ein offenbar ebenfalls von Hirth stammender Lobgesang auf Defregger; ein Studienblatt Fritz August von Kaulbachs; Lenbachs Allmersporträt; belanglose Beiträge der Pariser Zeichner Jossot, Radiguet und Steinlen, sowie das sogar doppelseitig reproduzierte Bild eines gewissen Schlitt, heulende Frösche und ein Heinzelmännchen in nächtlicher Sumpflandschaft. Das Einleitungsgedicht verfaßte Richard Schmidt-Cabanis. Es folgen harmlose Reimereien „Theaterleute" von



Das Weib vor, hinter und auf dem Rade.
Gezeichnet von Bruno Paul (aus der „Jugend")

Ferdinand Bonn, zwischendurch Hartleben, Otto von Leixner, Frieda Schanz und Ludwig Fulda. Ob die abgedruckte Komposition von August Bungert „Frau Maria an der Wiegen" gut oder schlecht ist, weiß ich nicht, denn ich verstehe nichts von Musik.

*

Wedekind, immer wieder Frank Wedekind, dazwischen sein Bruder Donald, Knut Hamsun, Maupassant, die graziöse Franziska Gräfin zu Reventlow, Verse Richard Dehmels – und was für Verse: „Wenn die Felder sich verdunkeln, fühl' ich, wird mein Auge heller . . ." – Wilhelm Schäfer und Wilhelm von Scholz füllen die ersten Hefte des „Simplicissimus". Man sieht große Blätter der jungen Maler Slevogt und Corinth und frühe Zeichnungen fast schon sämtlicher späteren Simplicissimus-Größen.

Titelblatt „Schlaf, Kindchen, schlaf!" Zeichnung von Lovis Corinth

Ganze 26 Jahre zählte Albert Langen, als er mit unzulänglichen Geldmitteln die Zeitschrift ins Leben rief. Keiner der eigentlichen Simplicissimus-Künstler von damals hatte das dreißigste Jahr überschritten; sie alle brachten die voraussetzungslose Unmittelbarkeit, die Genialität ihrer zwanzig Jahre mit. Ungewöhnliches Gefühl für das Echte und Witterung für das Kommende müssen Langen zu eigen gewesen sein, wenn auch nicht verschwiegen werden darf, daß man im ersten Jahrgang Leuten begegnet, die künstlerisch dort nichts zu suchen hatten. Da im saturierten Vorkriegsdeutschland eine politische Umwälzung nicht in drohender Aussicht stand, also auch kein Revolutionsdichter zur Verfügung war, grub man kurioserweise 1848er Dichtungen von Georg Herwegh aus. Die drei Simplicissimus-Dichter im eigentlichen Sinne, Gustav Meyrink, Ludwig Thoma und Dr. Owlglaß, sind im ersten Jahrgang noch nicht vertreten.

Im Gegensatz zu Georg Hirths münchnerisch betonter „Jugend" war Langens Wochenschrift viel weniger bodenständig, wenn auch die Voraussetzungen zum Erscheinen des politisch sehr gewagten Witzblattes nur im damaligen München gegeben waren. Der Ur- und Oberbayer Ludwig Thoma, dessen politische Gedichte zunächst in der „Jugend" erschienen, reihte sich, wie gesagt, erst später

den Simplicissimus-Mitarbeitern ein, die von überall herstammten, nur nicht aus München. Langen war Kölner und hatte die Anregung zur Gründung des Blattes in Paris von dem Dänen Willy Grétor empfangen, dem Urbilde von Wedekinds „Marquis von Keith". Wilke stammte aus Braunschweig, und Schulz ist Lüneburger. Reznicek war, wie sein Bruder, der Blaubart-Komponist, in Wien geboren; Thöny ist in Tirol zu Hause, Bruno Paul in Sachsen, und aus Sachsen, aus Leipzig, kam auch der seinem Namensvetter Heinrich Heine gesinnungs- und rassenverwandte Thomas Theodor. Bei einer Schilderung der Mitarbeiterverhältnisse macht später Ludwig Thoma die aufschlußreiche Anmerkung: „Gewiß überwog die Geltung Th. Th. Heines, und seine stets in urbaner Form vorgetragene Meinung war ausschlaggebend."

★

Begreift man das Aufsehen, das die „Jugend" hervorrief, heute kaum, so kann man sehr wohl den ingrimmigen Haß nachfühlen, den das radikalere Witzblatt von Anfang an entfachte. Es wird aber auch berichtet, daß man damals in liberal gesinnten Künstlerkreisen dem Erscheinen jeder einzelnen Nummer des „Simpel" mit Spannung wie einem sensationellen Ereignis entgegensah. Thomas Mann, der schon in den ersten Heften mit Beiträgen vertreten ist und ein Jahr lang dort Lektor war, versteigt sich in seinem „Lebensabriß" sogar zu der lächerlichen Behauptung, der damalige Simplicissimus und sein Kreis sei das beste „München" gewesen, das es jemals gegeben habe. Jahrzehntelang hat man so in Kunst- und Literaturkreisen die Zeitschrift mit Ausdrücken höchster Bewunderung gepriesen — und über den anzuerkennenden künstlerischen Taten ihren verhängnisvollen Einfluß unterschätzt, ihre zersetzende Wirkung übersehen, die man als junger Mensch an sich selber erfahren hat. Wägt man nicht nur rein artistisch „Jugend" und „Simplicissimus" gegeneinander ab, wirft man dessen ständige Verhöhnung des preußischen Offiziers, seine Stellungnahme zum Fall Karl Peters und viele, viele andere verantwortungslose und törichte Unterminierungsversuche in die Schale der Sünden, dann muß man mit Schiller ausrufen: „Siehe die



Die Wolfsanna. Zeichnung von Max Slevogt aus dem „Simplicissimus"

Schale der Sünden, sie sank, sank plötzlich zum Abgrund und die Schale der Versöhnung flatterte hoch auf!"

Erfrischend reinere Luft weht einem aus dem Blatte des freiheitlich gesinnten, begeisterungsfähigen Georg Hirth entgegen. Was will es da besagen, wenn das Niveau des ersten Jahrganges nicht so hoch erscheint wie beim Simplicissimus! Wobei die Frage noch offen bleibt, ob bei einem Abstand von 43 Jahren eine gerechte Würdigung der damaligen künstlerischen Notwendigkeiten überhaupt möglich ist. Geht man einmal vom allernächsten, nämlich von sich selber aus, dann kann und muß man der „Jugend" nur dankbar gedenken. Wer das Glück hatte, in einer kleineren Stadt aufzuwachsen, wo es sonst an künstlerischen Anregungen fehlte, dem wird beim Durchblättern der altvertrauten Hefte warm ums Herz. Die „Jugend" hatte etwa ihren achten Jahrgang erreicht, als man das „verbotene" Blatt heimlich las, mit weit aufgerissenen Augen die farbigen Abbildungen bestaunte und Zeile um Zeile den Text verschlang. Es handelte sich durchaus nicht immer um Werke vom Range eines Leibl, Böcklin oder Thoma. Bereit, sich unter allen Umständen zu begeistern, nahm man auch die bunt stilisierten Bilder der Münzer, Eichler, Erler, Jank und Georgi als künstlerische Offenbarungen gläubig hin. Zusammen mit dem „Kunstwart" des trefflichen Ferdinand Avenarius hat damals, besonders in der Provinz, Georg Hirths „Jugend" gar nicht hoch genug zu schätzende kulturelle Pionierarbeit geleistet.


1. Jahrgang Nr. 32 7. November 1896

SIMPLICISSIMUS

Illustrierte Wochenschrift

Um eine Menschenseele von Elsa von Schabelsky

Titelblatt „Um eine Menschenseele". Zeichnung von Schulz

★

„Was hat der ‚P a n' getan? Er hat das Buchgewerbe befruchtet, die Dekoration usw. Oh, wenn uns einer damals gesagt hätte, wir würden das Buchgewerbe befruchten! Dehmel hätte ihm eine Burgunderflasche an den Kopf geworfen." So grollte der bejahrte Meier-Graefe. Die Hauptschuld an der programmwidrigen Entwicklung wälzte er auf die „Geheimräte" ab, die man „in einer dämonischen Nacht" hinzuzuziehen beschloß, und von denen die jungen Leute



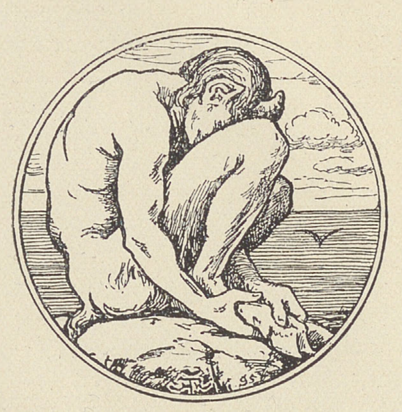
Max Klinger, Radierung aus Amor und Psyche, erschienen im „Pan“

bald an die Luft gesetzt wurden. Sofern man Wilhelm von Bodes reichlich mit Anekdoten gewürzten, späteren mündlichen Plaudereien trauen darf, sind es allerdings triftige Gründe geschäftlicher Natur gewesen, die einen schleunigen Redaktionswechsel notwendig machten.

Es war ein, also sagen wir „dämonischer“ Einfall, Woldemar von Seidlitz, Eisenmann, Bayersdorfer, Lichtwark, Bode zusammen mit Przybyszewski, Dehdem, Scheerbart vor einen Karren zu spannen. Am meisten wundert man sich darüber, daß die Forscher und Gelehrten sich zur Mitarbeit breitschlagen ließen. Um seine Abhandlungen über „Italienische Bronzen des Kaiser-Friedrich-Museums“ oder „Bilderrahmungen in alter und neuer Zeit“ unterzubringen, war Bode wahrlich nicht auf den „Pan“ angewiesen.

Wer seit Jahren die stattlichen Bände nicht zu Gesicht bekommen hatte, dem sind beim Wiedersehen mit dem ersten Jahrgang, der mit einigen Monaten Vorsprung schon 1895 herauskam, aber noch in das gesegnete Jahr 96 hineinreicht, freudige Überraschungen beschieden. Unklar erinnerte man sich der pompösen Zeitschrift als eines reichlich snobistischen Unternehmens — man hatte es vermutlich in der Rückerinnerung mit Publikationen von Franz Blei verwechselt.

Angesichts der Beiträge der bildenden Künstler fällt man von einem Erstaunen ins andere. Der einprägsame Pans-Kopf auf dem Umschlag stammt von dem später in diesen Kreisen sehr verpönten Franz von Stuck. Hans Thoma steuerte schlichte und schöne Zierleisten und andere künstlerische Gaben bei, und Bierbaum hatte sogar Henry Thode aufgefordert, im „Pan“ über den Meister zu schreiben. Daraus wurde allerdings nichts. „Ich kann mich nicht entschließen, in dieser mir durchaus fremden und antipathischen Gesellschaft über Dich und Deine Kunst zu sprechen“, entschuldigte sich Thode brieflich bei seinem Freunde Thoma. Man begegnet ferner Karl Haider, Klinger, Uhde, Böcklin, Ludwig von Hofmann und anderen guten deutschen Meistern, sowie Segantini und ein paar Künstlern aus dem Norden.

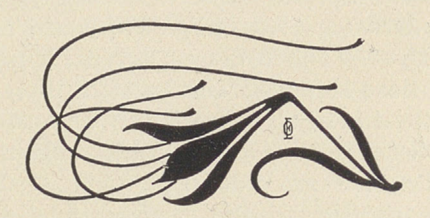


Hans Thoma, Handzeichnung aus dem „Pan“

Französische Impressionisten, von van Gogh und Cézanne ganz zu schweigen, fehlen zunächst. Es wurde zwar ein farbensprühender Steindruck Toulouse-Lautrecs, das prickelnde Bildnis einer mondänen Dame, veröffentlicht, zugleich aber, und zwar in fünf verschiedenen Ansichten, die unvorstellbar kitschige Kleinplastik „Schöne Melusine" eines heute vergessenen französischen Bildhauers Jean Dampt. Diese Unorientiertheit über französische Kunst überrascht, weil anfangs der Geist Julius Meier-Graefes über den Wassern der Zeitschrift schwebte. Oder sollte der Einfluß der „Geheimräte" und von Männern wie Eberhard von Bodenhausen gleich von Beginn an, wenn zunächst auch hinter den Kulissen, richtunggebend und entscheidend gewesen sein? Jedenfalls kann man sich eines ironischen Lächelns nicht erwehren, wenn man bedenkt, wie bald Meier-Graefe und die Seinen gegen die meisten der im ersten Jahrgang vertretenen deutschen Maler lärmend ankämpften.

Der vielgerühmte Buchschmuck erweist sich tatsächlich als vorbildlich. Was Josef Sattler auf diesem Gebiete seinerzeit geleistet hat, ist heute leider in Vergessenheit geraten. Otto Eckmanns geistreich ersonnene Zierleisten und Ornamente wirken beim Wiedersehen wie eine Wiederentdeckung.

Im Textteil des ersten Jahrganges brachte man von Theodor Fontane Kapitel aus seinen Erinnerungen und Gedichte. Der alte Fontane hatte es mittlerweile nun doch zum Dr. h. c. der Universität Berlin gebracht, war also nicht unbedingt auf die Protektion des „Pan" angewiesen. Aber indem die jungen Künstler sich so ostentativ zu ihm bekannten, ehrten sie sich selber, und ihre ritterliche Huldigung soll ihnen nicht vergessen werden. Ansonsten sind in der Hauptsache jene Schriftsteller und Dichter da – Liliencron, Dehmel, Scheerbart, Hartleben und der unvermeidliche Bierbaum; Mallarmé, Verlaine, Dante Gabriel Rossetti – denen man gleichzeitig in „Jugend" und „Simplicissimus" begegnet. Einen Namen aber sucht man im ersten Jahresband aller drei Zeitschriften vergeblich, den Namen Gerhart Hauptmann. Das ist kein Zufall. Die betonte Hinwendung zum Symbolismus war zugleich eine Demonstration gegen den sogenannten Naturalismus, insbesondere gegen das Werk Hauptmanns. In dieser Beziehung haben, einträchtig vereint, die sonst so instinktsicheren drei Zeitschriften mit weitausholendem Schwung danebengehauen.



Vignette von Otto Eckmann

PAUL FECHTER

Die empfangende Natur

Sonnenuntergang nach einem Regentag. Ein wilder Himmel steigt wogend über dem belasteten Horizont auf, durch einen breiten Riß brennt letzte Sonne – und über die barock geballte Welt der Wolkenmassen ergießt sich eine Flut glühender Farben, Gelb, Rosa, Braun bis zum tiefen Rot, durch das scharf das regnerische Blaugrün des schmalen klaren Himmelsstreifs bricht. Ein riesenhaftes Theater des Lichtes und der Farbe tut sich auf – ein schreiender Appell an die Menschen des Malens und zugleich eine Aufgabe, deren Unlösbarkeit auf der Hand liegt. Nicht weil der Hauptfaktor der Wirkung trotz allem das Licht, nicht die Farbe ist, geht die Erfassung dieser abendlichen Orgie im Bilde über alles dem Abbild Mögliche hinaus: hier tut sich zwischen Natur und Kunst ein Abgrund auf, der viel weiter klafft, als man gemeinhin ahnt, und der, recht betrachtet, das ganze Verhältnis zwischen den beiden Faktoren in einem sehr merkwürdigen Licht erscheinen läßt. Das Gegensatzpaar Kunst – Natur gehört nicht zu den unmittelbaren Kontradiktionen wie Gut und Böse, Männlich und Weiblich: es enthält im Grunde viel mehr an nur halber Gegensätzlichkeit und Problematik, als die harmlose Wortzusammenstellung zunächst ahnen läßt.

Für den arglosen Betrachter sind Kunst und Natur gute Freunde und getreue Nachbarn. Die eine liefert die Urbilder, die andere fertigt die Abbilder: die eine ist Stoff und Anregung, die andere freundliche Verfestigung der Schönheit, die von der Natur bereits selbstlos zur Verfügung gestellt wird. Eine kann ohne die andere nicht leben, insonderheit die Kunst nicht ohne die Unterstützung der Natur.

Geht man, mit der Erinnerung an den Regensonnenuntergang im Herzen, dem letzten Satz einmal etwas aufmerksamer nach, so kommt man zu einer seltsamen Einsicht – der nämlich, daß die Sache eigentlich umgekehrt liegt. Nicht die Kunst bedarf der Unterstützung und Hilfe der Natur, sondern der Natur wird von der Kunst her erst das zuteil, was sie über das bloß Natürliche in die Bereiche der gereinigten gehöhten Existenz eben in der Kunst erhebt. Das Drama des Sonnenuntergangs rollt wild und ungebärdig über den abendlichen Himmel, mit Himbeertönen und branstigen Farben, mit koloristischen Mischungen, die süß und barbarisch zugleich sind, mit Farben, die kein Maler wagen dürfte so zu vereinen. Das Bild des Landschafters, das aus diesem Vorgang entwickelt wird, löst aus dem wilden hemmungslosen Material das Zusammengehörige, Ausdrucksstarke, Notwendige, das, von dem die Stimmung, der Gefühlsgehalt des Naturgeschehens eigentlich lebt, es formt und ordnet es – und stellt der Natur im Abbild gegenüber, was sie vielleicht eigentlich beabsichtigt hat. Das Werk der Kunst ist gereinigte Natur, erhöhte, vom Unzulänglichen befreite, ins geordnet geistige Abbild gesteigerte Natur. Dürer hat mit seinem berühmten Wort, daß die Kunst in der Natur drin stecke, man müsse sie nur erst herausreißen, sicher ganz ähnliche Erkenntnisse umschreiben wollen.

Der Vorgang ist nicht auf die dramatisch exzessiven Phänomene der Natur beschränkt: er ist auf allen Gebieten in gleicher Weise feststellbar. Die Baumblüte des Frühlings ist als ein Stück Natur wunderschön, hinreißendes Leben, beglückend wie alles Wirkliche und völlig fremd dem, was man Kunst nennt. Die weißen, rosa, lila Blüten der Kirschbäume, des Apfels, des Flieders sind zauberische Realitäten — im Bild untragbar ohne die gleiche reinigende, entsüßende Klärung, wie sie der Sonnenuntergang nötig hatte. Der Herbst mit seinem funkelnden Sterben der Wälder, der Gärten ist nach einem populären Wort eine Sinfonie in Farben, aber eine durchaus atonale. Die Natur ist wunderschön, aber ihre Schönheit hat noch nicht das mindeste mit Kunst zu tun, ist von vollkommen anderer, kunstfreier und dafür ans Leben gebundener Art. Die Schönheit der Kunst hat genau genommen mit der ihrigen nichts zu tun, lebt, einmal aus der Welt des Natürlichen herausgerissen, nach ihren eigenen, ganz anders gearteten Gesetzen.

Es gibt heute ein merkwürdiges Mittel, die Diskrepanz zwischen dem Kunstschönen und dem Naturschönen, um die Formulierungen der alten Ästhetik wieder einmal aufzunehmen, gewissermaßen exakt und objektiv festzustellen — das ist die Farbenphotographie. Die heutige Fixierung von Naturausschnitten mit Hilfe der farbigen Photographie hat ein qualitatives Niveau erreicht, das eine derartige Betrachtung bereits rechtfertigt: gute Farbaufnahmen aus der Welt des Draußen, mehr noch die Farbenfilme sind in der Tat so etwas wie Feststellungen dessen, was die Natur sozusagen als Rohmaterial an Farb- und Lichtwirkungen zu bieten hat. Niemand wird behaupten, daß solche Aufnahmen von Rhein- oder Seelandschaften irgend etwas mit Kunst zu tun hätten: man kann viel mehr sagen, sie zeigten mit objektiver Exaktheit, wie wenig die Natur als solche mit Kunst zu tun hat. Die Photographie besitzt den gefühllosen Mut zu allem: sie bekennt sich mit Blütenbäumen und nickenden Fliederbüschen über lichtgrünen Wiesenhängen voll junger Ziegen und Lämmer zu dem ganzen wunderbaren Kitsch des Lebens, den zu vermeiden Pflicht und Aufgabe der Kunst ist. Das Verhältnis zwischen Kunst und Natur stellt sich von der Farbphotographie aus gesehen so dar: die Natur ist viel richtiger und wirklicher in den Bildern der als schlecht beschimpften Maler. Die kommen ihrer farbigen Wirklichkeit mit ihren Bildern blühender Heiden und jungen Birken über sich kräuselndem Wasser, das den blauen Himmel spiegelt, viel näher als die großen Künstler der Landschaft von Rubens und Ruisdael bis zu Trübner und van Gogh. Noch Maler wie Thoma, der das Ideal hatte, der Natur sehr nahe zu bleiben, entfernen sich vom Natürlichen viel weiter als etwa die Meister der ehemaligen Großen Berliner Kunstausstellung: sie sind der Kunst, nicht der Natur verbunden, um die es den andern geht. Die vielen Mißverständnisse in künstlerischen Streitfragen haben hier ihre Wurzeln: das verhängnisvolle Wort Schönheit bedeutet ganz etwas anderes, je nachdem, ob es ein Mensch der Kunst oder ein Mensch der Natur gebraucht.

An dieser Stelle wird auch klar, warum die Unterhaltung über Bilder mit natürlichen Menschen oft so schwierig ist. Der natürliche, unverbildete, man könnte auch sagen, unverbilderte Mensch will im Bilde die Natur, will ihre Wirklichkeit,

vor der er das beglückende Erlebnis des Naturschönen hatte, dessen abgeblaßte Erinnerung und Wiederholung ihm das Bild wiedergeben soll. Der durch den Umgang mit Kunst dem Natürlichen entfremdete, nicht nur dem Künstlerischen, sondern zugleich damit auch dem Künstlichen leicht angenäherte Mensch des gewohnheitsmäßigen Lebens mit Kunstwerken sucht demgegenüber das Erlebnis der Kunst, das Beglückende des dem Einmaligen, Enthobenen, Gereinigten, dem Gesetz Unterstellten: er sucht nicht in der Kunst die Natur, wie der natürliche Mensch, sondern sieht die Kunst in die Natur hinein: man braucht nur an Goethes berühmtes Erlebnis nach seinem Besuch der Dresdener Galerie zu denken. Da sah er die Welt der Wirklichkeit nachher dauernd mit den Augen der holländischen Interieurmaler: genau so sehen die Menschen der Kunst ihre Landschaft der Bilder in die natürliche Welt des Draußen hinein. Sie unterstellen die Natur den strengeren Prinzipien der Kunst, schränken ihre Freiheit ein, die doch immer wieder aus den Bereichen der Kunst hinausführen muß in die ungehemmten Bezirke des Kunstlosen, Natürlichen. Sie projizieren die vom Künstler aus der Natur herausgerissene Kunst von seinem Werk her zurück in die Natur und sehen auch in sie jetzt die Reize des Künstlerischen, Künstlichen hinein. Sie tun genau das Entsprechende zu dem, was die von Kunstbedenken nicht behinderten Maler der einstigen Großen Berliner taten. Die sahen das Naturschöne in das Bild hinein und gaben ihm die direkte natürliche Schönheit der äußeren Objekte; die anderen sehen die Kunst, das Kunstschöne in die Natur, wie schon Goethe es tat, wandeln ihre natürliche Farbenwelt unvermerkt in eine wenigstens in der Vorstellung schon gereinigte — und schaffen sich so von der Kunst, vom Bilde her, eine im Grunde schon unnatürliche, gereinigte — mit einem ganz harten Wort ausgedrückt — entkitschte Natur. Nicht die Natur gibt der Kunst, sie empfängt vielmehr von ihr, wird von ihr gehöht, gesteigert, gewissermaßen erst zu ihrem ersten geistigen Zustand, zu ihrer höheren Wirklichkeit gebracht. Man sollte einmal eine Ausstellung von Landschaftsbildern in der Landschaft, im Freien veranstalten: die Einsichten, die sich von da aus ergeben würden, könnten sehr aufschlußreich und fruchtbar werden.

Die latente Feindschaft zwischen Kunst und Natur, die hier sichtbar wird, läßt sich ebenso wie im Bereich der Malerei in dem der Dichtung feststellen, dort vielleicht sogar noch eindringlicher. Es ist, als ob sich die Natur für die Vergewaltigung im Visuellen, die sie sich von den Malern gefallen lassen muß, im viel gefährlicheren Bereich der Worte überlegen rächt, indem sie dort nicht nur mit der Wirklichkeit ihrer Objekte, sondern mit den Rauschzuständen, die sie in von ihr angeregten Gemütern erzeugen, die eigentlich dichterischen Vorgänge ausschaltet und ersetzt, also daß zuletzt weder Kunst noch Natur, sondern eine sensuell bedingte Rauschwelt sich sowohl an die Stelle des natürlichen wie des dichterischen Prozesses schiebt. Aus dem dichterischen Prozeß erwachsen Gebilde wie Goethes „Füllest wieder Berg und Tal"; der natürliche läßt Verse wie Eichendorffs Mondnacht entstehen, in denen einmal die Natur selbst ohne jede Zwischenschaltung von Kunstvorstellungen sich die Worte ihrer Wirklichkeit gesucht

hat. Dazwischen liegt die problematische Rauschwelt der Romantik, in der nun die Dinge des Draußen und der von ihnen erzeugte Rausch vor dem Naturschönen vorgeben, etwas mit Dichtung zu tun zu haben – und die Kunst unvermerkt verdrängt wird von kunstlos Natürlichem, ohne daß der beglückte Dichter etwas von der überlegenen Tücke der großen Feindin aller Kunst, der Natur, bemerkt. Von der blühenden goldenen Zeit bis zum blonden Gretelein, vom Tandaradei des reinen Himmels bis zu den funkelnden Dächern des Mondnachtabschieds geht der Reigen dieser Mischgebilde, von denen man nicht weiß, welchem Bezirk man sie überhaupt zuweisen soll, der Natur oder der Kunst, dem Rausch der Realität oder der Dichtung. Sie finden sich nicht nur in den Grenzbereichen junger Lyrik, in denen der natürliche Überdruck allzu privater Gefühle einen Ausweg in die Welt des noch Geformten gesucht hat: sie durchziehen, der Kontrolle nur zu leicht entschlüpfend, die Versbände angesehener Autoren – genau so wie es bei scharfem Aufmerken möglich ist, im Werk der besten Maler Grenzfälle zu entdecken, in denen auch sie sich einmal entspannend der Natur überlassen haben, den strengen Forderungen der reinen Kunst untreu geworden sind. Die Flucht ins Abstrakte ist wohl wirklich der einzige Ausweg zum Absoluten.

Denn das ist das Ergebnis, daß diese Spannung zwischen Kunst und Natur, diese latente Gegensätzlichkeit und Feindschaft notwendig ist, damit überhaupt etwas entsteht. Leben wächst nur aus dem Gegensatz, dem Dualismus: der Krieg ist der Vater aller Dinge. Gäbe es diese Gegensätzlichkeit zwischen Natur und Kunst, Wirklichkeit und Werk nicht, so läge zwischen beiden eine tote Ebene, auf der nichts wüchse. Nur aus der feindschaftlichen Verbundenheit erwachsen Aufgaben und Leistungen, steigt die Klärung, die notwendig ist, damit die geistige, die eigentlich menschliche Welt weiter und weiter wird. Nur zwischen den Polen des Menschlichen wie des Elementaren wächst die Spannung, die den Blitz, das Neue, das Werk erzeugt: der Gegensatz, die Spaltung ist fruchtbarer als die gegensatzlose Einheit, die sich zuletzt mit dem bloßen Dasein und in diesem mit der Unfruchtbarkeit begnügen muß.

HANS SCHUMANN

Englische Währungssorgen?

Veröffentlicht auf besonderen Wunsch des Oberbürgermeisters a. D. Dr. Goerdeler und gemäß unserer Tradition, offene Kritik und ehrliche geistige Auseinandersetzung in weitestem Ausmaße zu fördern. Dr. Goerdeler beschränkt im übrigen seine Erklärung zu diesen Ausführungen auf die Feststellung, daß auch nach dem heute geltenden Münzgesetz der Wert der Reichsmark auf den 1392igsten Teil eines Pfundes Gold festgesetzt und in den Verrechnungsverträgen dieser Wert der Reichsmark zugrunde gelegt ist. Die Schriftleitung.

In seinem Aufsatz im Aprilheft der „Deutschen Rundschau" nimmt Oberbürgermeister a. D. Dr. Goerdeler Stellung für die Goldwährung, die heute in Deutschland sowohl gedanklich als auch praktisch für überwunden angesehen werden kann.

Erst am 16. April sagte Gauleiter und Reichsstatthalter von Thüringen, Fritz Sauckel, bei einem Betriebsappell der Suhler Waffenwerke:

> „Vom Golde ist — trotzdem es vom Juden und seinen Trabanten einst als heilig erklärt worden ist — noch nie ein Mensch satt gewordeu. Wir verachten es zwar nicht, es ist ein schönes, edles Metall, zu vielen schönen Dingen wertvoll und nütze, aber es darf kein vierkantiger Goldbarren oder eine Goldmünze . . . die Völker, am wenigsten unser Volk, beherrschen. Diese verderbliche Herrschaft der Vergangenheit hat Adolf Hitler Gott sei Dank gebrochen, und nur durch den Bruch dieser Herrschaft hat er euch wieder Arbeit gegeben; das heißt, die deutsche Devise heißt nicht mehr Gold, heißt nicht mehr fremde und versklavende Anleihen aus Pfund, Dollar, Franken, sondern die deutsche Devise heißt Arbeit und Gütererzeugung . . ."

Es hat einmal eine Weltauffassung gegeben, die man die ptolemäische nennt. Auch diese Auffassung glaubte, ewige Grundwahrheiten zu vertreten. Sie lehrte, daß die Erde der feste Punkt sei, um den sich alles drehe. Trotz ihres heftigen Widerstandes wurde sie abgelöst durch das heliozentrische Weltbild — die Sonne trat in den Mittelpunkt der Welt. Heute wissen wir, daß alles sich bewegt, eine Vorstellung, die dem unzugänglich ist, der sich an einen ruhenden Pol klammern muß.

Wir begegnen derselben geistesgeschichtlichen Entwicklung in der Nationalökonomie. Die Lehre vom „objektiven Wert" behauptete, daß die Güter getauscht würden nach dem, was in ihnen stecke. Marx z. B. behauptete, dieser innere, objektive (also vom Lieben und Hassen des Menschen unabhängige!) Wert sei die „geronnene Arbeit", andere fabelten sogar von einer „geronnenen Arbeitszeit". (Die Zeit kann zwar verrinnen, aber niemals gerinnen!) Da diese Ansichten gar zu sehr im Widerspruch standen zur Wirklichkeit, wurden sie fallen gelassen. Als Rest dieser statischen Wirtschaftsauffassung lebt heute noch der Glaube an den objektiven Wert des Goldes. Dieses Gold besitze einen gleichbleibenden

oder wenigstens annähernd gleichbleibenden Wert, es sei daher der geeignete Wertmesser für alle übrigen Waren.

Erinnern wir uns angesichts dieser Vorstellung der tatsächlichen Grundwahrheiten einer nationalen unabhängigen Währungspolitik.

Das Geld gewinnt seine Tauschkraft einzig und allein durch die tauschbaren Güter, die wir schaffen. Es ist eine tausendfach belegbare Tatsache, daß die Warenpreise fallen, wenn die Menge des umlaufenden Geldes zu knapp bemessen wird, daß sie steigen, wenn sie zu reichlich bemessen, und daß der Preisstand der Waren (die Kaufkraft des Geldes!) fest bleibt, wenn die Menge des umlaufenden (!) Geldes der angebotenen Warenmenge angepaßt wird. Dabei ist es völlig gleichgültig, ob das Geld aus Gold, Silber, Kupfer oder — Papier besteht.

Die Währung ist ein dynamisches Problem, d. h. eine Aufgabe vernünftiger Verwaltung — und kein statisches Problem, d. h. keine Frage irgendwelcher Deckung oder irgendeines „objektiven Wertmessers"*.

Der Glaube an das Vorhandensein eines objektiven Wertmessers ist nicht nur unlogisch, sondern gefährlich. Denn in Wirklichkeit unterliegt auch diese scheinbar wertbeständige Ware Gold, nach der sich (wie auch Dr. Goerdeler wähnt) die Bemessung der übrigen Werte richte, genau wie jedes andere Geld dem Gesetz von Angebot und Nachfrage. Während aber das Papiergeld jederzeit durch den Staat als Hüter des Volkswohles zweckmäßig verwaltet werden kann, hängt das Angebot des Goldes, damit aber die allgemeine Preisbewegung und damit das Schicksal der Wirtschaft ab von der zufälligen Höhe der Goldfunde und vom Willen derer, die über „vierkantige Goldbarren und runde Goldmünzen" verfügen. Die, um nur ein Beispiel zu nennen, im Jahre 1931 die Gewährung eines Überbrückungskredites an die Reichsbank (zur Erhaltung der Goldwährung!) abhängig machten von der Nichteinberufung der deutschen Volksvertretung.

Ich stimme Dr. Goerdeler völlig zu, wenn er betont, daß ein Staat niemals durch bloße Ausgabe von Tauschkraftzeichen aller Art „Straßen, öffentliche Gebäude, Kriegsschiffe, Granaten usw." bezahlen kann — da die Tauschkraft dieser Papiere (man muß hinzusetzen: jeden Geldes, auch des Goldgeldes!) sich nicht stützt auf Straßen, Kriegsschiffe usw., sondern nur auf tauschbare Güter! Aus dem gleichen Grunde aber stützt sich die Kaufkraft des Geldes nicht auf den „objektiven Wert" des Goldes. Der Staat „darf seine Bedürfnisse wie jeder andere auch nur decken, indem er tauschbare Leistungen dagegensetzt", die er entweder selber erzeugt oder aber „seinen Bürgern aus ihren tauschbaren Leistungsergebnissen fortnimmt". Aber abgesehen von diesen finanztechnischen Fragen ist es verwunderlich, daß sich Dr. Goerdeler hier — in bezug auf die „Tauschkraftzeichen" — zur Quantitätstheorie bekennt, deren Gültigkeit er für das Gold glaubt abstreiten oder einschränken zu müssen.

---

* Den Zusammenhang zwischen Gold und Kaufkraft des Geldes habe ich ausführlich dargestellt in meiner Schrift „Geld und Arbeit." (1938 im Otto Lauterbach Verlag Weimar/Leipzig.)

Dr. Goerdeler stützt seine Beweisführung für das Gold auf einen Vergleich, den wir auf seine Beweiskraft untersuchen wollen: „Man kann den Pegelstand eines Flusses nur nach einem feststehenden Längenmaß, die Temperatur nur nach einem feststehenden Wärmemaß berechnen." Ebenso sei als sichere Grundlage für die Tauschvorgänge ein objektiver Wertmesser erforderlich, und das sei eben das Gold.

Dieser Vergleich ist nicht beweiskräftig. Denn die Aufgabe der Währungspolitik besteht doch keinesfalls darin, den „Wert" des Geldes am „objektiven Goldwert" zu messen, sondern darin, den Warenpreisstand (den Index!), der in keinerlei innerer Beziehung zum Goldpreis steht — durch richtige Bemessung der umlaufenden Geldmenge stabil zu halten. Auch einem Gärtner ist es ja völlig gleichgültig, in wieviel Grad sein Thermometer eingeteilt ist — er heizt seine Gewächshäuser, um eine gleichmäßige Temperatur zu erzielen, und würde jedes Thermometer ablehnen, das auf andere Einflüsse als auf Wärme und Kälte reagiert. Ebensowenig bietet die Wirtschaft eine Brücke, von der aus wir einen feststehenden Pegel ablesen könnten. Man könnte allenfalls von einem Geldstrom sprechen, auf dessen Rücken die Warenschiffe schwimmen. Es wäre dann die Aufgabe der Stromverwaltung, das Wasser (Geld) nach dem Tiefgang der Schiffe (der Menge der tauschbaren Waren) zu regulieren — und nicht nach einem goldenen Pegel zu starren und — wenn dieser von unsichtbaren (aber wohlbekannten!) Händen verkürzt wird, den Geldstrom und damit den Warenabsatz durch Preissenkungsaktionen zu drosseln, wie es unter Luther und Brüning zum Schaden für die deutsche Wirtschaft geschah*!

Je nachdem, ob man die unveränderliche Kaufkraft des Geldes oder den unveränderten Preisstand im Auge hat, nennt man eine solche Währung Kaufkraft — oder aber Preisstandswährung. Da man den Preisstand durch einen Index feststellt, hat sich für diese Währung der Name Indexwährung eingebürgert. Diese Währung wird heute praktisch seit Jahren in Deutschland durchgeführt.

Gegen diese Währungspolitik wendet nun Dr. Goerdeler ein, daß „jede Indexwährung, d. h. eine Währung, die sich auf dem Verhältnis der Werte der verschiedenen tauschbaren Leistungen aufbaut, am Fehlen eines objektiven Wertmessers scheitern müsse, denn die Werte dieser einzelnen Leistungen müßten ja wieder nach irgendeinem objektiven Maßstab berechnet werden. Wenn man darauf aufmerksam macht, so erhält man zur Antwort, daß der Einwand zwar berechtigt sei, daß man aber keinesfalls Gold als Währungsmesser brauche, sondern z. B. Roggen oder Weizen nehmen könne."

In der mir bekannten Literatur ist mir jedoch eine Indexwährung, wie sie Dr. Goerdeler definiert, nirgends begegnet. Nirgends besteht in diesen

* Daß das Gold kein Meßinstrument ist, zeigt auch folgende Überlegung: Für die Temperatur ist es völlig gleichgültig, ob nur ein Thermometer vorhanden ist, oder ob tausende vorhanden sind. Ebenso ist es für die Wassermenge eines Flusses ohne Belang, ob an seinem Ufer ein Pegel oder Millionen Pegel aufgestellt werden. Wäre das Gold ein ebensolcher Messer, dann brauchten es die USA. nicht so ängstlich zu „sterilisieren", um seine Entwertung zu verhindern.

Kreisen die Absicht, Getreide als Währungsmesser zu nehmen oder „auf dem Verhältnis der Werte der Leistungen aufzubauen". Man kann in der Wirtschaft überhaupt nicht „Werte berechnen", sondern nur Preise feststellen oder aber festsetzen. Das ist unterm System der Indexwährung genau so der Fall wie bei einer Roggenwährung oder einer Goldwährung. Auch der Goldwährungsleiter berechnet nicht den „Wert des Goldes" – denn diesen objektiven Wert gibt es nicht – sondern er bemißt die Menge des umlaufenden Papiergeldes so, daß der Goldpreis stabil bleibt – während der Warenpreisstand (= die Kaufkraft des Geldes) bis zu 100 % schwankt! Wird die umlaufende Geldmenge so bemessen, daß der Roggenpreis fest bleibt, dann schwanken natürlich die übrigen Warenpreise noch viel mehr. Darum ist es zweckmäßiger, wenn man die Preise aller lebenswichtigen Gebrauchsgüter zusammenstellt und dann die umlaufende Geldmenge so bemißt, daß die Summe dieser Warenpreise (das ist bekanntlich der Index!) unverändert bleibt.

Nach dieser Kaufkraft des Geldes gegenüber den Waren bildet sich auch der Wechselkurs der Währungen – und nicht nach dem Golde. Heute wird dieses natürliche Tauschverhältnis der Währungen gefälscht von den Ländern, die auf dem Umwege über willkürlich festgesetzte Wechselkurse Exportprämien zahlen und dadurch den gesunden zwischenstaatlichen Wettbewerb fälschen. Dr. Goerdeler behauptet allerdings, daß „durch die organischen Bewegungen einer Goldwährung der Gleichgewichtsstand zwischen Einfuhr und Ausfuhr automatisch sichergestellt worden sei". Er übersieht dabei – wie alle Goldtheoretiker – leider eine Kleinigkeit: gewiß wirkte die Verbindung aller Goldwährungen nivellierend auf die zwischenstaatlichen Wirtschaftsbeziehungen – wie der Wasserspiegel eines Sees dafür sorgt, daß alle Schiffe sich in gleicher Höhe befinden. Aber entscheidend ist, daß der Goldspiegel kein „objektiv" feststehender ist, sondern je nach den Goldfunden und Goldhortungen steigt und fällt. Die Goldwährungsländer gleichen so Schiffen, die an einer Boje festgemacht haben. Ihre Kapitäne blicken stur nach der Goldboje und freuen sich, weil sie mit dieser sich im „Gleichgewichtsstand" befinden. Tritt dann eine Goldebbe ein, „bedingt die Goldaufwertung eine Umwertung aller Preise", d. h. eine wirtschaftmordende Preissenkung (die zitierten Worte stammen von Dr. Luther), dann versinken die an die Goldboje geketteten Schiffe im Schlamm. Tritt eine Goldflut ein, dann werden die Schiffe von der goldenen Flut umhergeschleudert – daß sie diese Schicksale gemeinsam tragen, erscheint mir als ein schwacher Trost!

Ebensowenig wie auf staatspolitischem Gebiete gibt es auf währungspolitischem Gebiete einen „objektiven" Völkerbund, der „organisch" die Währungen der Völker regeln könnte. Die Währung ist kein Organ des Goldes (und damit derer, die das Goldangebot beherrschen), sondern ein Organ jedes einzelnen Volkes. Das hindert nicht, daß ehrbar geführte Völker auch währungspolitisch eine Achse bilden, indem sie den Wechselkurs ihrer Währungen entsprechend der Kaufkraftparität vereinbaren.

Dr. Goerdeler freilich meint, daß es bisher keinen Staat gegeben habe, der

so viel Vertrauen in seine unantastbare Ehrbarkeit genossen habe, daß sein ohne stoffliche Grundlage geschaffenes Geld überall gleichmäßig anerkannt worden wäre. Darum solle der Staat durch eine zielbewußte und klare Gesamtpolitik dafür sorgen, daß Gold jederzeit in dem genügenden Umfange hinter sein Papiergeld treten könne.

Dazu sei zum Schluß noch bemerkt: es hat noch nie einen Staat gegeben, der – wenn er ernstlich gewillt war – vor den goldenen Toren seiner Notenbank haltgemacht hat. Gerade die Geschichte der klassischen Goldwährungsländer bietet dafür reichliche Beispiele. Die goldene „Sicherung" beruht auf Einbildung!

Eine Politik, die als Ziel die Aufrechterhaltung der Golddeckung hatte, trieben Brüning und Luther. Diese waren sogar bereit, mit Hilfe gewaltsamer Preissenkungsaktionen die deutsche Wirtschaft nach der zu kurzen Golddecke zu strecken. Darum erscheint mir die Ehrbarkeit unserer Staatsführung ein sichererer Verlaß zu sein als die „Objektivität" des Goldes, das sich zum größten Teil in jüdischen Händen befindet.

Aus den Währungssorgen kann man sich nicht retten durch den Stein der Weisen – auch wenn dieser aus glänzendem Golde gefertigt wurde. Nirgends bietet uns das Leben einen „objektiven" Halt, nirgends gibt es einen ruhenden Punkt, von dem aus wir kampflos und tatenlos dem vorüberrauschenden Strome zuschauen könnten – auch nicht in der Währungspolitik. Auch hier stellt das Leben dem Staatsmanne und dem Volke eine Aufgabe: durch Ehrbarkeit und durch täglichen Fleiß die Grundlagen zu schaffen und zu erhalten für eine gesunde Währung.

EUGEN DIESEL

Motorisierte Heimat

Gedanken anläßlich des Erscheinens eines neuen Kartenwerks

Im letzten Herbst erschienen im Verlage Georg D. W. Callwey in München die ersten zwei Blätter* eines Kartenwerkes, das den Namen „Deutsche Heimatkarte" trägt.

Seit einigen Jahren habe ich gelegentlich immer wieder Einblicke in die Entstehung dieses Kartenwerkes tun können. Die Ausgangsidee war auf fast akute Weise modern, was in dem gemütvollen und zu betrachtender Einkehr auffordernden Wort Heimatkarte nicht mehr zum Ausdruck kommt. Gleichwohl handelt es sich gerade bei diesen Karten um etwas überaus modernes, um die Dokumentierung nämlich eines großen Prozesses des Schauens und geographischen Fixierens einer gewandelten Welt, in der Geist und Gemüt und Heimatgefühl im überkommenen Sinne unverloren sind, ja sogar mit modernen Mitteln zu neuem Bewußtsein gebracht werden.

Ursprünglich sollte eine Autowanderkarte entstehen. Dabei spielte die Einsicht eine Rolle, daß die zunehmende Motorisierung die Menschenseele zum Lande in ein völlig neues raumzeitliches und kulturelles Verhältnis zu bringen berufen ist. Motorisierung, das heißt das Zusammenwachsen des Menschen mit der Bewegungsmaschine, biologisch gesehen fast die Entstehung einer „Symbiose", ist ein Prozeß von noch unabsehbaren sozialen, kulturellen und politischen Folgen. Die Proportionen in unserem Sehen und Fühlen und Urteilen verschieben sich. Das Auto rafft nicht nur die Dimensionen, es ist auch der Zaubermantel, der überall hinführt, vor bisher Unerschlossenes, vor tausend Einzelheiten. Der wanderlustige Mensch erfährt eine Multiplikation seiner Wünsche und der Erfüllungen seiner Wünsche. Warum also nicht Autowanderkarte? Aber mit dieser Idee gab es maßstäbliche Schwierigkeiten. Für den von der Maschine bewegten Menschen waren die Maßstäbe noch zu groß, für den der ruhenden Maschine entsteigende Landschaftsfreund zu klein. Die Fülle der landschaftskundlichen Data forderte schließlich den Maßstab des Generalstabes 1 : 100000. Aber wer die Heimatkarte in Zukunft mit sich führt, wird bemerken, daß sie auch in diesem Maßstabe eine Autowanderkarte ist, dann nämlich, wenn man mit dem Auto wandert und nicht Fernstrecken reist. Es kommt auf die Menschen an, welche die Karte benützen.

Ich bin immer landschaftlich und geographisch besessen gewesen, ob ich Eisenbahn oder (seit 1905) Auto fuhr oder wanderte oder flog. Drum habe ich abseits von der statisch lehrhaften Schulgeographie den neuen psychologisch-kulturellen Prozeß, das sonderbare wechselreiche Hin- und Widerspiel zwischen Mensch

* Blatt 1: Alpenvorland und Alpen südwestlich von München (München, Landsberg, Schongau, Tölz). Blatt 2: Das gleiche südöstlich von München (München, Wasserburg, Kufstein, Tölz).

und Landschaft in seiner Abhängigkeit vom Stande der Autoentwicklung, des Straßenzustandes, der Flugzeuge immer gefühlsam miterlebt, ja mitgenossen, denn die geographischen und heimatlichen Offenbarungen wurden vermehrt und vertieft. Ich habe feststellen müssen, daß Kraft und Geschwindigkeit der Maschine mein Erkennen und Fühlen in ein ganz anderes Verhältnis zur Landschaft gesetzt haben. Etwas Ähnliches haben schon unsere Vorfahren erlebt, als die Eisenbahnen den Menschen recht plötzlich in ein anderes Verhältnis zu Zeit und Raum brachten. Das Schauen und Erleben des Landes erfolgte von dann an auch und oft sogar vorwiegend vom Abteil aus, an dessen Fenster die Landschaft jenseits der Telegraphendrähte in neuartiger Perspektive vorbeiflog. Man vergegenwärtige sich als weitere Stimmungselemente des damals neuen Erlebnisses die Welt der Bahnhöfe, die Tatsache des Betretens der Städte vom Bahnhof und vom neuentstandenen Bahnhofsviertel aus, kurz alles das reizvolle Drum und Dran des Eisenbahnwesens, um einzusehen, wie sehr während fünfundsiebenzig Jahren Reise, Landschaft, Heimat, geographisches Erlebnis, Zeit- und Raumgefühl von der Dampfeisenbahn bestimmt waren. Man könnte die Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts aus dieser Eisenbahnperspektive heraus schreiben. Es ist etwas wesentlich anderes, ob man mit seinem Rucksack an der vom rotbemützten Vorsteher betreuten Station aus dem Züglein klettert und, durch die Sperre hindurchschreitend, den Gipfel als Wanderziel ins Auge faßt; oder ob man vor seinem Hause die Skier an den Wagen schnallt und unmittelbar zum schneeigen Gelände fährt; oder ob man mit hurtigem Wagen von auswärts durch den äußersten Siedlungsrand der Stadt, durch Industriegelände und wilhelminisch-bürgerlichen Ring in den mittelalterlichen Stadtkern rollt, bei Ein- und Ausfahrt alle Schichten des Stadtgebildes durchfährt und dabei mit seiner modernen Maschine tausendjährigen Wegen und Straßen gefolgt ist.

In der Eisenbahn ist man nicht mit der Verkehrsmaschine verwachsen. Man wird in einem der vielen von der Lokomotive gezogenen Abteile transportiert. Aber das Auto führt, wenigstens für den Fahrer selbst, fast eine Art von Zustand herbei, den die Griechen ersehnten, als sie die Gestalt des Kentauren schufen, so dem Menschengebilde das hinzufügend, was ihm fehlte: unmittelbar erlebbare große Kraft und große Geschwindigkeit.

Dies Erlebnis war mit den ersten Autos nicht sofort da. Erst allmählich, mit der Vervollkommnung der Motoren, der Fahrgestelle und der Schaffung von Straßen, die dem Wesen und der Idee des Autos entsprachen, entwickelte sich das Gefühl freier und seliger Herrschaft über Raum und Zeit. Es ist nicht ganz das gleiche, ob man mit dreißig oder achtzig Kilometer Durchschnitt den Raum durchquert, mit einer holpernden und knallenden oder mit einer schmiegsamen, stillen Maschine. Mit dem Entwicklungsstande des Autos wandelt sich unser geographischer Überblick, wandeln sich die Gefühle der Beherrschung, der Freiheit, verschieben und vermehren sich die Erkenntnisse, sie raffen sich und mischen sich neuartig untereinander. Woraus dann ganz neue Zeitstimmungen hervorgehen.

Als ich das letztemal Italien bereiste, standen die Werte der alten großbürgerlichen Bildung (ästhetische Kunstbetrachtung, Landschaft mit klassischen Höhepunk-



Kreuzstraße
Aschbach
Altenburg
Feldkirchen
Aschhofen
Klein-Höhenkirchen
Altenburg Stammsitz der Fayunen
Sollach
Hohen-Dilching
Endmoränen
Sonder-Dilching
Fellach
Feldolling
Westerham
Valley
Unter-Darching
Mitten-kirchen
Schanze
Fentbach
Unter-Laindern
Tuff-Brüche
Ober-Laindern
Mitter-Darching
Ober-Darching
Ziegelmoos
Holzolling
Vagen
Weyarn
Esterndorf
Schmelzwasserfluß
Leitzach
Kl. K. Schnitzwerke von J. Günther
Roman. Dorfk.
Groß-Seeham
Wattersdorf
Bruck
Klein-Seeham
Seehamer See
Schmidham
End-mo-rä-nen
Neukirchen
Reichersdorf
Oster-Warngau
Ober-Warngau
Tauben Berg
Gotzing
Thalham
Groß-Pienzenau
Pienzenau
Klein-Pienzenau
Reitham
Allerheiligen
Einzelhöfe
Hessenthal
Mangfall
Wallenburg
End-mo-rä-nen
Neumühle
Kaishof
Angerer
Weidenau
Bernloh
Heigenkam
Aigner
Holzmann
Bauernhäuser in Blockbau
Wall
Alter Markt
MIESBACH
Parsberg
Frauenried
Unter-Stadl
Lecher
Ed
Schweinthal
Bach
Straß
Salzstraße
Beham
Poschmühl
Stadelberg
Agatharied
Lehen
Festenbach
Einzelhöfe
Dürnbach
Mühlthal
Buchleiten
Freudenreich
Gmund
K. Barock Bau
Hausham
Abwinkl
Schlierach
Schuß
Ostin
Gasse
Westenhofen
SCHLIERSEE
TEGERN
St. Quirin

Ausschnitt aus Blatt 2 der „Deutschen Heimatkarte"
(München – Wasserburg – Kufstein – Tölz)

Die im Kartenbild rot beschrifteten geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Denkmäler sind auf der Rückseite der Karte ausführlich beschrieben. Man achte auch besonders auf die in violetter Farbe markierten vorgeschichtlichen und geschichtlichen Erscheinungen und auf die braun beschrifteten geologischen Formationen (Endmoränen etc.).

Ein Übersichtsblatt der bisher erschienenen und geplanten Kartenblätter befindet sich im Anzeigenteil.

ten, Reiseschema entsprechend den Eisenbahnen, Hotels, Knotenpunkten, Bildungsnotwendigkeiten bestimmter Art) für mich keineswegs mehr im Vordergrund. Etwas Neuartiges war übermächtig in mein Gefühl und Bewußtsein getreten. Ich begriff — ich kann es nicht anders ausdrücken — das Land durch das Medium der Kraft, der Geschwindigkeit meiner Maschine hindurch. Ich erfuhr gleichsam eine geistige Raffung des Gesamtgebildes Italiens durch eine bewegte geographische Optik neuer Art. Aber es war keineswegs eine Preisgabe der alten Bildungswerte großer vergangener Zeiten. Ich ging dem allen auch mit der gleichen Freude nach wie früher, aber es ordnete sich perspektivisch anders in meine Vorstellung ein. Die ganze Apenninenhalbinsel mit ihrem Gebirgsrelief, ihrer Küste, ihrer Gestalt, ihren Städten ruht nunmehr einer Miniaturlandkarte gleich in meiner Erinnerung, eben als Folge unmittelbar und selbsteigen erlebter Kraft, als Folge der Geschwindigkeit und der Steigefähigkeit meines Automobils. Diese Erinnerung an die Leistung und das Gebaren des Motors liefert eine Fülle geographischer Assoziationen: an Berge, Schluchten, Brücken, Durchfahrten, Menschen erinnere ich mich auch infolge des Verhaltens meines Autos zu diesen Erscheinungen. Das Gedächtnis wird geübt und geschärft, nicht verflacht. Unheimlich, was alles an Bildern in den Kopf hineingeht! Der Gashebel tastet die Erde und die Kultur der Menschen ab. Die Erinnerung verknüpft sich mit zahllosen gleitenden Perspektiven, sie ist losgerissen aus der Statik der klassischen Betrachtungsweise. Alles wird Funktion, großer Zusammenhang, Perspektivismus. Warum soll solch Erlebnis, solches Aufnehmen als Kulturzerstörung empfunden werden? Ich wenigstens sehe das nicht ein. Ich fand die alte Landschaft auf wundervolle Weise mit dem modernen Zustand und der Kraft und Geschwindigkeit vermählt, die uns zugewachsen sind. Ich habe jetzt Italien im Kopf, so überschaubar wie eine Landkarte, aber gleichzeitig durchwegs belebt und bebildert mit lebenden Menschen, brandenden Küsten, schweigenden Hainen, Tempelgebälken und Renaissancepalästen, Ölbaum, Fenchelstaude und heiterer blauer Luft. Solch Erlebnis ist das Erlebnis vieler, wenn auch nicht aller modernen Menschen. In zahlreichen mag der Vorgang nicht bewußt geworden sein. Gewiß ist das ein eigentümlicher Prozeß, den man sich vor fünfzig oder hundert Jahren wohl kaum hätte vorstellen können. Es handelt sich um eine Art von Totalitätsbetrachtung, die der Mensch früher auf rein geistigem Wege vergebens angestrebt hat, der aber durch unsere kentaurische Vermählung mit der Maschine ein erstaunliches Werkzeug zugewachsen ist. Wie grenzenlos anpassungsfähig, ich möchte fast sagen, dressurfähig sind doch die Menschen! Wie elastisch passen Geist und Gemüt sich an, ordnen sie sich ein, ordnen sie sich den Dingen und Wirkungen unter. Wie munter übernehmen sie doch das Neue, Unvorhergesehene!

Ich leugne die Berechtigung der Sorge, daß unsere Kulturerbschaft, daß die ewigen Landschaften unserer Heimat und die Gefilde unseres seelischen Entzückens durch unsere Symbiose mit dem selbstfahrenden Wagen zerstört oder in Frage gestellt werden. Solche Bangnis empfinde ich als Schwäche, als Ressentiment. Im Gegenteil, einer alten bewährten Welt voller ererbten Reichtums hat sich eine großartige Perspektive hinzugesellt, die nicht verfehlen wird, sich dereinst auf

allen Lebensgebieten bemerkbar zu machen, so wie sie sich bereits in unserem Verhältnis zu Land und Heimat auswirkt. Es ist durchaus kein Widerspruch, wenn man die Forderung aufstellt, gleichzeitig sehr konservativ und sehr modern zu sein. Freilich leben wir heute unter starkem seelischem Druck, leiden wir unter der Überfülle des Erreichbaren und Schaubaren, des Wißbaren und Erlebbaren. Aber geheimnisvoll regelnde Mächte sind stets am Werke, in unserer Seele das Gleichgewicht zu retten, Wirrnis in Klarheit, Bedrängnis in Freiheit, Übermaß in Reichtum zu verwandeln. Selbst die Eisenbahnen, jene unglaublichen Störenfriede vergangener Jahrhunderte, sind klassisch geruhsam, nahezu ein wahres Behagen, ja hier und dort bereits eine reizende Altmodischkeit geworden, wenn sie sich nicht gerade als Schnelltriebwagen geben. Ich flog einmal in einer Stunde und fünfundzwanzig Minuten von Berlin nach Kopenhagen. Den Menschen auf der Erde war man fern, und die Autos waren wie winzige Punkte, wie Lokalmaschinchen und landschaftlich umwitterte Spielzeuge. Was ist schon das Autofahren dimensional heute noch gegen die planetarische Geographie, mit der unser Blick Rügen und Seeland g l e i c h z e i t i g umspannt? Nicht auf einem Blatt Papier, nein, in Wirklichkeit! Goethe würde einen solchen Flug nicht mißbilligen. Vielleicht waren gewisse Perspektiven des modernen Menschen sein geheimster Wunsch. Freilich hat er auch die Gefahr und die Schmach des kommenden Zeitalters klar vorausgesehen.

Trotz gewaltigster und bewegtester Perspektiven, welche die Länder der Maschinenzeit umwogen, ist die Heimat selbst im konservativen Sinne nicht gestorben. Ist doch im Gegenteil seit einigen Jahrzehnten die Heimatforschung, die fanatische Liebe zur Landschaft immer nur gewachsen! Von Jahrfünft zu Jahrfünft, ja man könnte beinahe sagen, von Jahr zu Jahr haben sich in die Heimatbegriffe immer neue Offenbarungen hineingeschoben. Den gefühlvoll-geruhsamen Heimatbegriff der Romantik hat man keineswegs preisgegeben. Man hat ihn aber immer stärker vom Gefühl auf die Wirklichkeit, vom Ruhenden auf das Bewegte gelenkt und ihn bereichert durch wissenschaftliche Gemälde und Perspektiven und politisch-soziale Einsichten. Gerade in der Landschaftsbetrachtung verknüpft sich das Vielspältige und Widerspruchsvolle des Zeitalters zu einer einheitlichen Schau. Volkskunde, Geographie, Vorgeschichte, Geschichte, Soziologie, Geologie, Kunstgeschichte, Zoologie, Botanik, Technologie und Ökonomie — aus diesen und vielen anderen ursprünglich rein wissenschaftlichen Kategorien hat der moderne Heimatgeist neue Nahrung gezogen, und ein neues Bild der Heimatlandschaft ist sichtbar geworden. Es ist ein überaus reiches und vielgliedriges Gemälde, das trotz seiner inneren Verknüpfung keine Grenzen zu finden scheint.

Während also die Maschine nahezu eine Überwältigung, jedenfalls eine Verkleinerung der Vorstellungsbilder von einem Land bewirkt, ist v o n i n n e n heraus das Land immer reicher, immer vielfältiger, immer gewaltiger geworden. Es sprengt fast die Grenzen der Aufnahmefähigkeit, es scheint aller Möglichkeit seelischer und geistiger Einordnung zu spotten. Somit berühren sich zwei Extreme. Es ergibt sich einer der abenteuerlichsten Widersprüche unseres Zeitalters. Wir haben auf der einen Seite die Übersicht und offenkundige Bewältigung; auf der

anderen Seite haben wir eine kaum zu bewältigende Fülle und die Vermehrung der Perspektiven im wörtlichen und geistigen Sinne. Ich möchte das so ausdrücken: Je kleiner die Welt durch die Anwendung der Verkehrsmaschine geworden ist, um so gewaltiger steht sie auch in den Momenten da, in welchen wir uns sammeln und in das immer reicher gewordene kulturelle und seelische Gefüge unserer Heimat einzudringen versuchen.

In all den Augenblicken, in welchen wir den Wagen bremsen, ihm entsteigen und in die Landschaft schreiten, steht die Heimat groß in ihren ursprünglichen ewigen Dimensionen vor uns und bietet tausend alte Einzelheiten und neue Tatsachen dar. Es ist eine Häufigkeit des Eindringens ins Land und eine Fülle der Bereicherung ermöglicht, wie sie die Vormaschinenzeit, ja selbst die Eisenbahnzeit nicht gekannt hat. Es k a n n schlechterdings vor einhundertfünfzig Jahren keinen Menschen gegeben haben, dem es vergönnt gewesen wäre, Deutschland so kennenzulernen, wie es mir und vielen meiner Freunde möglich gewesen ist!

Ich bin einmal mitgefahren, als an der Autowanderkarte gearbeitet wurde, die jetzt Heimatkarte heißt. Es war eine Offenbarung, wie von jedem Haltepunkt aus Vorgeschichte, alte Kultur, Kunstwerke, Bauerntum, Siedlungsbilder, die Industrie, Boden, Fels, Gewässer sichtbar wurden. Das seelische Kontrollbild wurde eingefangen, jenes Kartenbild kartiert, das berufen ist, ein Führer durch die Gefilde unserer reichen Heimat zu werden. Diese Karten sind meisterhaft gearbeitet. Es gibt keinen Reiseführer, der soviel bringt, wie eine solche Karte. Wir finden darauf alles, was wir zur Erkenntnis unserer Heimat brauchen. Wir werden überallhin geführt. Wohin wir mit dem Finger tippen, ist ein Punkt, von dem wir sagen: dahin wollen wir, das wußten wir nicht, das ist eine neue Erkenntnis. Und bei dieser erstaunlichen Fülle ist das Kartenwerk so klar und schön, daß man es liebt, wie ein Stück der Heimat selbst, was zur Folge hat, daß sich plötzlich das spannungsvolle Problem des motorisierten Zeitalters löst. Wir ruhen im Kartenbilde aus. Wir forschen. Hier finden wir Anschluß an den alten r u h i g e n Gang der Dinge und freuen uns doch dieses wundervollen Modernseins.

Dieses Kartenwerk fängt als seelisch-optisches Kultur- und Naturbild gleichsam als entzückende Miniature die deutsche Landschaft ein. Wir sehen durch die Karte das Land. Sie ist die Erläuterung unserer großen modernen Übersicht und das Inventar der unzähligen Einzelheiten Deutschlands, erklärt durch das Medium der kartierten Landschaft. Die Überfülle weicht vor der Einfachheit und dem klaren Reichtum eines Bildes, das dem Willigen frisch und ohne Last, freilich nicht ohne Einfühlung und Arbeit zum Bilde und zum Wesen der Heimat hinzuführen vermag.

H. A. KORFF

„Deutsche Literatur"

Literaturdenkmäler sind nichts Isoliertes. Sie gehören in bestimmte Zusammenhänge und sind im tieferen Sinne nur verständlich, wenn man sie mit ihresgleichen zusammen sieht. Sie sind Momente von Entwicklungsprozessen, die miteinander dasjenige ausmachen, was wir die Geschichte der Nation nennen. Sie als solche darzustellen ist die Aufgabe der Literaturgeschichte und deren erstes Erfordernis daher, das Zusammengehörige zusammenzustellen, jedes Einzelne als Glied einer Reihe zu sehen und die Reihe selbst in ihren allgemeinen Bedingungen und aus ihren geistigen Impulsen zu begreifen. Solche Zusammenstellung vollzieht sich zunächst im Geiste des Historikers und äußerlich nur dadurch, daß er die Bücher um sich versammelt, die nach seiner Einsicht historisch zusammengehören und gleichsam die Farben jenes Gemäldes bilden, das nachzubilden seine Aufgabe ist. Derjenige aber, der dem Historiker nachzufolgen und sich selbst ein lebendiges Bild der historischen Vorgänge zu machen strebt (und damit erst beginnt der innere Aneignungsprozeß der Vergangenheit, dasjenige, was man historische Bildung nennt), der muß auf umständlichen Wegen zu eben jenen Quellen steigen, auf denen die Darstellung des Historikers beruht. Das ist vielfach nicht nur mit großen technischen Schwierigkeiten verknüpft, sondern erweist sich auch als eine ideale Forderung, der die wenigsten ernstlich nachzukommen imstande sind. Und eine auf Quellenstudium beruhende historische Bildung (und das heißt schließlich nichts anderes als die lebendige Aneignung unserer nationalen Kultur und ihrer Werte) bleibt deshalb notwendig auf wenige beschränkt, wenn nicht Mittel und Wege gefunden werden, um nicht nur ihre technischen Schwierigkeiten auf ein Mindestmaß zu verringern, sondern ihr auch eine anziehende und fruchtbare Form zu geben, durch die die ursprüngliche Arbeit zu einem geistigen Vergnügen wird. Solche Mittel und Wege hat man nicht nur gesucht, sondern auch gefunden in der Herstellung großer Sammlungen, die es dem Laien ermöglichen, die deutsche Literatur im großen zu überblicken und eine lebendige Anschauung ihrer wichtigsten Denkmäler zu erhalten. Schon vor reichlich 100 Jahren gab Friedrich Raßmann, freilich noch in dilettantischer Weise, in 87 Bänden eine „Deutsche Anthologie oder Blumenlese aus den Klassikern der Deutschen" von den Minnesängern bis zu Kotzebue heraus; in den Jahren 1868–1879 folgte im Verlage von F. A. Brockhaus die 44bändige „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur, von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit"; die letzte und bedeutendste Veranstaltung dieser Art aber war die 1882–1899 von Joseph Kürschner bei Spemann in Stuttgart herausgegebene „Deutsche Nationalliteratur" in 164 (bzw. 222) Bänden. Sie reicht von der althochdeutschen Zeit bis zum Beginn der Hochromantik und stellenweise noch darüber hinaus bis zu Lenau und Immermann. Und besonders sie hat die große Aufgabe zum erstenmal in einer Weise gelöst, mit der man ein Menschenalter hindurch zufrieden zu sein vermochte.

Es liegt jedoch in der Natur der Sache, daß Sammlungen dieser Art veralten. Dem Strom der Produktivität vermöchten sie freilich wohl zu folgen, es bedürfte dazu nur der nötigen Fortsetzungen. Allein das Bild der Vergangenheit selbst verändert sich mit der Zeit, es verändert sich durch die Fortschritte der Erkenntnis, den Wandel der Anschauungen, die Veränderung des Wertgefühls; vor allem: es steigern sich die Ansprüche, die an solche Museen und ihre Einrichtungen gestellt zu werden pflegen. Und so ist es denn kein Wunder, daß sich längst nicht nur das Bedürfnis nach einer neuen Monumentalsammlung der deutschen Literatur eingestellt hat, sondern daß bereits seit einer Reihe von Jahren in großzügigster Weise an einer solchen gearbeitet wird, und daß das große auf über 300 Bände geplante Unternehmen, das von dem Verlage Böhlau in Weimar begonnen worden ist, seit einigen Jahren aber und mit neuer organisatorischer Kraft von Ph. Reclam jun. fortgeführt wird, zum 50. Geburtstag des Führers bereits mit dem 100. Bande hat hervortreten können. Dieses neueste „Deutsche Museum" unseres nationalen Schrifttums trägt den Namen: „Deutsche Literatur... Sammlung literarischer Kunst- und Kulturdenkmäler in Entwicklungsreihen". Und wie man Kürschners Nationalliteratur als das zusammenfassende Denkmal der positivistischen Germanistik betrachten kann, so ist die „Deutsche Literatur" das weithin sichtbare Symbol jener geistesgeschichtlich gerichteten Literaturwissenschaft, die von der folgenden Generation hervorgebracht worden ist.

Es ist darum kein Zufall, sondern folgt aus dem ganzen Stil dieser modernen Literaturwissenschaft, daß das Grundprinzip, ja die eigentliche Idee dieser neuen Sammlung die Zusammenfassung der Literatur in Entwicklungsreihen ist. Denn wenn auch jede frühere Literaturwissenschaft, von den Schlegels angefangen, entwicklungsgeschichtlich gedacht hat (wie wäre das im Jahrhundert Hegels anders möglich gewesen!), so hat doch erst seit Dilthey der Begriff der Entwicklung jenen tiefen, wahrhaft lebendigen Inhalt bekommen, durch den aus der zuerst nur äußerlich dargestellten Entwicklung mehr und mehr eine wirklich innere Geistesgeschichte geworden ist. Und so ist denn das moderne Museum deutscher Literaturgeschichte in einem Maße entwicklungsgeschichtlich angeordnet, wie es mit Kürschners Nationalliteratur nicht zu vergleichen ist. Gewiß, es gibt natürliche Gruppen und Entwicklungsreihen, die sich von selbst einstellen, wenn man nur überhaupt die Literaturgeschichte in chronologischer Reihe an sich vorüberziehen läßt: das germanische Heldenlied, das höfische Epos, der Minnesang, oder spätere Gruppen wie die Stürmer und Dränger neben Goethe, der Göttinger Hainbund oder auch etwa die verschiedenen schlesischen Schulen. Und solche Gruppen gibt es darum selbstverständlich auch schon in den früheren Sammlungen. Allein sie waren dort in der Hauptsache nur äußere Behelfe, um Dichter zweiten und dritten Ranges unterzubringen, die auf einen eigenen Band keinen Anspruch zu machen hatten. Denn die früheren Sammlungen waren noch keineswegs grundsätzlich in überpersönlichen Entwicklungsreihen, sondern nach Persönlichkeiten angeordnet, und sie waren überhaupt nur ausnahmsweise mehr als eine chronologische Zusammenstellung der deutschen Klassiker aller Jahrhunderte. In der neuen Sammlung dagegen sind alle Persönlichkeiten in bestimmten Reihen

aufgegangen. Es gibt keine Reihe Gryphius, Klopstock, Schiller oder Kleist, sondern es gibt nur die Reihen Barock, Aufklärung, Irrationalismus, Klassik, Romantik usw. Und selbst innerhalb dieser Reihen erscheinen die Dichter nicht im Zusammenhange ihrer Werke, sondern ihre Werke in den geistesgeschichtlichen Zusammenhängen, in die sie jeweils hineingehören. Aber sie erscheinen außerdem in ihrer geistesgeschichtlichen Umwelt, in höchst erleuchtender Zusammenstellung mit verwandten Erscheinungen oder umrahmt von programmatischen, philosophischen, theologischen, d. h. geistesgeschichtlich wichtigen Schriften, durch die sie in ihrer historischen Substanz konkret erläutert werden.

Wie sich das praktisch auswirkt, läßt sich am besten an einem Beispiel illustrieren, etwa an der von Professor Kluckhohn in Tübingen herausgegebenen 24bändigen Reihe „Romantik“. Diese gliedert sich in drei Abteilungen: 1. Ideenwelt und Dichtung der Früh romantik, 2. Fortbildung der Ideen welt in der Hoch romantik, 3. Dichterische Ernte der Hoch romantik. Dem Nichtfachmann fällt dabei sogleich die außerordentlich starke Heranziehung der romantischen Ideenwelt auf, aber jedem wird es ohne weiteres einleuchten, was damit gewonnen ist, daß diese Ideenwelt in systematischer, nicht personaler Anordnung dargeboten wird. Da gibt uns der 3. Band, dem zwei einleitende vorausgegangen sind, eine Zusammenstellung der wichtigsten Zeugnisse für die Kunst anschauung der Frühromantik (von Wackenroder über Friedrich Schlegel und Novalis bis zu August Wilhelm Schlegel, wobei weder Schelling noch Bernhardi fehlen). Der 4. leistet das gleiche für die romantische Lebens kunst. Wir erfahren in sprechenden Dokumenten, was außer den schon Genannten auch Schleiermacher, die romantischen Frauen oder Steffens über „Persönliche Sittlichkeit“, „Geselligkeit und Freundschaft“, „Frauen, Liebe und Ehe“, gedacht und verkündet haben. Im 5. Bande folgt die Welt anschauung der Frühromantik, ihre naturphilosophische und christlich-religiöse Gedankenwelt. Und hier erscheinen nun nicht nur die dahingehörigen theoretischen Äußerungen der Frühromantiker, sondern mitten aus ihnen heraus wachsen, wie in Wirklichkeit, die wichtigsten Dichtungen des Novalis: die Lehrlinge zu Säis, die Hymnen an die Nacht, die geistlichen Lieder, und schließlich als Krone der Heinrich von Ofterdingen. Denn eben diese Dichtungen sind auf jenem besonderen Ideenboden erwachsen, den dieser Band so deutlich vor Augen führt, daß man nun ohne weiteres alles Seltsame begreift, was die Dichtungen des Novalis rätselhaft zu machen scheint. Erläuterung durch Zusammenstellung mit seinesgleichen! Dann folgen zunächst die frühromantischen Erzählungen, zu deren tieferem Verständnis wir nun durch die voraufgegangenen Bände entsprechend vorbereitet sind. Tiecks Sternbald hat die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ zur Voraussetzung (Bd. 3), „Der Runenberg“, die in Band 5 entwickelte Naturphilosophie. „Leben und Tod der heiligen Genoveva“, Tiecks wichtigstes Drama, zusammen mit anderen frühromantischen Dramen in Band 8, ist nur die dichterische Blüte jener religiösen Strömung, die wir im 5. Bande sich haben entfalten sehen. Es folgen im 9. Bande die frühromantischen Satiren und Parodien, und hier bekommen wir nun einen Anschauungsunterricht über den leidenschaftlichen und

witzigen Kampf der Romantik gegen die Aufklärung, der ihre negative Seite ausmacht. In der zweiten Abteilung wird zunächst in dankenswerter Weise aus vielen zerstreuten Quellen zusammengestellt, was die Hochromantik für die Erweckung der deutschen Vergangenheit und einer neuen Staatsgesinnung geleistet hat: die historische und politische Seite der Romantik tritt hervor, und so hervor, wie sie bisher nur für den Fachmann sichtbar gewesen ist. Band 11 bringt die Lebenslehre und Weltanschauung, Band 12 die Kunstanschauung der Hochromantik: höchst belehrend durch die Möglichkeit, sie mit den entsprechenden Bänden der Frühromantik zu vergleichen. Und wer als Laie die Bände 14–24 überschaut, der hat gewiß zum erstenmal einen deutlichen Eindruck von dem, was der Herausgeber mit Recht die „Dichterische Ernte" der Hochromantik genannt hat. Er sieht: es ist die romantische Märchen- und Novellenwelt, ferner das dämmrige Reich einer zwischen Phantastik und Realismus seltsam schwankenden Erzählungskunst, es sind die heute völlig vergessenen romantischen Großdramen Werners, Brentanos und Arnims, und schließlich ist es die aus dem Stamme des Wunderhorn erwachsene romantische Lyrik von Brentano bis zu Eichendorff.

Von vornherein wird freilich für den Kundigen feststehen, daß nicht alle Literaturepochen und Strömungen so glücklich in eine Reihe zu ordnen sind wie die Romantik, ganz abgesehen davon, daß nicht jeder die glückliche Hand besitzt, die der Herausgeber gerade dieser Reihe bewiesen hat. In gleicher Weise dankenswert, ja für die tiefere Erkenntnis bahnbrechend, ist freilich wieder die beinahe 30bändige Barockreihe, in der zum ersten Male die Ergebnisse der eindringlichen Barockforschung der letzten 20 Jahre sichtbarlich Gestalt gewonnen haben. Da erscheint in 3 Bänden eine allseitige und wohlgegliederte Auswahl der gesamten Lyrik des 17. Jahrhunderts, herausgegeben von H. Cysarz, in 6 Bänden, eine eindrucksvolle Zur-Schau-Stellung des Barockdramas in seinen verschiedenen Formen (das schlesische Kunstdrama, das Ordensdrama, das Schauspiel der Wanderbühnen, die deutsche Barockkomödie, die Oper, das Oratorium, sowie das Festspiel), in 10 weiteren Bänden die heute nur noch dem Hörensagen nach bekannten Romanwälzer des 17. Jahrhunderts, vom Amadis angefangen über Grimmelshausen, Zesen, Anton Ulrich von Braunschweig und Weise bis zu Christian Reuter und dem zu neuen Ehren gekommenen Johann Beer. Und schließlich eine besonders wertvolle Gruppe: die Barocktradition im österreichisch-bayrischen Volkstheater, deren kulturelle Bedeutung erst in letzter Zeit die richtige Würdigung gefunden hat. Es ist die Tradition, ohne die ein Mann wie Raimund gar nicht zu denken wäre. Dagegen scheint mir den Herausgebern weniger gut gelungen zu sein, auch die erste Generation der Goethezeit in Gestalt der beiden Reihen „Irrationalismus" (Sturm und Drang) und „Klassik" darzustellen. Ganz abgesehen von einzelnen Schönheitsfehlern, wie daß hier gewisse Überschneidungen offenbar unvermeidlich werden, indem z. B. die Strömung der Empfindsamkeit sowohl in der Reihe Aufklärung wie in der Reihe Irrationalismus erscheint und Klopstock darum mit den gleichen Werten ebenso hier wie da, oder daß der historischen Bedeutung des Rokoko-Goethe mit der Einräumung eines ganzen Bandes entschieden zuviel geschieht, wirkt vor allem die Zusammen-

stellung der in Band 11–20 vereinigten Dichtungen zu einer Gruppe unter der Überschrift „Klärung“ nicht recht überzeugend. Stella, Hanswursts Hochzeit, Der ewige Jude und der Urfaust lassen noch in keiner Weise einen „Weg zur Klassik“ erkennen ... von Klingers späteren Dichtungen ganz zu schweigen. Und ebensowenig sind die Dichtungen Maler Müllers oder diejenigen Heinses in besonderem Maße und vor anderen Sturm-und-Drang-Dichtungen „Wege zur Romantik“. Jean Paul ist freilich in ein solches System von Entwicklungsreihen besonders schwer unterzubringen, und der Herausgeber schließt sich offenbar der Auffassung Hettners an, der Jean Paul zu den Nachklängen der Sturm-und-Drang-Periode rechnet. Aber vielleicht wäre es richtiger gewesen, seine ersten Romane in die Nachbarschaft des Werther zu bringen, den Titan in die Nachbarschaft des Wilhelm Meister, die Flegeljahre endlich zum klassischen Roman der Romantik zu machen. Denn in der Tat gehört Jean Paul, geistesgeschichtlich betrachtet, zu jeder der drei Entwicklungsreihen.

Allein diese Ausstellungen, die übrigens nur als Beispiel gelten wollen, sollen lediglich auch auf die nie ganz lösbaren Schwierigkeiten hinweisen, die mit solch einer Anordnung in Entwicklungsreihen naturgemäß gegeben sind. Und die Herausgeber werden sich selbst am klarsten darüber sein, daß es nicht in ihrer Macht steht, es allen recht zu machen und alle Wünsche zu befriedigen. Dafür aber wird man ihnen um so freudiger bezeugen, daß ihr Programm viele Wünsche bereits erfüllt, die ihre Sammlung eigentlich erst geweckt bzw. nach ihrer ganzen Dringlichkeit zum Bewußtsein gebracht hat. Denn außer denen, die wir darin erwarten dürfen, stoßen wir auch auf gar nicht wenige Reihen, die für jeden Benutzer eine freudige Überraschung bilden. Deutsche Märchen, Deutsche Sagen, Deutsche Volkslieder, Volksschauspiele, Volkstheater der deutschen Stämme und Landschaften, Volks- und Schwankbücher hätten freilich nach heutigen Begriffen in einer solchen Monumentalsammlung schwerlich fehlen dürfen, aber die Art und Weise, wie sie hier zusammengestellt werden, ist doch neu und wird gewiß bewirken, daß künftig alles dies in weit größerem Maße als bisher zum allgemeinen Bildungsgute gehören wird. Als wirkliche „Zugabe“ aber läßt sich bereits die 7bändige Reihe „Neuere Mystik und Magie“ bezeichnen, die so vieles hier zum erstenmal handlich und übersichtlich zusammenstellt, was man sich bisher recht mühsam hat zusammensuchen müssen: von Paracelsus angefangen über Sebastian Frank, Jacob Böhme bis zu Mesmer, Görres und Justinus Kerner. Ob es freilich außer aus politischen Gründen berechtigt ist, einen besonderen Ergänzungsband „Danziger Barockdichtung“ herauszubringen, darauf darf man allerdings gespannt sein. Im höchsten Maße dankenswert dagegen ist die Gegenüberstellung von zwei analogen Reihen, von denen die eine die Erneuerung des griechischen, die andere aber die Erneuerung des germanischen Mythos im 18./19. Jahrhundert veranschaulichen soll. In der einen wird nicht nur Hölderlin seine wahrhaft bezeichnende Stellung erhalten, sondern es wird auch jene bedeutsame Linie in die Erscheinung treten, die von Friedrich Schlegel über Creuzer, Bachofen und Burckhardt schließlich zu Nietzsches dionysischer Auffassung des Griechentums geführt hat. In der anderen wird sich plastisch der ganze Zug der großen Geister

vor uns vorbeibewegen, die in immer tieferer Weise das Bild des germanischen Mythos heraufbeschworen haben: Klopstock, die Schlegels, die Grimms, Hebbel und Richard Wagner ... neben zahlreichen kleineren. In einer besonderen Reihe von 10 Bänden ist ferner zum ersten Male die gesamte politische Dichtung vom Siebenjährigen Kriege bis zum Anschluß der Ostmark und des Sudetenlandes zusammengestellt. Und diese Reihe soll außerdem Ergänzung finden durch eine Auswahl der „Nationalpolitischen Prosa von der französischen Revolution bis zur deutschen Erhebung“ (z. B. Möser, Fichte, Arndt, Riehl, Lagarde, Bismarck, Hitler u. a.). Höchst originell ist ferner eine als „Westöstliche Strömungen“ bezeichnete Reihe, die einmal all das zusammenstellt, was vom Mittelalter bis zu Goethes westöstlichem Diwan und darüber hinaus die produktive Auseinandersetzung des deutschen Geistes mit dem Orient veranschaulichen kann. Am dankbarsten aber wird man vielleicht die 15bändige Reihe „Deutsche Selbstzeugnisse“ begrüßen, die sich die schöne Aufgabe stellt, die geistige und seelische Entwicklung des deutschen Menschen seit dem Mittelalter bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, sowie das damit verbundene Wachstum des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens, und besonders der geistigen Kultur, im Spiegel der autobiographischen Literatur von 5 Jahrhunderten, von Chroniken und Familienaufzeichnungen, von Tagebüchern und Reisebeschreibungen, von Briefen und Erinnerungen, quellenmäßig darzustellen und damit einen lebendigen Hintergrund für die gesamte Literaturgeschichte zu schaffen. Ein wahrhaft großartiger Gedanke, der wie weniges die Originalität und Fruchtbarkeit dieser Sammlung von Entwicklungsreihen darzutun vermag und wie sie sich durch ihre Anlage und die darin verborgenen Möglichkeiten von allen früheren Sammlungen scheinbar ähnlicher Art grundsätzlich unterscheidet.

Der Fachmann ist längst ein dankbarer Benutzer dieser monumentalen Gesamtausgabe der deutschen Literatur, die ihre Gegenstände außerdem mit wertvollen Einleitungen, Erläuterungen und bibliographischen Nachweisen auch dem nicht fachmännisch Gebildeten soweit als irgend möglich zugänglich macht. Aber es wäre sehr zu wünschen, daß sie in immer zunehmendem Maße hinaus wirkte über den Kreis derjenigen, die sich die Beschäftigung mit der deutschen Literatur zum Beruf gemacht haben. Denn hier wird dem deutschen Volke seine geistige Vergangenheit in einer Weise vergegenwärtigt, die es jedem zum Vergnügen machen müßte, sich wahrhaft davon anzueignen, was seinem besonderen Interessenkreise entspricht. Diese Sammlung ist eine nationale Tat, auf die außer den Herausgebern, an deren Spitze Professor Kindermann in Münster steht, auch der Verlag stolz zu sein alle Berechtigung besitzen. Und wenn auf irgendwas, so paßt auf sie das Wort, das man als Motto über das Ganze schreiben könnte:

> „Was du ererbt von deinen Vätern hast,
> Erwirb es, um es zu besitzen.“

Rundschau

Krieg oder Frieden? Auf diese Frage, die sich täglich Hunderte von Millionen Menschen in allen Weltteilen stellten, gab Mussolini in seiner Rede in Turin am 14. Mai die Antwort, „daß es zur Zeit in Europa keine so weittragenden und keine so akuten Fragen gäbe, die einen Krieg in Europa rechtfertigen würden, der zwangsläufig zu einem Weltbrand auswachsen müßte". Es gäbe freilich in der europäischen Politik Knotenpunkte, die aber nicht notwendigerweise mit dem Schwert gelöst werden müßten. Am 28. April war der deutsche Standpunkt in der großen Reichstagsrede Adolf Hitlers eindeutig klargelegt worden. Die beiden Achsenmächte ließen dann keinen Zweifel an ihrer Haltung für die Zukunft mehr übrig durch den Abschluß des deutsch-italienischen Freundschafts- und Bündnisvertrages am 22. Mai. Während auf der einen Seite hier ein Block in der Mitte Europas unter einwilliger Führung geschaffen ist, braucht die mögliche Gegenseite sehr viel länger Zeit und sehr viel verwickeltere Methoden, um sich zu formieren. Chamberlain, den die öffentliche Meinung in England nicht mehr so stark trägt wie vor München, hat zwar Großbritannien gegenüber Polen und Rumänien bei unerschütterlicher Festigkeit des Zusammengehens mit Frankreich festgelegt und durch den Abschluß des Vertrages mit der Türkei in seinem Sinne einen Erfolg erreicht, ein Vertrag mit Sowjetrußland hingegen ist trotz französischer Hilfsstellung beim Abschluß dieses Berichtes noch nicht zustande gekommen. Eine bündnismäßige Bindung England—Frankreichs mit Sowjetrußland würde endgültig Europa in zwei Lager spalten, die beide so stark wären, daß die letzte Kraftprobe auf Tod und Leben ginge. Durch eine solche Abgrenzung aber würde bei verantwortungsbewußter Führung auch die Möglichkeit einer Generalbereinigung nähergerückt. Es bleiben jedoch genügend Gefahrenpunkte, die eine plötzliche Entzündung bringen könnten: die Zwischenfälle in Polen hören nicht auf, und die polnische Presse läßt, mit England im Rücken, jede Spur von Mäßigung vermissen. Andere Staaten, wie Holland und Belgien, Schweden, Norwegen und die Randstaaten zeigen nicht die gleiche Paktfreundlichkeit. Bemerkenswert still ist es in USA. geworden. Die öffentliche Meinung hat zuviel Stoff an dem bevorstehenden Besuch des englischen Königspaares, als daß sie sich intensiv mit europäischen Fragen beschäftigte. — Aus dem Fernen Osten liegen keine entscheidenden Nachrichten vor.

Der sechzigjährige Taube. Je unbereitwilliger ein Mann ist, sich feiern zu lassen, um so feiernswürdiger pflegt er zu sein; und je hartnäckiger ein Dichter auf der Meinung besteht, die sechzigste Wiederkehr seines Geburtstages habe nur ihn und die Seinen zu kümmern, desto nachdrücklicher müssen wir diesen Irrtum einer freundschaftlichen Korrektur zu unterziehen trachten. Chronisten sind immer dankbar, wenn der Mann, dem ihr Augenmerk gilt, ihnen das Handwerk dadurch

erleichtert, daß er, oft genug ahnungslos, ein Wort prägte, von dem aus sein ganzes Wesen erfaßt werden kann. Eine Novelle des Freiherrn Otto von Taube, der am 21. Juni 1879 in Reval geboren wurde, seit über einem Menschenalter in Deutschland und seit fast zwei Jahrzehnten in Oberbayern ansässig ist, schließt mit den sehr ritterlichen und zugleich sehr baltischen Worten: „Das Sein ist mehr als Werk, Leistung und Ruhm; Werk, Leistung und Ruhm nur Ausfluß des Seienden." Und dieser Ausspruch ergänzt sich durch die Bemerkung, die Taube einer seiner Novellengestalten, dem spanischen Dichter Don Alonso Gurea, in den Mund legt: nicht so sehr der Ruhm, der von anderen abhängt, als das Gefühl der Leistung dünkt ihm wert, auch wenn er der einzige sei, der von ihr wisse. Nun, von Taubes Leistung wissen wir seit langem und sind der zuversichtlichen Hoffnung, daß der Kreis der von ihr Wissenden noch manche Erweiterung erfahren wird. Sehr fest im baltischen Boden wurzelnd, den er doch schon früh verlassen mußte; gleichermaßen von der Natur wie von der Geschichte gefesselt und genährt, ohne daß er je die eine Macht an die andere preisgegeben oder das hinter beiden wirkende metaphysische Prinzip aus den Augen oder dem Herzen verloren hätte; ehrfürchtig gegenüber allem Echten, ungeblendet und unbefangen gegenüber den Zeiterscheinungen, die er in Jahrzehnten beobachtet, gedeutet und durchschaut hat; ein einsichtiger Kenner von Ländern, Sprachen, Literaturen und ein vortrefflicher Verdeutscher des Calderon, Camoës, Boccaccio, Stendhal, Alfred de Vigny; stets auf der Suche nach Ursprüngen und nach Ursprünglichem: mit solchen Kennzeichnungen etwa läßt sich Taubes Persönlichkeit andeutend umreißen. Immer wieder hat er dasjenige aufzufinden, herauszuheben und ins Beispielhafte zu rücken getrachtet, was inmitten zeitbedingter Zerstörungen sich als unzerstört zu erweisen wußte. Jede seiner Gestalten lebt aus dem ungeschriebenen, aber dem Menschen ins Herz gesenkten Gesetz und vollendet sich in ihm, sei es selbst im Untergang. Die engen Beziehungen zur romanischen Welt, die seine Anfänge bestimmt haben, wirken noch heute in der Formklarheit und Gehämmertheit seiner Novellen. Sonst aber ist immer beherrschender der deutsche Lebenskreis in den Vordergrund getreten, vielfach in der baltischen, der schwäbischen, der westfälischen Abschattung. Deutlich sichtbar wird diese Entwicklung an dem Roman „Die Metzgerpost", an den schönen „Wanderliedern" und an der groß gesehenen und gedeuteten „Geschichte unseres Volkes", deren zweiter Band heuer erwartet werden darf. An dieser Stelle soll aber nicht Taube allein gedankt werden, sondern auch dem Verlag Friedrich Stollberg in Merseburg, der sich seit einer Reihe von Jahren liebevoll des Taubeschen Werkes annimmt. Auf Taubes einzelne Bücher ist in der „Deutschen Rundschau" jeweils hingewiesen worden. Heute sei des soeben erschienenen Novellenbuchs „Der Fluch über Luhsen" gedacht, das, wie es dem Jahrestage angemessen ist, Taubes dichterische Welt als in einem Extrakt ausdrückt. Von den vier Geschichten spielen zwei im Baltikum, eine in Italien, eine in Schwaben in der Nachbarschaft der prächtigen „Metzgerpost". Natürliche und übernatürliche Schauer mit scharfer Erfassung des Lebendigen verbindend, reich an Bildern und Gedanken, Schuld und Gnade zu Schicksalen spinnend, so geben sie uns absichtslos ein Bild des Dichters selbst. Sie zeigen ihn in jener männlichen

Lauterkeit, in welcher sich die heilige Schüchternheit der Frommen mit der heiligen Nüchternheit der Dichter begegnet. Denn diese beiden Mächte hat er selbst in einem seiner aufschlußreichsten Gedichte allem Leben zu Leitsternen und Richtern aufgerufen.

Hans Poelzig würde am 30. April dieses Jahres seinen 70. Geburtstag begangen haben. Wie unvergessen dieser große deutsche Baumeister und Architekt ist, beweist der volle, würdige und schöne Lorbeerkranz, den Theodor Heuß auf das Grab des am 14. Juni 1936 viel zu früh verstorbenen Meisters niederlegt. Theodor Heuß, dem wir die große Biographie von Friedrich Naumann verdanken, erweist in seinem Buche „Hans Poelzig, Bauten und Entwürfe" (Berlin-Charlottenburg, Ernst Wasmuth) erneut seine Berufung, der Deuter von Leben und Werk großer Zwischen-Erscheinungen zu sein, ohne daß dadurch seine schriftstellerischen Möglichkeiten eine Begrenzung erfahren sollen. Mit einer prachtvollen Einfühlungsgabe gibt er auch hier ein blutvolles, die letzten Geheimnisse eines Menschen aussagendes Lebensbild. Wenn auch das Schwergewicht zur Erkenntnis dessen, was Poelzig uns gegeben hat und weiter hätte geben können, in den 128 Seiten Abbildungen seiner vollendeten und geplanten Bauten liegt, so muß man der biographischen Einführung in ehrlicher Dankbarkeit zuerkennen, daß ohne diese von einem Nichtfachmann geschriebene Einführung des Meisters Werk in seiner ganzen Bedeutung nicht so klar zu uns spräche. Poelzig, der als Schüler Karl Schäfers an der Technischen Hochschule in Berlin begann, als Direktor der Breslauer Akademie fruchtbarste Wirkung entfaltete und als Leiter des „Deutschen Werkbundes" wie in vielen anderen Stellungen vorbildlich wirkte, hat durch bleibende Schöpfungen der deutschen Architektur wesentliche Züge ihres Antlitzes gegeben. Der Wasserturm in Posen, die chemische Fabrik in Luban, die Annagrube in Pschow, das Gaswerk in Reick, das Große Schauspielhaus in Berlin und das monumentale Verwaltungsgebäude der J. G. Farben in Frankfurt a. M. seien als einige der am meisten charakteristischen und bedeutenden Werke genannt. Sie allein sagen nicht genügend aus, was Poelzig als Mensch, Architekt und Lehrer für eine ganze Generation bedeutet hat. Von der Fülle seiner künstlerischen Phantasie, von seinem umfassenden Können, das in der Verbindung mit der einzigartigen Phantasie Zweckansprüche niemals als Zwang oder Not empfand, von der Tragik, die den oft Mißverstandenen und kleinlich Bekämpften umwitterte und schließlich seinen Abschied von Deutschland, dem er ganz gehörte, durch seine Berufung nach Istambul zu einem endgültigen und tödlichen machte — von all diesem berichtet Theodor Heuß in vorbildlicher Klarheit und sympathischem innerem Beteiligtsein. Er erinnert daran, daß Moeller van den Bruck sein Buch über den „preußischen Stil" mit einer Huldigung an Poelzig schloß. Vielleicht hat der Mensch Poelzig Moeller unbewußt zu der Formulierung verholfen, die eine Generation aufwühlte: des „konservativen Revolutionärs". In Poelzig war die helle Disziplinertheit des Geistes und der gestraffte Wille, die das Wesen des echten, immer mißverstandenen Preußentums ausmachten, aber in ihm war auch das Chaotische,

wie Heinrich von Kleists tragische Figur es am stärksten für Preußen verkörperte. Poelzig erlebte und erlitt die Spannung zwischen den polaren Begriffen des Konservativen und des Revolutionären; vor einem Abgleiten ins Chaotische bewahrte ihn sein Verhaftetsein an die tragenden, nie wegzudisputierenden konservativen großen Kräfte. Er war auch in offiziellen Stellungen alles andere als ein preußischer Beamter und hatte immer das wache Bewußtsein, daß gerade in seiner Kunst die entscheidenden Anstöße von den Außenseitern kommen. Aus den Kämpfen seiner Zeit und dem Wissen um die tieferen Zusammenhänge führte er polemisch und in seinen Werken positiv den Zweifrontenkrieg gegen den „Götzen Technik" und gegen den „Götzen Tradition", beide als Werte bejahend. Das Wort von der Baukunst als „gefrorener Musik" bedeutet ihm weit mehr als eine glückliche Pointe. Er sah eine Zukunft kommen, „die nichts mehr weiß von all den Überraschungen, die u n s neue technische Erfindungen und Möglichkeiten bereitet haben, sondern nur das versteht, was an ewiger Melodie in unseren Schöpfungen einzufangen uns vielleicht gelungen ist". Bei seinem Tode schrieb der uns nun auch entrissene Rudolf G. Bindung die Worte, die dem Menschen und Künstler Poelzig seinen Platz gültig in der deutschen Geistesgeschichte anweisen: „Es verliert aber Deutschland einen seiner besten Männer, einen seiner besten Arten — und einen seines eigensten Wesens, wenn es auch nichts davon weiß."

Deutsches Erbe. Vor vierzig Jahren war Rudolf Alexander Schröder unter den Gründern der Zeitschrift „Die Insel", aus der später der Insel-Verlag herausgewachsen ist. In vierzig Jahren strenger Arbeit an sich selbst und damit an dem Werk, das er zu schaffen berufen war, hat er der deutschen Dichtung ein Werk hinzugefügt, das bisher noch kaum in seiner ganzen Gültigkeit erkannt worden ist. Eine Reihe von Versbüchern ist den Freunden deutscher Lyrik zum kostbaren Besitz geworden: eines der meistgesungenen Lieder der Jugend „Heilig Vaterland" hat ihn zum Verfasser, aber dem Lied ist das schönste Schicksal widerfahren, es ist zum Volkslied geworden, bei dem niemand nach dem Verfasser fragt. Das schöne Prosa-Buch „Der Wanderer und die Heimat" hat sich ebenfalls eine Gemeinde erworben, in jüngster Zeit aber haben die geistlichen Dichtungen Schröders und seine Bemühungen um die Erneuerung des deutschen Kirchenliedes diesen Kreis beträchtlich erweitert. Wahrhaft berühmt aber wurde Schröder als Übersetzer Homers und anderer antiker Dichter. Was der Dichter da und dort in Zeitschriften und Einzeldrucken an Aufsätzen und Reden veröffentlichte, ließ alle d i e aufhorchen, die noch zu würdigen wissen, was es für die Nation bedeutet, wenn ihr ein schöpferischer Geist hohen Ranges gegeben ist, der sich die Wahrung des Erbes, die lebendige, nicht literarische Pflege der Tradition zur Aufgabe gemacht hat. Wir lasen diese Aufsätze und Reden mit leidenschaftlicher Hingabe und Dankbarkeit, weil wir wußten, daß hier ein Mann in aller Stille unter uns wirkte und wirkt, der in seinem eigenen Leben das deutsche Erbe, das aus drei Wurzeln zusammenwuchs, der nordischen, der antiken und der christlichen, nicht nur bewahrte und beredete, sondern sich wahrhaft als geistigen Besitz erwarb und dadurch für die ganze Nation bewahrte. — Nachdem nun vor kurzem

als Beginn einer längst fällig gewordenen Gesamtausgabe der Werke Schröders die beiden Bände „Aufsätze und Reden" (Berlin, S. Fischer. RM 15,–) erschienen sind, vermögen wir erst völlig zu ermessen, wie weit, tief und innerlich erfüllt die den gesamten abendländischen Kulturraum umfassende geistige Welt ist, über die Schröder in souveräner, aber darum selbstverständlicher und gelassener Haltung verfügt. Schröder spricht und schreibt über nichts, was nicht zu seiner geistigen Welt gehört. Da diese aber im Grunde die unserer Nation ist, so gibt uns der Dichter in diesen Reden und Aufsätzen uns selbst wieder. Stellvertretend für unzählige, die das, was wir unter lebendiger Tradition verstehen, nicht mehr kennen oder nicht mehr kennen wollen, bekennt sich Schröder zu dieser Tradition, und dies nicht aus Willen oder äußerer Absicht, sondern aus innerem Auftrag, aus einer unermüdlich wirkenden Kraft, aus einer wahrhaft reichen geistigen Substanz. Man mag eine solche Existenz humanistisch nennen – ein Freund des Dichters hat sie „Goethesche Existenz" genannt und damit in den Kern von Schröders Leben und Werk, die beide eine Einheit sind, hineingeleuchtet. Wir aber wollen für dieses Werk, das nach Gehalt wie nach Form und Haltung für beste deutsche Art zeugt, eine Mahnung, zugleich aber auch eine Besinnung darstellt, danken und wünschen, daß die Nation erkenne, wie ihr hier nicht ein literarisches Werk geschenkt, sondern ein unersetzlicher Beitrag zur Erhaltung ihres höheren geistigen Lebens geliefert wurde. Wir wollen nicht glauben, daß ein solches Werk wie das vorliegende seine Aufgabe nicht erfüllen werde: das Erbe der abendländischen Vergangenheit, wie es die große deutsche Vergangenheit in sich aufgenommen hat, als lebenzeugende Kraft in die Gegenwart und die Zukunft hinüberzutragen. Wie das geschehen kann, dafür ist Rudolf Alexander Schröders Werk und Wirken wie weniges in dieser Zeit Zeuge.

Romanauferstehung durch den Film. Literatur und Film geben sich oft als Verbündete aus. Als feindliche Brüder sind sie vielfach debattiert worden. Sie helfen einander aus, aber sie schaden einander auch. Die Literaten (wobei dieses Wort einmal nicht als Schimpfwort genommen, sondern in seiner alten Bedeutung aufgefaßt sei) hatten oder haben dem Film immer wieder vorzuwerfen, daß er niemals literaturfähig werde, auch wenn er sich noch so oft an der Literatur durch Kreditaufnahme, durch Stoffbeleihung vergreife. Umgekehrt haben die Filmleute in ständiger Wiederholung festgestellt – als Männer der Praxis, die zudem das Glück haben, daß ihnen ihr Erfolg recht, ihr Mißerfolg den anderen nur unrecht gibt – daß sie mit der besten Literatur meistens nichts anfangen könnten. Der Film hat, da er jung ist, zumeist über Stoffmangel zu klagen. Im Lager der Weltliteratur liegen Ballen genug da, aus denen sich – so meinen die Zuschneider vom Film – genug schneidern ließe, das sich abermals verkaufen läßt. Die Ergebnisse, die Erfolg haben, kennen alle. Daß sie Erfolg haben, dazu verhilft jeder Kinobesucher, beispielsweise auch der leidenschaftliche Maupassant-Leser, der nur neugierig ist, was der Film aus dem Roman „Bel-Ami" gemacht hat. Da fast ausnahmslos derjenige, der einen verfilmten Roman vorher gelesen und womöglich ziemlich intensiv mitempfunden hat, von

der Verfilmung enttäuscht ist, da sie nur Auszüge, nur Ausschnitte und diese vielfach in einer verändernden und vereinfachenden Komprimierung bringt, geht er meist etwas böse nach Hause. Meist war dieser Leser noch niemals in einem Aufnahmeatelier. Er weiß nicht, daß ein Film, der genau nach einem Roman gedreht würde, vom Zuschauer mindestens zehn Stunden ununterbrochene Aufmerksamkeit verlangen würde. Die Technik schreibt dem Film andere Wege, andere Lösungen vor. An dem Gelingen einer einzigen Aufnahme, die in einer halben Minute am Zuschauer vorbeiflattert, sind manchmal fünfzig Menschen einen Drehnachmittag lang beschäftigt. Der Dichter hat eine unbegrenzte Vorstellung, der sein Leser mehr oder minder unbegrenzt folgen kann, dem Film sind Grenzen abgesteckt. Er kann nicht einfach zeigen. Er muß bilden, abermals Welt bilden, wobei ihm das Neubilden meist besser bekommt als das Nachbilden. Der Film enttäuscht infolge seiner Gefesseltheit die einen, aber er erfreut die anderen, die wir hier die Anspruchsloseren nennen möchten, trotzdem. Viele Leute hören von Maupassants „Bel-Ami" oder „Yvette", von Dumas' „Kameliendame", von Fontanes „Effi Briest", von Ernst Zahns „Frau Sixta" in ihrem Leben zum ersten Male durch den Film. Sie sehen den Film. Der Film macht ihnen Hunger auf das Buch. Sie wollen lesen, was sie gesehen haben. Sie finden auf einem Umwege, den man nicht verachten sollte — und sei man noch so sicher in seiner eigenen Bildung — „ad fontes" zurück. Dafür kann der Freund der Literatur, der den Film noch immer nicht liebt, weil er eben zu anspruchsvoll und zu verwöhnt von Hause aus ist, dem Film dennoch dankbar sein. Die Nachfrage nach den wirklichen Büchern der Dichter, aus denen die Drehbücher der Filmpraktiker entstanden, ist — das kann einem jeder Buchhändler Berlins wie der Provinz erzählen — auffällig stark. Und wer auch dies nicht anerkennen mag, der lasse sich durch die Tatsache mannigfacher erfolgreicher Abdrucke derartiger Romane in Zeitungen und Zeitschriften überzeugen. In Schweden ist zuerst mit der Neuveröffentlichung der „Kameliendame" in Fortsetzungen begonnen worden, als der nach dem Roman gedrehte Greta-Garbo-Film dort anlief. Die Leute rissen sich nach der Zeitung, die zuerst diesen guten Einfall hatte. In Deutschland haben wir bereits einige ähnliche Fälle gehabt, die der Zeitung, die abdruckte, und den Kinotheatern, in denen dieser oder jener aus literarischen Wurzeln herstammende Film gespielt wurde, zu erheblichen Mehreinnahmen verhalf und beinah vergessenen Büchern unzählige neue Leser und Käufer verschaffte. Durch den Abdruck der alten Originalbücher in billigen Zeitungen oder Zeitschriften, die weit eher den anonymen „Jedermann" erreichen, gewinnt man gewiß diesen oder jenen aufmerksam werdenden Neuling für ein gutes Buch. Und das ist es, neben allem Geschäftlichen schließlich, was der Film mit seiner notwendigen Verflachung großer Dinge, die längst ihren ewigen Rang haben und denen er deshalb nicht einmal schadet, doch auch wieder an Gutem für diese erreicht. Deshalb sei man ob der Enttäuschungen, die ein Drehbuch dem gestrengen Literaturfreund stets bereitet, nicht böse. Man erwäge, daß der Film einem guten Buch so doch nützt, mehr als es die geschickteste Buchkritik und der liebenswürdigste Aufsatz in der heutigen Zeit vermögen, in denen die intensivere Werbekraft stets erster Sieger ist.

ARNOLD ULITZ

Hochzeit! Hochzeit!

Erzählung

In der vierten Morgenstunde trat aus dem schlafenden Hause als erster der Hausherr selber, der Müller, Bauer und Kirchendiener Franz Kosiol, der in der ganzen weiten Runde einfach der Franzek hieß, weil alle ihm gut waren. Er schritt höchst behutsam über den Hof, denn viel Stroh lag herum, das vom Tau noch naß war, und allerorten schimmerten Kleckse von Gänsen, Enten und Hühnern. Er aber trug, mitten in der Woche, die Festtagspantoffeln, die seine Klara grün und feuerrot bestickt hatte.

Hektor, der altersschwache, gute, dumme, knickebeinige Hund trottete herbei, um seinen dicken Kopf am vielgeliebten Herrn zu schrubben, aber Franzek wich zurück und rief: „Mein Jesus, ich hab' ja schon die Kirchenhosen an, dummer Kerl!" Der Hund schämte sich und glotzte so voll Greisenschwermut, daß Franzek ihn trotz seiner feinen Hose an sich drückte und ihn kraulte und zu ihm sprach: „Na, komm schon, komm schon! Hast ja gewiß heut noch nichts Fettes gefressen, aber du wirst noch genug Fettes fressen heut, ein Hochzeitsmahl wirst du kriegen, weil die Klara Kosiol eine Klara Mazuga wird, Gott segne sie!" In Hektors einzigem Auge glomm dösige Dankbarkeit; das zweite Auge hatte ihm Klara, als sie noch klein und dumm war, mit einem Kiesel ausgeworfen. „Heul nicht etwa, alter Onkel Triefauge", sagte Franzek gerührt, „es ist nichts zu heulen, sie geht ja nicht aus dem Hause, aber der Joseph Mazuga, der setzt sich herein. Er hat sich keinen zerrupften Vogel gefangen, er setzt sich in kein kaltes Nest." Kosiol war schon seit acht Tagen immer so leicht gerührt, wie es sich ja auch schickt, wenn die einzige Tochter Hochzeit machen soll.

Herr und Hund spazierten dem Tor zu. Es war kein gewöhnliches Tor, nicht wie bei vielen Bauern einfach ein Pfosten rechts und einer links und dazwischen die aus Brettern zusammengehauenen Flügel, sondern eines mit einem richtigen Bogen, und wer bei Wolkenbruch darunter trat, den traf kein Tropfen. Das Holz war schon so schwarz wie Weizenerde, Franzek hatte es niemals anders gekannt. Oben wuchs üppiges Gras und blühten Blumen, ja, ein Johannisbeerstrauch gedieh in der Höhe und trug alljährlich Frucht für die Spatzen.

Einmal, als Klara noch klein und dumm war, hatte sie die kleine Ziege über die Leiter zum Tor hinaufgezerrt, und die dumme, kleine Ziege hatte zuerst gemeint, es sei der Ziegenhimmel da oben, so süß schmeckten die Gräser des besonnten Tores, aber als sie satt war, konnte sie nicht mehr herunter und jammerte wie ein krankes Kind, und die Klara stand im Hof und jauchzte, denn sie war eine Tierquälerin, als sie noch klein und dumm war. „Sie ist ein Biest", lachte Franzek stolz und stopfte sich die erste Pfeife, „sie ist nicht dumm, sie hat's hinter den Ohren, und rosig ist sie und vorn und hinten rund."

Er hätte gern gewußt, ob Klara und Joseph bis heut „gewartet" hatten; es war nicht herauszukriegen, denn man konnte sie nicht fragen, und sie würden von selber nichts sagen, Gott verhüte, daß sie so schamlos wären, davon zu reden. Franzek war ein frommer Mann und sogar freiwilliger Kirchendiener ohne Gehalt, aber er wußte, daß der Mensch nicht völlig ohne Sünde leben kann, und deswegen hat ja Gott das Sakrament der Beichte gestiftet, auf daß die armen Sünder nicht verzweifeln müssen, sondern bekennen und wieder rein werden und nach der Beichte ein Glas Bier trinken können, ach, ein Glas Bier, wie es nur einem Frommen schmecken kann, der von aller Schuld gereinigt ist und, wenn er auf der Stelle sterben müßte, höchstens ins Fegefeuer käme.

Franzek und Hektor standen vor dem Tor, und vor ihnen breitete sich das Land, wo man sie beide kannte und ehrte. Dreißig Schritte zur Linken stand die Mühle, die sich heut nicht rühren sollte, weil Hochzeit war. Dicht vor dem Tor zog die Landstraße aus dem Dorf herauf, und dreißig Schritte zur Rechten gabelte sie sich, so daß die eine Gabelzinke nach Gleiwitz zeigte, die andere nach Ratibor. Großvater Kosiol, der erst vor zwei Jahren gestorben war, vielleicht hundert Jahre alt, vielleicht gar mehr, vielleicht auch nur achtundneunzig, er wußte es nicht genau, der hatte den Platz für Hof und Mühle meisterlich ausgesucht, auf dem einzigen Hügel mitten in einer Quadratmeile ebenen Landes; ein Bauer, der sein Korn nicht zu Kosiols Mühle fuhr, konnte nur ein Idiot sein.

Er lächelte voll Liebe der Landschaft zu, den Kartoffel- und Kornfeldern, den einzelnen Birken und der einsamen Eiche, der Kirche und ihren drei Dörfern, die er aus Versehen immer noch bei ihren polnischen Namen nannte, obwohl sie seit einiger Zeit schöne deutsche Namen trugen, und obwohl er wahrlich, wahrlich, wahrlich ein Deutscher war. Und er lächelte bis zu den Wäldern des Herzogs von Ratibor hin, die sein Heimatländchen im Kreise umhegten, und dachte: „Heut wird auf den Feldern nichts los sein, aus allen Ecken werdet ihr zum Kosiol kommen, zum Gutessen und Guttrinken. Heut ist zwar nur ein Dienstag, aber der Kosiol macht aus dem Dienstag einen Sonntag, und in der Kirche wird ein Hochamt sein, weil Klara Kosiol Frau Mazuga wird."

Er lachte voll Behagen.

Noch glitzerte der Tau, und im Acker Woitineks, der sogar bei der Arbeit den Schnaps nicht ließ und wohl die leere Flasche an einen Stein geschmissen hatte, glühte ein Scherben so stark, daß sein Brennen fünfhundert Meter weit wehtat. „Ja, haha!" lachte Franzek. „Ja, solche Scherben!"

Solche Scherben hatte Klara, als sie noch klein und dumm war, für Edelsteine gehalten und war auf kleinen, dreckigen Beinchen gar oft über die Stoppeln gelaufen, bis sie vor ihrem Diamanten stand, den der Teufel oder seine Großmutter höhnisch den Edelstein in Glas verwandelt hatte. „Haha, jetzt ist sie zweiundzwanzig alt, ihre Beine sind immer sauber, und nicht auf Woitineks Acker braucht sie Edelsteine zu klauben, denn vom Vater hat sie manchen echten und auch ein goldenes Ührchen, das man kaum ticken hört, und ein goldenes Kreuz an goldener Kette." Einmal kam Hochwürden Globisch und sagte: „Franzek, deine Tochter putzt sich zu sehr, das ist Gefallsucht und Prahlerei und ist Sünde."

„Mein Jesus, Herr Pfarrer", antwortete Franzek, „das soll Sünde sein, wo es doch bloß Vorsicht ist? Solche Sachen, Herr Pfarrer, sind wertbeständig, ich putze die Klara ja nur wegen Inflation, das ist der Witz!" Und der Pfarrer sah es ein und lobte Franzeks tüchtigen Verstand, und Klara funkelte auch weiterhin im Gottesdienst, und nur zur heiligen Kommunion ging sie immer schlicht wie ein armes Kind. Auch heut wollte sie schlicht gehen, in schwarzer Seide freilich, aber ohne Edelsteine und Gold.

Franzek ging langsam zur Mühle hinüber, wo seine fünf Gesellen noch schliefen. Noch gar nichts rührte sich, und sogar den Johann, den man den Schnarcher nannte, konnte er nicht hören, so dick waren die Mühlenwände. Da nahm er einen riesigen Stein und warf ihn übermütig gegen die Bretter. Von innen kam ein Laut wie ein Stöhnen oder ungeheures Gähnen, dann rasselte eine Weckeruhr. Franzek freute sich, weil er mit zweiundsechzig noch so stark war, aber plötzlich dachte er verdrossen:

„Stark? Ja, Quark!" Einen einzigen Jungen fertiggebracht, der war im Kriege gefallen, dann noch fünf Mädels gemacht, die waren gestorben, und nur das sechste, das letzte lebte noch, das war die Braut.

Er gedachte also auch an diesem funkelnden Tage des Sohnes und stand verfinstert vor seiner Mühle, denn wenn er des Sohnes gedachte, entsann er sich auch seiner seltsamen und furchtbaren Sünde, die zwar schon längst gebeichtet und verziehen war, und die er doch immer noch bereute. Das war so: im September 1918, als es sich schon gar nicht mehr lohnte, fiel der Franz, so schön wie jetzt die Klara, so stark wie der Vater schon damals, und der Alte brauchte jemanden, den er aus Schmerz und Zorn verfluchen konnte. Da aber Gott zu verfluchen nicht möglich war, verfluchte er die Preußen, und als es darum ging, ob das Land preußisch bleiben oder polnisch werden sollte, und deutsche Freischaren gegen polnische Aufständige schossen, nahm Franzek Rache für den gefallenen Franz, bemalte einen Mühlenflügel mit weißer Farbe, weil auch der polnische Adler weiß war, und ließ ihn nach dem Walde zeigen, wo die Deutschen standen.

Es war achtzehn Jahre her, es war gebeichtet, verziehen und mit einer Wallfahrt nach Annaberg und tausend Vaterunsern gebüßt, aber Franzek stand im frohen Julimorgen totenbleich und wischte sich kalten Schweiß von der Stirn. „Oh, Jesus, Jesus, was war ich für ein schwarzes Schwein!" Die dummen Polen hatten gottlob den weißen Mühlenflügel nicht beachtet, sie waren gerade nach der andern Seite marschiert und ganz genau in eine Falle, gottlob! Und noch am gleichen Tage hatte Gott mit lauter Stimme also zu ihm gesprochen:

„Franzek, was hast du getan? In Breslau, beim Infanterieregiment 11 hast du gedient, für Deutschland hast du geschworen! Deutschland liegt im großen Jammer, und du willst's verraten, weil dein Sohn gefallen ist? Franzek, Franzek, ich habe meinen Sohn hingegeben, daß er am Kreuz für euch alle sterbe. Geh hin und wische das Judaszeichen vom Mühlenflügel, sonst soll dir dein weißestes Mehl zu Ruß werden immerdar!"

Am gleichen Tage noch strich er den weißen Flügel mit der Farbe des Todes

und der Nacht, und am nächsten Tage bot er seine Dienste als Kirchendiener an und verlangte kein Gehalt. Seitdem hatte er an keinem Sonntag in der Kirche gefehlt, und immer hatte er die Glocke geläutet, die die Frommen dreier Dörfer zum Gottesdienst rief, aber er hatte sich eine eigene, schmerzensreiche Theologie geschaffen: er fürchtete, eine so gräßliche Sünde könne kein gewöhnlicher Pfarrer vergeben, allerhöchstens der Heilige Vater, oder von Gott selber müsse ein Zeichen kommen. Oh, oh, Gott hatte Zeichen um Zeichen gegeben, daß er noch zornig sei, die Mädchen starben eines nach dem andern, Sophie, Marianka, Hedwig, Bertha und die niedliche Katka mit ihrem silberblonden Haar. Einen zweiten Sohn versagte ihm der Herr, nur Klara lebte, und ihre Kinder würden nicht Kosiol heißen. Oh, auf der ganzen, großen, schönen Quadratmeile gab es keinen Kosiol mehr, wenn er selber erst dahin war.

Franzek weinte und merkte nicht, daß Johann der Schnarcher ihn sah. Er ließ die dicken Tränen laufen und mit ihrem Salz seine Backen beißen. „So was Verrücktes", sagte Johann zu den andern Gesellen, „er heult um die Klara, und sie bleibt doch im Haus!" — „Dummer Kerl", grinste Stanislaus, „er heult, weil sie morgen keine Jungfer mehr ist!" Aber Wilhelm, genannt Willusch, der schon viele Mädchen geliebt hatte, prahlte: „Wenn ich der Joseph Mazuga wär', dann wär' sie schon seit einem halben Jahr nicht mehr Jungfer!" Dies alles sprachen sie ganz verhalten, denn sie sprachen ihr Wasserpolnisch und wußten, der Herr wollte immer nur Deutsch und Deutsch, obwohl sogar seine eigene Frau besser Polnisch als Deutsch konnte.

Franzek war schon weitergegangen, er schritt am Kartoffelfelde hin und trat durch das hintere Pförtlein in den Obstgarten. Als er dem Hause näher kam, schnüffelte er genüßlich. Ah, die Faulenzer waren aufgestanden, es duftete nach Kaffee, es duftete nach Feiertag, und als er in die Küche trat, sah er die hohe, weiße Kanne, und Veronika und Helene, die beiden Mägde, saßen nicht etwa behaglich beim Täßchen, sondern arbeiteten fleißig, wie's an einem Hochzeitstag früh fünf Uhr sich gehörte. Nur dann und wann taten sie stehend einen Schluck oder bissen ein Stück Streuselkuchen ab, im übrigen blieb jede hurtig bei ihrem Tun; Veronika schnitt gerollten Nudelteig in Fäden, und Helene zerschnitt schönes, saftiges, dunkelrotes Rindfleisch für den Hochzeitsgulasch. Franzek goß sich eine Tasse ein und nahm einen dicken Streifen Kuchen. „Was macht die Frau? Was macht die Braut?" fragte er mit vollem Munde. „Sind oben und beten", antwortete Veronika und begann sogleich zu schluchzen, und Helene salzte im gleichen Augenblick das Rindfleisch mit Tränen. Er wollte diese Heulerei für Unsinn halten, doch als er mit der Zungenspitze einen Streusel aus seinem Schnurrbart fischte, schmeckte auch der Streusel ein wenig nach Salz. „Na, na, na", sagte er mit gebrochener Stimme und wischte sich über die Augen, „sie bleibt ja wenigstens im Hause."

Um sich wieder zu stählen, öffnete er die Tür zur Vorratskammer, und wirklich, er war sofort wieder mannhaft, lachte schallend und klatschte sich auf die Schenkel. „Ob's denn auch reichen wird, he?" lachte er und sah feurigen Blicks auf die Herrlichkeiten, die da hingen und standen und lagen: zwei aus-

geschlachtete Schweine, zwei Kälber, ein halbes Rind, achtzehn Hühner, zwanzig Enten, natürlich gestern schon gerupft und ausgenommen, zehn Mandeln Eier, ungerechnet die acht Mandeln, die gestern als Gabe für das junge Paar ins Haus gekommen waren, prachtvolle Schinken und Leberwürste und Zervelatwürste und die speckreiche, gepfefferte Kiolbassy, und in einer Ecke für sich allein ein ganzer Berg Würste, ach, die Würste, die es nur in Oberschlesien so herrlich gibt, die Krupnioki, die Graupenwürste. Und in zwei großen Tonschüsseln lagen rosig die feinsauberen Gedärme der Enten und warteten, daß man sie um die Entenbeine wickele und brate. „Hahaha! Ich denke, es wird doch reichen!" lachte Franzek, tätschelte eine der nackten Enten, wog einen Schinken in der Hand und schnüffelte in den frischen, reinlichen Duft der geschlachteten Schweine und des Rindes. „Jesus, Mädels, habt ihr auch wirklich Töpfe und Pfannen genug?" fragte er, und seine Stimme zitterte geradezu. „Genug und genug", lachte Veronika, „gucken Sie bloß hierhin, Herr!" und sie öffnete eine zweite Tür, da standen fast bis zur Decke hoch ineinandergeschachtelte Pfannen. An viele war mit Draht ein Brettchen gebunden, drauf stand der Eigentümername, denn die Pfannen stammten aus drei verschiedenen Dörfern. Franzek las die Namen, und wenn er nickte, handelte es sich um eine besonders befreundete Familie, wenn er die Stirn runzelte, schuldeten ihm die Eigentümer noch Geld, aber bei zwei ganz blitzblanken Pfannen lachte er schallend heraus. Sie trugen in sehr schöner Schrift den Namen Schablowsky. Er tippte leicht an die Brettchen, so daß sie schaukelten, und auch Veronika und Helene lachten verständnisinnig, ja, Helene erlaubte sich die Bemerkung: „Es ist ja wahr, die allerschönsten Pfannen hat die Frau Lehrer." – „Weil sie nie was drin zu braten hat", kicherte Veronika. Franzek drohte anstandshalber mit dem Finger, aber er sagte: „Sie könnte schon was drin braten, bloß sie ist so sparsam, wißt ihr, und sie gehen lieber bei allen Hochzeiten und Taufen herum, da ist das Essen billig, und die Pfannen bleiben blank." Im gleichen Augenlick bereute er sein Geschwätz, denn er kannte das Geheimnis vom jungen Richard Schablowsky, der in Dresden Musik studierte, ach, schon so viele Jahre lang, und gar nicht gut gedieh. „Na, na, Mädels", beruhigte er, „der Herr Lehrer spart für die Söhne, daß sie was Hohes werden, laßt ihn nur, laßt ihn!" –

„Wann kommen die andern?" „Die müssen bald hier sein, Herr!" Die andern, das waren noch vier Frauen und fünf Mädels, die hier helfen sollten. Gott geb's, daß sie fertig werden, denn, Jesus, was ist hier noch alles zu tun: zu hacken, zu schneiden, zu schnitzeln, zu mahlen, zu schaben, zu putzen, zu kochen, zu schmoren, zu dämpfen, zu braten und Tische, Tische zu decken, Jesus, Maria!

Aus der Küche ging der Hausherr nur auf Zehenspitzen. Mutter Kosiol war oben bei der Tochter, und am Treppenfuß blieb er stehen und lauschte gerührt dem langen, von Schluchzen geschüttelten Gebet der beiden. Plötzlich brach es mit einem lauten Amen ab, auch das Schluchzen war sofort zu Ende, weil es gottlob eben nur das Hochzeitsschluchzen war, und ganz deutlich klang Klaras Stimme: „Ob ich mir schon die Schuhe anziehen muß, Mammuschka, sie drücken doch so sehr!" „Ach, bleib noch barfuß", antwortete die Mutter auf polnisch,

und Franzek machte sogleich ein strenges Gesicht. Oben ging die Tür, und die Brautmutter trat heraus. „Mein Heiland, Mann!" rief sie, „ich hab' mich ja so schrecklich erschrocken!" Da lachte er ihr entgegen, er hatte ja so großes Mitleid mit ihr, weil sie nur so schlecht deutsch konnte, und weil sie so klein war. Sie war noch ohne Strümpfe, und ihre Füße waren wie Kinderfüßchen. Als sie auf der vierten Stufe ankam, bückte er sich ein wenig und sagte zärtlich: „Was du für hübsche, niedliche Füße hast, nein, wer hat so was schon gesehen!" Sie errötete und lächelte: „Willst wohl noch selber den Bräutigam spielen, du alter Kosiol?" „Ja, ja, das wollen wir machen, alte, gute Kosa!" sagte er und nahm sie mühelos auf den Arm. Kosa hieß zwar Ziege, aber in seinem Munde war es ein verliebtes, gutes Wort. Die Mutter kreischte leise und lugte scheu zur Treppe hinauf, ob etwa Klara sie sehe, dann preßte sie sich an den starken Mann und ließ sich in die Stube tragen, die er, ohne die gute, alte Kosa freizugeben, verschloß.

Die Müllerburschen traten mit großem Getöse ins Haus, denn Lärm zu machen war an diesem Tage Ehrenpflicht, und nachdem sie ein bißchen mit der molligen Helene und der dünnen Veronika geschäkert und den Hektor geärgert hatten, der am ersten Hochzeitsknochen nagte, gingen sie pfeifend, lachend, rufend an ihre Arbeit. Sie räumten die beiden großen Stuben aus und ließen nur Tisch und Bänke drinnen. Sie benagelten die himmelblau und rosa gestrichenen Wände mit Tannengrün. Sie gingen in den Hof, um einen Heuwagen auszuladen, der den seltsamsten Inhalt hatte, nämlich lauter Tische und Stühle, die in drei verschiedene Dörfer gehörten, und sie rechneten und zählten, ob in den beiden Stuben auch Platz für achtzig Gäste sei. Für die übrigen hundertzwanzig, die noch erwartet wurden, stellten sie Tische und Sitze auf der blankgefegten Scheunentenne auf. Und dann kamen Veronika und Helene und brachten hohe Stapel schneeweißer Tischdecken aus selbstgewebter Leinwand, aber wahrlich, hierbei hatten die drei Dörfer nicht mithelfen müssen, sondern all diese weiße Herrlichkeit war noch Mitgift der alten Kosa, der geborenen Ksoll. Für die lange Tafel in der Scheune freilich gab es keine Leinwand, sie wurde mit weißem Kreppapier gedeckt, und es war vom Feingefühl der Eingeladenen zu hoffen, daß sie von selber in die Scheune gingen, wenn sie ohnehin niemals an gedecktem Tische aßen.

Plötzlich stand Franzek bei seinen Müllern, und obwohl er gerade jetzt nicht den scharfen, feurigen Blick wie sonst hatte, tat er doch, als spähe er strenge nach Fehlern, lobte aber dann übereifrig: „Gut so, schön so!" Und er konnte nicht anders, er lächelte verlegen, und so plötzlich, wie er gekommen war, ging er auch wieder, Hektor mit dem Knochen schon hinter ihm drein, und stellte sich vor das Tor, ohne sich um Arbeit zu kümmern, und stand und stand da so stumpfsinnig, konnte man meinen, wie sein einäugiger Hund.

Mit dem Lächeln, das gar nicht weichen wollte, blickte er ins Land hinaus, und siehe, es war nicht mehr leer wie vor zwei Stunden. Überall in der Ferne krabbelte es schon von Leuten, die noch nicht genau zu erkennen waren. Sie kamen einzeln oder in kleinen Trupps auf allen Pfaden und Feldrainen und auf der Gleiwitzer und der Ratiborer Chaussee. Am Waldrand blitzte ein Fahrrad,

da kam wohl schon der Gnilka, der herzogliche Förster, mit seinem Streuselkuchenhunger. Waren die Figürchen schwarz, dann waren's die Männer, und waren sie bunt, dann waren's die Frauen und Mädchen, rosa, hellblau, gelb und feuerrot. Zuletzt freilich gab es nur schwarze und weiße Figuren, denn die Wege waren staubig, es hatte seit acht Tagen schon nicht mehr geregnet, und die Frauen hoben ihre Röcke hoch um sich her, daß die weißen Unterkleider bis zu den Hüften blitzten, mochten sie grau werden! Franzek war entzückt und zeigte alle Zähne – er hatte wirklich noch alle, doch die junge Klara hatte schon eine goldene Plombe.

Plötzlich kam ihm ein guter Einfall. Er lief zur Mühle hinüber, eilte wild die Treppen hinauf, obwohl sein Herz gewichtig klopfte, und dann stand er auf der schmalen Veranda und konnte alles Land im Kreise überschauen. Er war erschüttert: alle Menschen die da unterwegs waren, wollten ins Mühlenhaus, alle brachten festliche Herzen und Eßlust und Trinklust und Tanzlust, und sie marschierten wie auf den Speichen eines riesenhaften Rades heran, aber die Nabe war Kosiols Mühle, war er! „Kommt!" lachte er. „Hochzeit! Hochzeit!"

Leider durfte er die Gäste nicht erwarten, denn in der Kirche gab es mancherlei zu tun, und wenn er sich als Glöckner und Türwächter zwar heut vertreten ließ, die Sache mit den Teppichen und den Birken war doch zu wichtig. Er zog die Schuhe aus, pustete sie wieder blank, steckte die Socken in die Hosentaschen und marschierte dem Dorf zu, in dessen Mitte die Kirche stand. Unterwegs traf er die Helferinnen, die ihn als Herrn Kirchendiener neckten. „Dalli, dalli!" rief er mit Amtsmiene, „ich wenigstens hab' Eile, wir haben heut eine große Hochzeit in der Kirche." Das war in der Tat ein gelungener Witz, daß der Kirchendiener tat, als sei nicht er selber der Brautvater, und die Weiber kreischten und sputeten sich lustig.

Franzek rollte den langen roten Teppich, auf den der ganze Sprengel so stolz war, und zu dem der Müller Kosiol nicht wenig beigetragen hatte, von den Altarstufen bis zum Portal und einen zweiten roten Teppich sodann über die Treppe hinunter, und er achtete sehr sorgfältig, daß sich der etwas bockige Läufer genau so rechtwinklig stufte wie die Treppe selbst, damit nirgends eine Bauschung entstehe und das Brautpaar nicht etwa stolpere, was nämlich Böses bedeutet hätte. Obwohl er ohne Jacke arbeitete, triefte er von Schweiß und war doch noch lange nicht fertig; die neuen Kerzen, die er selber gestiftet hatte, waren noch in die Leuchter zu stecken, und schließlich – denn es sollte so herrlich wie zu Pfingsten sein – mußte er die jungen Birken, von denen er eine halbe Fuhre gekauft hatte, an die Kirchenbänke binden und ein paar Dutzend auch vor dem Portal wie ein Wäldchen aufstellen. Pfarrer Globisch hatte wieder einmal mit ihm von unchristlichem Überschwang geredet, allerdings nur ganz sachte, denn drei große Bleche mit Käsekuchen, zufällig Hochwürdens Lieblingskuchen, jeder einen halben Quadratmeter groß, sowie ein Schinken, ein Huhn und eine Ente hatten ihn versöhnlich gestimmt. Auch Förster Gnilka, der die Birken im Herzoglich Ratiborischen Forst hatte hauen lassen, konnte von der Sendung aus Kosiols Mühle vierzehn Tage lang Schinken essen. Franzek lachte vergnügt: „Ich gönn's euch,

ich gönn's euch ja allen! Freßt euch doch dick, wenn's nur der Klara zum Segen gereicht!"

Aus dem Pfarrhaus kam Bronislawa Kotulla, die gewaltige Köchin, und fragte, ob Herr Kosiol vielleicht Zeit habe, herüberzukommen. Jawohl, Franzek hatte Zeit, und als er ehrerbietig dienernd ins schöne, kühle Zimmer des Herrn Pfarrers trat, traf er noch zwei andere Herren Pfarrer da, die gestern zufällig als Hochwürdens Gäste eingetroffen waren. Oh, sie wollten anfangs Herrn Kosiols sofort erfolgende Einladung keinesfalls annehmen, keinesfalls, bis Hochwürden Globisch selber eingriff und ihnen versicherte, es gebe in der ganzen Gegend keinen gastfreundlicheren Mann als Franzek, seinen lieben Gratiskirchendiener; erst jetzt nahmen sie dankend an, zuerst Herr Pfarrer Biala, dann auch Herr Pfarrer Kiok. Sie verrieten ihm lächelnd, daß sie vom Hochzeitskuchen schon gekostet hätten, und wiesen auf den Tisch, der mit Kaffeetassen und Kuchentellern gedeckt war. Franzek sollte ein Täßchen mittrinken, aber er tat es natürlich nicht, er war ein bescheidener Mann. Sie sprachen ein bißchen von der Ernte, den Mehlpreisen und von der Klauenseuche, die in Westdeutschland ausgebrochen war, und Herr Pfarrer Biala machte den sehr guten Witz, er verstehe weniger von Mehlpreisen als von Mehlspeisen, denn er habe eine Zeitlang im Österreichischen amtiert, und Mehlspeisen seien ihm lieber als jeder Braten. Franzek faßte dies als einen Wink auf und wurde bleich, denn, soviel er wußte, war für den Hochzeitsschmaus überhaupt nichts Mehlernes vorgesehen. Er wurde sehr unruhig, bis Hochwürden feinfühlig äußerte, der Brautvater habe gewiß noch allerlei vor, und Franzek verabschiedete sich und sauste heimwärts.

In die Küche stürzte er ungeheuer aufgeregt, und als er aus Versehen polnisch zu sprechen oder vielmehr zu sprudeln begann, wußte die gute, alte Kosa, die jetzt hier mit glühendem und fast blühendem Gesicht am Regieren war, sofort, es müsse Außerordentliches geschehen sein. Sie sagte schon nach den ersten drei Worten für alle Fälle „Jesus, Maria" und bekreuzigte sich, dann erst hörte sie ordentlich zu, wurde immer vergnügter, gab ihm einen Schlag und verspottete ihn zärtlich, daß ein so großer, schwerer Mann noch so dumm sein könne, und rief: „Veronika! Helene! Was wird das schon für ein Kunststück sein, eine dumme Mehlspeise? Milch, Eier, Zucker, Sahne!" Und zum Franzek gewandt: „Hast du Rum im Hause?" – „Rum? Nicht einen Fingerhut voll." – „Schick' zum Wanjura, dalli, dalli!" Und sie bereitete für einen einzigen Pfarrer eine Mehlspeise vor, zu der sie 30 Eigelb, 3 Zitronen und 1 Pfund Zucker verbrauchte. Er aber schickte zum Emil Wanjura ins Gasthaus; da er jedoch den rotnasigen Stanislaus aussandte, wurde der Rum in der einen Flasche etwas schwächer, weil der Geselle den Schluck, den er getan, mit Brunnenwasser ausglich.

Franzek streichelte sein tüchtiges Weiblein und machte nun beruhigt die Runde durch Haus, Scheune und Garten, denn überall streunten schon Gäste, und gleichgültig, ob einer unter den allerentferntesten Pflaumenbaum geirrt war oder in der dämmerigsten Scheunenecke stand, irgend jemand, entweder einer der Müllerburschen oder eine der Küchenfrauen fand ihn doch auf und reichte ihm eine Tasse Kaffee, ein Stück Kuchen und ein Gläschen weißen Schnaps. Hundertmal grüßte

es dem Hausherrn entgegen: „Oh, der Franzek, endlich, nu, guten Morgen!" Er war wirklich der freundlichste und gebildetste Mann der ganzen Quadratmeile, er hatte eine Art, schon von weitem zu strahlen, daß es jedem warm ums Herz wurde, und eine Art, den Gästen die Hand zu reichen oder auf die Schulter zu legen oder ihnen den Rücken zu klopfen, daß selbst die fremderen im Augenblick meinten, sie gingen schon seit Jahren in diesem Hause an allen Festtagen ein und aus.

Da war die kleine, verwitwete Frau Apotheker Johanna Smolka aus Ratibor, eine geborene Ksoll, die Tochter des jüngsten Bruders des Vaters der Frau Kosiol, geborenen Ksoll. Ach, Apotheker Smolka, der im Pokerspiel und in polnischer Bank immer so wild drauflosgegangen war, hatte seiner Witwe nur wenig hinterlassen, und das bißchen Fleisch an ihrem Leibe, den Busen nicht gerechnet, denn der war falsch, dankte sie den gastlichen Wochen, die sie alljährlich im Mühlenhause verlebte. Durch Klaras Hochzeit war sie in allerpeinlichste Verlegenheit geraten, denn eben um diese Zeit war ihre Freundin Martha Ruda bei ihr zu Gaste, das heißt Frau Ruda beteiligte sich an den Unkosten ihres Aufenthalts, weil die Smolka tatsächlich kaum für sich allein zu beißen hatte. So aßen sie beide nur wenig, gingen aber immer fein und stolz gekleidet. Einen zwölf Seiten langen Brief hatte die Smolka an Franzek geschrieben, um ihn zu bitten, daß auch Witwe Ruda aus Breslau, deren Gatte ein Großkaufmann gewesen sei, zur Hochzeit kommen dürfe, und Franzek hatte durch Postkarte geantwortet: „Natürlich, natürlich, bring' sie mit. Herzlichen Gruß, Heil Hitler! Franzek."

Nun traf er sie im Obstgarten, und nachdem sie in der Hast eine Pflaume fast unzerbissen verschluckt hatte, rief sie mit hoher Flötenstimme: „Oh, Vetter Franzek!" Er umarmte sie sofort und küßte sie auf beide gepuderte Bäcklein, aber er hatte Zeit, zu spüren, daß ihre schwarzseidene Bluse am Rücken schon sehr spröde war, und dachte: Man wird ihr einen Schinken und etwas Speck mitgeben.

Da hörte er ein mehrmaliges, feines Hüsteln und sah eine zweite Dame, gleichfalls in schwarzer, aber viel besserer Seide, und um ihren Hals und über die schwarze Seide hinunter lief eine ziemlich dicke, goldene Kette, so daß er erriet, es müsse die Breslauer Dame sein, die Witwe des Großkaufmanns. Sie war es, die Smolka sagte es, und Frau Ruda bestätigte es und erklärte, wie unendlich peinlich es ihr sei, aufdringlich zu erscheinen. Schon nach den ersten Worten merkte er, daß sie trotz ihres Namens keine Oberschlesierin war, denn sie sprach das Deutsche nicht wie horkiporki, das heißt, es klang nicht wie ein Bretterwagen auf Kopfsteinpflaster. Sie war eine ungemein stolze Dame und sagte unverblümt, daß sie als Witwe eines Lederhändlers en gros es wirklich nicht nötig habe, sich etwa bei einer ländlichen Hochzeitsfeier „aufzufüttern", diesen Ausdruck gebrauchte sie, und er war ganz verwirrt vor so kühlem, städtischem Selbstbewußtsein. Sie hielt ihren Kopf immer auf steifem Halse weit rückwärts, und es war nicht daran zu denken, sie zu umarmen, so unmißverständlich gab sie ihm zu fühlen, daß es eine Liebenswürdigkeit sei, wenn sie überhaupt bei ihm speise, und er konnte nur immer beteuern: „Aber freilich, freilich, das macht ja überhaupt gar nichts, die Speisekammer ist doch voll und voll." —

„Es ist ja wahr", sagte sie und lächelte vornehm, „bei Bauern langt es natürlich immer für eine Person mehr." Ein wenig ärgerte er sich über die Dame, aber im ganzen fühlte er sich doch geehrt, weil ein Gast aus Breslau da war, und fragte nach dem Kaiser-Wilhelm-Denkmal, dem Schweidnitzer Keller und dem Zoologischen Garten.

Sogar in den Ställen traf er Gäste, es waren die Bauern aus drei Dörfern; ihre roten und braunen, knorrigen Hälse atmeten etwas schwierig in den harten, weißen Krägen, und die Schöße des Bratenrocks hielten sie behutsam weit hinter sich, damit kein Schweinemist sie besudele und keine Spreu sie besprenkele. Es gab ein gewaltiges Händeschütteln und Rückengeklopfe, als Franzek kam. Er legte den leicht gekrümmten Zeigefinger quer in den Mund und ließ einen so herrischen Pfiff gellen, daß Willusch, der mit Paula Pokorny, der Bäckerstochter, im Pferdestall scherzte, eiligst gestürzt kam, des Herrn Befehl entgegennahm und ins Haus sauste, um eine ganze Flasche und ein paar Gläser zu bringen.

Als auch Witwe Smolka und Witwe Ruda in den Schweinestall kamen, um die süßen Ferkelchen zu besichtigen, zog Franzek wieder weiter und kam nochmals in den Garten. Da lehnte fast an jedem Baum ein Rad, es sah drollig aus, und auf dem Gepäckträger eines gewissen Rades, das dem Förster Gnilka gehörte, lag ein Rucksack, und dieser Rucksack hatte viele kleine Beulen, so daß Franzek vermutete, der gute Gnilka habe reichlich Kosiolsche Pflaumen gepflückt, aber er lachte nur und drückte Hände, beklopfte Rücken, trank immer wieder ein Schnäpschen. Der Aufenthalt unter den Bäumen tat gut, die Sonne hielt Hochamt zum Hochzeitstag, sie brannte und leuchtete festlich.

(Fortsetzung folgt)

Literarische Rundschau

Ausklang der Bismarck-Ära

Der an der Schwelle des neunten Jahrzehntes stehende Nestor der deutschen Diplomatie, Gesandter L. Raschdau, in Deutschland auch durch eine ausgedehnte publizistische Tätigkeit allseitig bekannt, beginnt seit einigen Jahren sein Material zu veröffentlichen. Er hat dies bisher mit einer Aufsatzsammlung über den „Weg in die Weltkrise" (1912–1919) und mit Erinnerungen an seinen Eintritt in die diplomatische Laufbahn („Wie ich Diplomat wurde") sowie an die Orientkrise 1877 bis 1879 („Ein sinkendes Reich") getan. Jetzt legt er ein stattliches Werk über seine eigentlich verantwortliche Tätigkeit als Vortragender Rat im Auswärtigen Amt über die letzten Jahre der Bismarckzeit und die gesamte Caprivi-Periode vor, dem anscheinend auch ein Schlußband folgen soll: „Unter Bismarck und Caprivi. Erinnerungen eines deutschen Diplomaten aus den Jahren 1885 bis 1894" (Berlin 1939, E. S. Mittler & Sohn. VI u. 381 S. RM 8,–). Er versichert, die vorliegende Darstellung noch vor dem Kriege abgeschlossen zu haben, hat aber natürlich, wie zahlreiche Spuren beweisen, auch in der Zwischenzeit darin weitergearbeitet. Diese Entstehungsform mit ihrem wohlüberlegten, vielfach geradezu historischen Stil hat den Nachteil, daß über vieles, was heute rückhaltlos erörtert werden könnte, noch der Mantel der Liebe gebreitet wird, der nur noch für jene Entstehungszeit berechtigt erscheint, während mancherlei stehengeblieben ist, was als Ämterzank mit Vorgesetzten nach so langer Zeit nur noch sehr bedingtes Interesse beanspruchen darf.

Über die Bismarckzeit ist bei der Flut von Veröffentlichungen der letzten Jahrzehnte allzuviel Neues gewiß nicht mehr zu erbringen. Raschdau versteht es jedoch, dem Kenner sowohl hinsichtlich der internen amtlichen Verhältnisse als auch in bezug auf entscheidende politische Probleme mit Nuancen oder individuellen Gesichtspunkten zu dienen, die für die Beurteilung des Ausgangs der Bismarck-Ära bedeutungsvoll bleiben. Auf diese Weise liefert er, besonders für die tausendfach erzählten Vorgänge, die zu Bismarcks Sturz führten, durch gerechte Verteilung von Licht und Schatten, von Verfehlungen und Versäumnissen auf beiden Seiten, ein eindrucksvolles Bild, dessen Tragödie ganz grell in die Erscheinung tritt, wenn der Gestürzte gleich „König Lear im 5. Akt" gar nicht zu begreifen scheint, daß ihm die Regierungspresse für seine Polemiken gegen seine Nachfolger nicht mehr ohne weiteres zur Verfügung stand. Aber auch für die außenpolitischen Vorgänge an der Wende der Bismarckzeit ergeben sich noch immer Einzelheiten, die aus Raschdaus schriftstellerischer Tätigkeit bereits bekannt waren, in ihrem nunmehrigen geschichtlichen Zusammenhang aber der Forschung nur willkommen sein können, auch wenn sie Raschdaus Schlußfolgerungen nicht überall Folge leisten wird.

Das Bild der Caprivizeit wird demgegenüber in ihrer Epigonenrolle, bei der die ehemaligen Trabanten des Zentralgestirns ihr naturgemäß kümmerliches Licht verbreiteten und dabei mit Mittelchen arbeiteten, die sich an den meteorartigen Wirkungen der Vergangenheit gar nicht messen lassen, bei Raschdau zwar ebenfalls mit Einzelzügen verfeinert, aber sicherlich nicht zugunsten der Hauptfiguren verbessert. Eine spätere Zeit wird freilich über die Personalverhältnisse jener Periode, die im Grunde das bei Raschdau gut zu verfolgende Anwachsen der Selbstherrlichkeit des Kaisers verschuldeten, eher hinwegsehen und hinter diesen mehr sekundären Erscheinungen die tieferen Ursachen suchen müssen. Dann werden auch allzu schroffe Urteile, für die vielfach die letzte Ursache in Raschdaus persönlicher Gegnerschaft lag, für deren Widerlegung aber schon heute mancherlei Material verfügbar wäre, auf ihr berechtigtes Maß zurückgeführt werden. Besonders die völlig negative Charakteristik Holsteins, mit dem sich Raschdau so sehr überworfen hatte, daß der Gefürchtete seiner weiteren Karriere ihr Ende bereitete, wird aus dem noch zu erschließenden Nachlaß Holsteins zusammen mit dem Abstand der Zeiten ihr notwendiges Korrektiv finden; um so mehr als die „Akten" über dessen Rolle ja erst vor kurzem gelüftet worden sind und daher

keineswegs auf Grund der persönlichen Abrechnung Raschdaus als „geschlossen" betrachtet werden können. Geht doch Raschdaus Kritik so weit, daß er sogar Holsteins Vorgehen bei Aufgabe des Rückversicherungsvertrages heftig mißbilligt, obwohl sich die von ihm immer verteidigte eigene Rolle bei den Entscheidungen über das Schicksal dieses Bismarckischen Sicherheitsventils von derjenigen Holsteins nur graduell unterschied. Das Gesamturteil über eine Zeit, die im Schatten des Titanen stand und den lächerlichen Versuch machte, gegen ihn den Kampf aufzunehmen, dürfte allerdings unverändert bleiben, und gerade hierfür sind die Erinnerungen Raschdaus von bleibendem Wert.

Maximilian von Hagen.

Wissenschaft von der Dichtung

Als man vor kurzem den 60. Geburtstag des Berliner Germanisten Julius Petersen feierte, tadelte sein Kollege Franz Koch, daß man in dem Jubilar zu sehr den Nachfolger Erich Schmidts feiere. Das mag richtig sein, aber der ist schon ein Eigener, der nach Zweifeln und Zaudern den lange verwaisten Lehrstuhl des zu früh dahingegangenen Meisters einnehmen durfte. Wie sehr er nicht nur ein Nachfolger, sondern ein Beginner ist, beweist sein jetzt eben erschienenes Buch über „Die Wissenschaft der Dichtung" (Berlin, Junker & Dünnhaupt). Der Titel, der uns etwas knallig erscheinen will, besteht zu Recht, aber es ist zu befürchten, daß er zugleich diesem Werk, an dem der Schöpfer jahrzehntelang gearbeitet haben mag, im Wege steht. Wenn Petersen sonst in seinen Arbeiten mit feinster Rabenfeder schrieb, hier schwingt er meisterhaft den breiten Pinsel, ein riesiges Wandbild von ungemeinem Format hinzuwettern, ohne auf das kleinste Detail zu verzichten.

Es schwindelt uns vor dieser eminenten Fülle des Wissens, das sich keineswegs nur auf die deutsche Dichtung erstreckt, die selbstverständlich im Vordergrund steht, sondern die Weltliteraturgeschichte, so sehr der Verfasser sich gegen diese Wissenschaft und ihre Lehre auflehnt, in seinen Bezirk reißt. Aus den entlegensten Ecken, wie etwa der amerikanischen Dichtung, holt sich Petersen seine Beispiele. Und wie — man möchte sagen — lockend breitet Petersen dieses Wissen vor uns aus. Das Wissen als solches ist ja recht schön und gut, aber es ist schrecklich langweilig und macht seinen Träger unausstehlich, weil er mit seiner Vielwisserei protzt. Wissen ist aber im letzten Grunde nur eine Gedächtnisstütze. Wissen tut's wahrlich nicht. Es muß erfühlt werden. Petersens unwahrscheinliches Wissen ist erfühlt. In jeder Zeile lodert der Enthusiasmus. Er schüttelt die Erkenntnisse und Erfahrungen eines bienenfleißigen und stillbesinnlichen Gelehrtenlebens aus dem Ärmel und erfüllt sie mit einer heißen Liebe zu der Kunst der Dichtung. Demütig neigt er sich vor den hohen Gestalten deutschen Geistes.

Weil er aber demütig ist, so muß auch seine Polemik sanft werden. Polemik muß sein, und in einem wissenschaftlichen Werke darf sie am allerwenigsten fehlen. Wenn sich Petersen mit Gundolfs entsetzlich schiefen Begriffen des Urerlebnisses und des Bildungserlebnisses oder mit Nadlers geistreicher, aber doch bedenklicher Stammestheorie auseinandersetzt, so kneift er nicht, wie so viele Gewaltige, höhnisch-hämisch von der höchsten Sprosse herunter, sondern — das ist der Eindruck — er ist ein wenig betrübt, wie ein guter Papa, der seinen lieben Söhnen freundliche Ratschläge gibt.

Die Hauptsache aber ist, daß man dieses Buch jedem Menschen, der da der Dichtung Stimme vernimmt und also kein Barbar ist, in die Hand drücken möchte, zu schweigen von den jungen der Germanistik beflissenen Herren. Das ist bei allem römisch I und a) und b) so locker und leicht geschrieben, bei aller Strenge und bei aller Nachdenklichkeit.

Ganz gewiß, der und jener und auch der Unterzeichnete, wird hier und da Widerspruch erheben müssen. Aber gerade dieser Widerspruch macht dieses so höchst gelehrte und sehr spannende Buch um so reizvoller.

Denn am Ende sind wir alle
Pilgernd Könige zum Ziel.

Wolfgang Goetz.

Chinesische Legenden

Eine erlesene Kostbarkeit seltenster Art ist die Veröffentlichung der „Chinesischen Legenden", die Lin Tsiu-Sen aus dem chinesischen Urtext ins Deutsche übertrug (Berlin, Alfred Metzner). Diese fünf Legenden umfassen wie in einem köstlich geschliffenen Kleinod die Essenz chinesischen Seins, Wesens, Fühlens und der tiefen Weisheit dieses alten Kulturvolkes, wie unter einem feinen durchsichtigen Schleier. Lin Tsiu-Sen,

der vielen Deutschen in seiner unermüdlichen Arbeit zur Vertiefung des Verständnisses zwischen dem chinesischen und dem deutschen Volke und seinem klugen, unermüdlichen und tapferen Kampfe für sein Volk nicht nur ein Führer zum Verständnis chinesischen Lebens, sondern auch ein Freund geworden ist, krönt hiermit seine kulturelle Arbeit. Mit vorsichtigster Hand nimmt man die vier Farbenlichtdrucke nach chinesischen Gemälden aus dem 17. Jahrhundert zur Hand, die in der meisterhaften Wiedergabe durch die Druckerei Albert Frisch, Berlin, wie Originale wirken, und verfällt dem Zauber dieser in Farbe wie in Form unübertrefflichen Kleinkunst. Auch sie sind in ihrer zerbrechlichen Zartheit und Naturwahrheit Märchen und Legenden. Die Originale aus der Sammlung Lin Si-Lou sind in Wasserfarbentechnik auf Papier gemalt und werden hier zum ersten Male wiedergegeben. Wer je um ein erlesenes und feines Geschenk an verständnisvolle Menschen in Verlegenheit ist, dem wird hier geholfen.

Rudolf Pechel.

Roman-Umschau

Die Wertung von vierzig Romanen und Erzählungen zwingt zur kurzen Besprechungsform. Darum bemühten wir uns um so redlicher, in den folgenden Ausführungen das Wesentliche zu sagen.

In die erste Reihe dichterisch reifer Geschichtsromane gehört das Buch des jungen Schwaben Helmut Paulus „Der große Zug" (Dresden, Wilh. Heyne. RM 8,50). Das heroisch-tragische Zeitalter des Kreuzzuges unter Friedrich Barbarossa mit den morgen- und abendländischen Schauplätzen bilden das Thema, das hier gemeistert wurde. — „Die Heiligen der letzten Tage" heißt Josef Pontens vierte Folge seines Romans der deutschen Unruhe „Volk auf dem Wege". (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 6,50.) In kraftvollen und schönen Sprachbildern erzählt er von der Auswanderung religiös-sektiererisch ergriffener Deutschen, die Zar Alexander 1818 nach dem Kaukasus anwerben ließ. — Mit dem verpflichtenden Anspruch der Geschichtstreue gibt Hildegard Koppen-Augustin in straffer Romanform das Lebens- und Charakterbild des berühmten Paares der Naumburger Stifterfiguren „Eckehard und Uta". (Stuttgart, Hohenstaufen-Verlag. 10 Photos. RM 6,80.) Sprachliche Zucht, schätzenswerter Schlüssel zum tieferen Verstehen unserer frühmittelalterlichen Zeit. — „Der Schwabenkönig", ein zu wenig gekannter Volksheld, ist der 1849 in Klausenburg als „Hochverräter" von den Ungarn erschossene Pfarrer Stephan Ludwig Roth. Kurt Müno zeichnet seine Gestalt im bitteren Volkstumskampf der Deutschen in Siebenbürgen. Ein Volksbuch im besten Sinn! (Wien, Amalthea-Verlag. RM 4,80). — Zwei deutsche Künstler des Spätmittelalters — Bildhauer Johannes Plessen und Stadtbaumeister Elias Holl in Augsburg — stehen im Vordergrund der eindringlichen Dichtung des Mecklenburgers Hans Franck, „Die Stadt des Elias Holl". (Hannover, Adolf Sponholtz. RM 5,80.) Ein künstlerisches Zeugnis vom Walten deutscher Süd- und Nordsehnsucht. — Hohe Kunst der Menschen- und Milieugestaltung liegt in dem von unbeirrter Menschenliebe durchdrungenen Roman „Die Verstoßene" von Martin Beheim-Schwarzbach. (Hamburg, H. Goverts. RM 7,50.) Die Geschichte eines für verloren gehaltenen jungen Menschenpaares, in einem den Tag lang überdauernden Buch festgehalten. — „Tiroler Bergbauerngeschichten" des von der Bühne her bekannten Fred A. Angermayer stellen wir in unmittelbare Nähe der Volkserzählungen von Hans Kloepfer und Karl Springenschmid. (Mühlhausen/Thür., Bergwald-Verlag Walter Paul. RM 4,80.) Urtümliche Sichtbarmachung des biederen und tapferen Tirolers. — Otto Rombach rankt, liebenswürdig-geistreich plaudernd, „um ein paar Seltsamkeiten ein erdichtetes Geschehen" in dem Roman von der jungen Donau „Der standhafte Geometer". (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 6,50.) Kern des Inhalts: der erdachte Streit um die echte Donauquelle. — Als meisterlichem Gestalter einfacher Menschen und Dinge begegnen wir dem saarländischen Dichter Johannes Kirschweng, der in der sprachgeschliffenen Erzählung „Der harte Morgen" (Stuttgart, J. Engelhorns Nachf. RM 2,40) eine schlichte Heimaterzählung ins Allgemeingültige emporhebt. — Max Otto Strauß, Saarbrücker Architekt, tritt in seinem Kleist-Roman „Ein Stern erlischt" (Hannover, Adolf Sponholtz.

RM 5,80) mit beachtenswertem schriftstellerischem Geschick auf. Ein volkstümlicher Beitrag zur würdigen Ausbreitung des Wissens um Kleists kämpferischen Lebensweg. – Gleichen Dienst bietet der Roman von Marianne Westerlind für Mozart, „Der unsterbliche Mozart". (Leipzig, Hesse & Becker. RM 4,80.) Er darf über den Kreis der musikalischen Freunde Mozarts hinaus als volkstümlich wertvoll begrüßt werden. „Lebenshöhe", eine feinsinnige Novelle von Anna Schieber (Heilbronn, Salzers Volksbücher. RM 0,80) berichtet in einer Rahmenerzählung von der ihn zur künstlerischen Höhe führenden Liebe eines jungen deutschen Bildhauers in Italien. – In der Begegnung zweier junger Männer im Wien der Vor- und Nachkriegszeit formt Bruno Brehm besinnliche Gedanken über die sich ergänzende Auseinandersetzung zwischen Deutschen und Italienern. „Die Grenze mitten durch das Herz" (München, R. Piper. RM 3,60), eine Erzählung von sicherer Charakteristik. – Ein siebenbürgischer Frontkämpfer ist „Der Jüngling im Panzer", den Erwin Neustädter weit ausholend in die menschliche und völkische Nachkriegsnot seiner Heimat leibhaftig hineinstellt. (Stuttgart, Hohenstaufen-Verlag. RM 6,–.) – Josef Martin Bauer setzt sein dichterisch strebendes Romanschaffen in einer Erzählung „Zwischenspiel" fort. (Berlin, Propyläen-Verlag. RM 4,–.) Das ungewöhnlich schicksalverflochtene Leben eines Zwillingsbruderpaares mit tragischem Hintergrung ist in Bauers eigenwilliger Sprache berichtet. – Aus kräftig sprudelnder Dichterquelle schöpft Berchtold Gierer den kunstvoll aufgebauten Roman eines berühmten Tiroler Geigenbauers „Die Geige" (Berlin, Propyläen-Verlag. RM 6,50). Beschauliche historische Einfühlung vermittelt lebendige Bilder aus der werkfrohen Welt des Geigenbauers und seiner Jugend-, Ehe- und Familiengeschichte. – Fern der Problematik des Vaters Hermann schreibt Dietrich Stehr den in London spielenden künstlerischen zeitsatirischen Roman „Glücklicher alter Mann" (Berlin, Universitas Deutsche Verlags-A.-G. RM 5,50). Ein über gepflegte Unterhaltungslektüre hinausragendes Buch. – „Die Fenner-Chronik" von Alfred Bohnagen (Hannover, Adolf Sponholtz. RM 5,80) stellt das liebevoll erdichtete Ahnenbuch eines lebenstüchtigen Bauerngeschlechtes aus dem Magdeburgischen dar, über vier Jahrhunderte bis in die Gegenwart erstreckt. – In dem Kriegsbuch „Durst" von Wolf Justin Hartmann (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. RM 4,50) vereinen sich bester soldatischer Geist mit dichterischer Sprachkraft zu der ergreifenden Schilderung des verhängnisvollen Wüstenritts eines jungen deutschen Offiziers in Kameradschaft mit einem türkischen. Ihr Todesringen offenbart zwei Weltanschauungen. – Als Kriegsdichtung ist auch Franz Schauweckers „Panzerkreuzer" (Berlin, Albert Nauck. RM 4,50) hochzuschätzen. „Das Schiff, das in diesem Buch dargestellt wird, ist im Weltkrieg nicht gefahren. Aber es sind viele Schiffe in ihm gefahren", sagt der Autor. Darin liegt auch der Wert seines Romans. – Ludwig Tügel kennt die Menschen der Wasserkante und bestätigt es erneut in einer originellen, gemütvollen Heimkehrergeschichte „Der Brook" (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. RM 2,80). – Einen leidenschaftlich anklagenden Erlebnisbericht schreibt der Steiermärker Sepp Keller „Zwischen Nacht und Tag" (Jena, Eugen Diederichs. RM 3,80), Ausschnitte aus Kampf und Not der Nationalsozialisten Österreichs 1934. – Friedrich Schreyvogl holt mit allzu großer dichterischer Lizenz in „Heerfahrt nach Osten" (München, F. Bruckmann. RM 5,80) das Nibelungenlied in das 5. Jahrhundert hinein. Sein einleitendes Wort zur Begründung überzeugt nicht ganz. – Die intrigenreiche Geschichte der französischen Könige liefert Artur Müller den Stoff zur romanhaft dargestellten Episode der Krönung Ludwig XIII. im Knabenalter und seiner späteren Machtergreifung: „Traumherz". (Berlin, Rowohlt. RM 5,50.) – Unter treffendem Titel: Der Freiheit Silberton" führt Adolf Beiß in den Ideen- und Schicksalskreis eines vom Ideal der Freiheit bewegten Lehrers um 1800 (Ludwig Voggenreiter, Potsdam. RM 3,50). – Das Tierbuch „Situtunga" von Josef Wenter (München, Piper. RM 5,50) versetzt in die unermeßliche Weite der Pampa, in der edelblütige Wildpferde in ihrem gefahrenumlauerten Dasein anzutreffen sind. – Der Ostmärker Kurt Ziesel behandelt die

Nachkriegsnot junger Deutscher, die im Siedlungswerk Kraft und Zuversicht finden. Sein Roman „Verwandlung der Herzen" (Leipzig, Otto Janke. RM 5,20) ist hochgemut und phrasenlos. – Handfest ist auch die Geschichte „Das gesegnete Jahr" von Hellmuth Unger (Berlin, Brunnen-Verlag, Willi Bischoff. RM 5,60), die vom Wirken echter Heimatliebe in der Verteidigung eines Sees gegenüber der Industrie kündet. – Martin Kessel nimmt sich einen waschechten Berliner Maler zu seinem Helden, den er in üppiger Gegenwartsromantik in der Künstlergeschichte „Die Schwester des Don Quijote" (Braunschweig, Vieweg. RM 4,40) um die Schöpfung eines Frauenbildnisses ringen läßt. – Eine erzieherisch wirksame, gemütvolle Walderzählung von Heinrich Sohnrey „Das fremde Blut" (Berlin, Deutsche Landbuchhandlung. RM 3,–) zeigt den Unsegen der Blutmischung auf. – Emmy Ball-Hennings unternimmt Streifzüge in ihre Kindheit: „Blume und Flamme" (Einsiedeln, Benzinger. RM 4,40). Der ehrliche Bericht eines nach innerer Lebenshöhe strebenden Menschen. – Mit dem anreißerischen Titel „Das Haus zu den sieben Todsünden" gibt Christina Amaran „Aufzeichnungen einer Unbekannten" vom Leben der in einem kath. Heim untergebrachten gefährdeten Mädchen. Im Äußeren steckenbleibende Arbeit (Nürnberg, J. L. Schrag. 483 S.) – Vom Leben des Bostoner Zahnarztes Morton, des Erfinders der Äthernarkose (1819 bis 1868) erzählt Adolf Koelsch in dem unsentimentalen Roman „Narkose" (Zürich, Albert Müller. RM 6,–). –

Unter den folgenden aus Fremdsprachen übersetzten Büchern nennen wir zuerst das Epos „Holger und Kirstine" der dänischen Dichterin Marie Bregendahl. (Leipzig, Gustav Altenburg. 429 S.) Geist und Herz haben Anteil an dem dichterisch bedeutsamen Roman, der dänisches Volksleben und Bauerntum an Hand des Schicksals eines in Treue lebenden Siedlerehepaares bestechend klar schaut. – Das Buch „Die Biber bauen am Schwarzweiher" von Mikkjel Fönhus läßt Biber auch wirklich Biber sein, eine köstliche Tiergeschichte. (München, C. H. Beck. RM 3,80.) – Schonungslose Realistik beherrscht ein meist düster beklemmendes Sittenbild, das der Finne Mika Waltari in dem Roman „Ein Fremdling kam auf den Hof" (München, F. Bruckmann. RM 3,50) psychologisch scharf umreißt. – Nordische Ehe- und Menschenproblematik steckt in dem Roman der Norwegerin Sigrid Boo: „Eines Tages kam sie zurück" (Berlin, Universitas Deutsche Verlags A.-G. RM 6,–). Ein Werk von schriftstellerischer Qualität. – Als junger französischer Romancier brilliert Robert Brassillach mit seinem Buch „Ein Leben lang" (München, C. H. Beck. RM 6,50). Prickelnd und geistreich unterhaltender Eheroman, der mit echt französischer Kühnheit Dinge aus intimstem Leben ausspricht, wie es sich ein deutscher Schriftsteller mit Recht versagen würde. Auch ohne solche Preisgabe verborgenster Dinge ginge dem Buch nichts verloren. – Wenn nicht dichterisch, so ist Philipp Gibbs „Brücke zum Morgen" (Berlin, Universitas Verlags-Ges. RM 5,50) doch als ehrlicher Verständigungsbeitrag zwischen Deutschen und Engländern zu schätzen. Eine Art romanhafter Reportage führt in die Auseinandersetzung zwischen Demokratie und autoritärer Staatsform. – Was alles in einem westafrikanischen Negerstaat unter britischer Herrschaft möglich ist, das sagt das Buch des Engländers Joyce Cary: „Ein schwarzer Prinz" (München, C. H. Beck. RM 6,50). Der in Oxford zum Halbeuropäer umgeformte Neger versucht seine Stammesgenossen für die weiße Zivilisation zu gewinnen. Finsterer Dämonenglaube zerschlägt ihm alles und ihn selber. Das Buch dürfte deutschem Empfinden wenig entsprechen. Erich Frank.

Von Daidalos bis zum Parthenon

Der Atlantis-Verlag verpflichtet uns erneut durch ein wertvolles Buch, das man in seiner Qualität dem unvergeßlichen Buche „Gotische Kathedralen in Frankreich" an die Seite stellen kann, zu aufrichtigem Dank. Die „Griechische Plastik in archaischer und klassischer Zeit" (RM 12,–) läßt uns mit einer Fülle von Abbildungen die große Zeit hellenischer Plastik zu lebendigstem Erlebnis werden. In musterhafter Zusammenarbeit haben hier Professor Friedrich Gerke und der Leiter des Atlantis-Verlages, Martin Hürlimann, ein Werk geschaffen, das

anzuzeigen eine Freude ist. Sie haben sich darauf beschränkt, von den griechischen plastischen Werken nur die Originale, über deren Echtheit die Archäologie von heute übereinstimmt, wiederzugeben und spätere, auch noch so berühmte Kopien unberücksichtigt zu lassen. So tritt der seltene Fall ein, daß auch der Kenner einer der größten Perioden menschlichen Kunstschaffens überhaupt veranlaßt wird, eine Revision seiner Auffassung vorzunehmen — im Sinne einer Vertiefung. Die meisterhaften Wiedergaben entsprechen der geistigen Höhe des Textes. Was Friedrich Gerke zu sagen hat über die griechische Bildhauerei — und die Plastik war nun einmal die bestimmende Kunstübung der Griechen — weist neue Wege in der Durchdringung des griechischen Geistes und ist auch im Stil dem behandelten Stoffe ebenbürtig. Nach Gerkes unwiderleglicher Einsicht ist die Geschichte der griechischen Plastik die Geschichte des geformten Menschen. Die Wesensdeutung des griechischen Menschen geschieht aus der Geistesgeschichte, das heißt unter stärkster Heranziehung der zeitgenössischen Literatur. Von der Leibwerdung bis zum ersten Erwachen des Geistes werden wir zum Verständnis der Vollendung des griechischen Menschen geführt, der, an Stadt und Staat gebunden, den ewigen Göttern verhaftet blieb. Im Anfang steht Homer mit seinem Schild des Achilleus, dann als geschlossener Abschnitt die Zeit von 620—560, die Anfänge und der erste große Stil in der Plastik; es folgt die Zeit der Peisistratiden und des Kleisthenes 560—418, Olympia und die Plastik der Perserkriege 490—450, endlich die große Zeit attischer Kunst von Perikles bis zum Untergang Athens 449—404. Außer den trefflichen Bilderläuterungen sei als besonders wertvoll noch die Zeittafel erwähnt.

Anekdoten

Die gute Anekdote hat stets ihr bereites und dankbares Publikum gefunden. So nimmt es nicht wunder, wenn gleich vier Anekdotenbücher neu erschienen sind. Unter dem Titel „Die Rose und der Ziegelstein" genommen von der herrlichen Anekdote, die Hilaire Bellock erzählt, hat Homunculus (S. v. Radetzki) Anekdoten aus aller Welt zusammengestellt und schickt ihnen eine blitzgescheite Einleitung über die Anekdote und den Humor voraus (Berlin, Rowohlt). — Auf bestimmte Kreise von Anekdoten beschränken sich die beiden Bücher von Nowottnick: „Große deutsche Soldaten in 2000 Anekdoten" (RM 3,60) und „Deutsche Künstler, 300 Anekdoten von Malern, Bildhauern, Musikern und Dichtern" (Berlin, Duncker & Humbolt. RM 4,80). Die Soldatenanekdoten sind gegliedert in: Derfflinger, Prinz Eugen, Friedrich der Große, Blücher, Wrangel und Radetzki, Moltke und Hindenburg und ihre Zeit. Die Künstleranekdoten ordnen sich nach Malern und Bildhauern von Dürer bis Thoma, nach Musikern von Bach bis Richard Strauß, nach Dichtern von Sachs bis Hauptmann. Alle vier Bücher bescheren ihren Käufern Heiterkeit und zum Teil nachdenkliche Belehrung. — In den Kreis der Bühne führt die prächtige Anekdotensammlung von Eduard Stemplinger, „Von berühmten Schauspielern" (München, R. Piper. RM 2,40), dem wir schon die „Anekdoten von berühmten Ärzten" verdanken. Mit einer sehr hübschen Einführung vereinigt Stemplinger hier 270 Anekdoten, für die er gewissenhaft die Quellen angibt. Hier schlingt sich ein wunderbar bunter Reigen von den höchsten Höhen der Bühne bis zur Schmiere, von den berühmten Größen der Vergangenheit bis zu heutigen Trägern der Anekdote wie Carl Valentin. Das Buch ist für jeden, besonders für den Theaterfreund, höchst anziehend. Es berichtet auch von Sängerinnen und Intendanten, vom Souffleurkasten und der Zensur.

Rudolf Pechel.

Vom rechten Wandern

Josef Hofmillers von seiner Witwe neu herausgegebene Schriften sind inzwischen um einen Band vermehrt worden. „Wanderbilder und Pilgerfahrten" (Berlin, Karl Rauch). Das Buch ist ein Beleg dafür, daß, wie es bei allem Erleben schließlich auf den Erlebenden ankommt, auch Wandern und Reisen nur dem unvergänglichen Gewinn bringen, dessen leibliches und geistiges Auge so aufgeschlossen ist wie das Josef Hofmillers. In vollen Zügen genießend, gibt er sich zugleich Rechenschaft von dem Warum jeden Eindrucks, weiß um die Mittel, mit denen ein Architekt seine Raumwirkungen erzielt, um die geschichtlichen Menschen und Ereignisse, die das Bild einer Stadt geformt haben. Nicht minder empfänglich als für

die stumm-beredte Schönheit von Landschaft und Kunstwerk ist Hofmiller für gute Einkehr und einen feurigen Trunk. Die Reihe der Kapitel, die von nördlichen und südlichen Reiseorten handeln, wird bei vielen Lesern holde Erinnerung, bei anderen ungestüme Sehnsucht wecken. Höchst reizvoll ist, wie Hofmiller und sein Wandergefährte sich auf römischem Boden besinnen, daß sie ja noch allzu wenig von Deutschland kennen — und wie sie dann, im Herzen Deutschlands, einen Hymnus anstimmen auf das italische Land, wo sie das Sehen gelernt haben. Eben dies Kapitel „Vom Wandern" enthält Leitsprüche, ohne die niemand seine vier Pfähle verlassen sollte. Helene Raff.

Literatur

Eine zweibändige Ausgabe, geschmackvoll ausgestattet, von „Matthias Claudius' Werken" leitet Hermann Claudius ein. Sie ist mit vielen Holzschnitten und Bildern nach Kupferstichen von Chodowiecki geschmückt (Dresden, Oskar Günther). Die Nachweise über die ersten Drucke der einzelnen Stücke sind Redlichs Ausgabe der Sämtlichen Werke entnommen. Die Ausgabe erschien unter dem Titel „Asmus omnia sua secum portans oder Sämtliche Werke des Wandsbeker Boten"; der erste Band enthält den 1.—5., der zweite den 6.—8. Teil. — In vier Abschnitte gliedert sich die schöne und lebendige Sammlung „Goethe als Begleiter", zu der Richard Benz eine feine Einführung schrieb (München, R. Piper. RM 4,80): Leben; Kunst und Künstler; Gott und Religion; Natur, so daß man zu jeder Stunde sich Rats holen kann aus dem unerschöpflichen Born Goethescher Weisheit. — Hans Carossas Rede auf der Jahrestagung der Goethe-Gesellschaft 1938 „Wirkungen Goethes in der Gegenwart" ist als Sonderdruck in ausgezeichneter Ausstattung erschienen (Leipzig, Insel-verlag). Wir können sie jedem Goethefreund nur dringend ans Herz legen, da hier in vorbildlicher Klarheit und höchstem Verantwortungsbewußtsein gesagt wird, was Goethe unseren Tagen zu geben hat. — Im Jahre 1783 schrieb Schiller, daß die unüberwindlichen Schwierigkeiten, die sich bei der Aufführung des „Fiesco" gezeigt hätten, ihn veranlaßten, dem Schauspiel eine mehr theatralische Gestalt zu geben. Diese neue Fassung, die sogenannte Mannheimer Fassung 1784, ist jetzt neu herausgegeben worden: „Die Verschwörung des Fiesco zu Genua" (Leipzig, Dietzmann) und hat in unseren Tagen die Bühnenprobe glänzend bestanden bei der Aufführung in Leipzig. Herausgegeben und eingeleitet ist diese Bühnenfassung von Paul Smolny. Ein Nachwort schrieb Reinhard Buchwald. In dieser Mannheimer Fassung, die man als eine sebständige Dichtung ansprechen kann, ist an Stelle des tragischen Fiesco der heroische getreten, was auch den versöhnenden Schluß bedingt, indem Fiesco verzichtet, sich zum Herrn der Republik zu machen und nur der Schöpfer der Freiheit für seine Mitbürger sein will. Paul Smolny hat mit der gleichen sicheren Hand auch Friedrich Hölderlins Trauerspiel in zwei Akten „Der Tod des Empedokles" eingerichtet (München, Theaterverlag Langen-Müller). Ihm gelang es, bei der Aufführung, die ebenfalls in Leipzig im Alten Theater stattfand, dem bisher für die Bühne nicht zugänglichen Werke zu einem Erfolg zu verhelfen. Smolnys Arbeit verdient jede Anerkennung, denn er wirbt für das dichterische Theater gegenüber dem nur den Unterhaltungsinstinkten dienenden. — Daß Eduard Mörike ein Genie der Freundschaft war, erhärten aufs neue die 250 Briefe an Wilhelm Hartlaub, die unter dem Titel „Freundesliebe und Treue" Gotthilf Lentz herausgibt (Leipzig, Leopold Klotz. RM 5,80). Wichtig für den Mörikefreund ist, daß in dieser Ausgabe 70 bisher ungedruckte Mörikebriefe erstmalig vorgelegt werden. — „Anna Elisabeth von Droste-Hülshoffs Werke" werden in einem Bande von Wilhelm von Scholz herausgegeben (Stuttgart, Walter Hädecke. RM 5,50) zum 90. Todestage der Dichterin. Mit dichterischer Hand hat Wilhelm von Scholz die Auswahl getroffen und alles das aufgenommen, was auch heute und für immer seinen Platz in der deutschen Dichtung aus dem Werke der Droste behalten wird. — Eine verdienstvolle Arbeit hat Siegfried Berger verrichtet, indem er die landeskundlichen Aufsätze von Luise von François unter dem Titel „Aus der Provinz Sachsen" erstmalig in Buchform zusammenstellte und herausgab (Querfurt, R. K. Jaeckel. RM 3,50). Zu den sechs Aufsätzen ist die Erzählung „Der Erbe

von Saldeck" hinzugefügt. Ein verständnisvolles Nachwort und Anmerkungen sowie ein Stichwortverzeichnis gab Siegfried Berger hinzu. – Eine literarische Kuriosität Otto Julius Bierbaums „Der Mann mit dem porösen Schädel" ist in einer Sonderausgabe erschienen, die bibliophilen Wert besitzt, schon allein wegen der Zeichnungen und Bilder von Hubert Berke (Leipzig, Karl Rauch). Die Ausgabe ist in der deutschen Werkschrift von Rudolf Koch gedruckt auf feinem Büttenpapier. – Eine Sammlung „Italienischer Gedichte" stellte Horst Rüdiger zusammen (Leipzig, Karl Rauch), in der die deutsche Übersetzung dem italienischen Texte gegenübergestellt ist. Von Franz von Assisi bis zu d'Annunzio ist hier eine Fülle wertvollster italienischer Gedichte vereinigt mit der deutschen Übertragung, die von Dichterhand stammt. Von den deutschen Übersetzern nennen wir Hofmannswaldau, Brockes, Bürger, Lenz, J. G. Jacobi, Schelling, Rückert, Carus, Gregorovius, Rilke, Stefan George und Isolde Kurz. – Eine ausgezeichnete Übersetzung von Hesiods Sämtlichen Werken gibt Thassilo von Scheffer heraus (Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. RM 3,–). Sie enthält die Theogonie, die Werke und Tage und den Schild des Herakles. Sachkundige Anmerkungen sind zur Erläuterung beigefügt. Diese Ausgabe der guten „Sammlung Dieterich" ist deshalb so besonders zu begrüßen, weil hier eigentlich erstmalig Hesiod den Deutschen erschlossen wird, dessen Wichtigkeit für die Entwicklung der griechischen Poesie der Homers nur wenig nachsteht. – Eine für den Niederdeutschen, aber auch für alle an eigengewachsener Dichtung interessierten Deutschen höchst willkommene Gabe ist das von Friedrich Schult eingerichtete „Frühes plattdeutsches Kabinett" (Hamburg, H. Ellermann). Denn in ihm sind wirkliche Perlen plattdeutscher Dichtung vereinigt aus dem 18. und dem Beginn des 19. Jahrhundert. Neben Johann Heinrich Voß sind unter anderm vertreten G. H. von Halem, J. H. Chr. Meyer, Babst, Gerdes, Wolke, Scheller, Bornemann und einige Volkslieder. Dem Verlag und Herausgeber schulden wir alle Dank, daß hier echtes poetisches Volksgut der Vergessenheit entrissen wird. – Der Engländer Thornton Cook hat das „Leben von Thomas und Jane Carlyle" in einem fesselnden Roman behandelt (München, F. Bruckmann, Deutsche Übertragung von Hans Böhmer). Die Romanform belebt das Interesse, ohne daß darunter irgendwie die sachliche Richtigkeit der Darstellung leidet, denn auf Schritt und Tritt kann man feststellen, daß Cook für das vorbildliche Leben dieses Ehepaares alle Quellen auf das genaueste studiert hat. So entsteht ein reizvolles Bild der beiden, von der intimen Nähe aus gesehen. – Enid Starkie schildert in dem Buche „Das trunkene Schiff" das Leben des ungewöhnlichen französischen Dichters Arthur Rimbaud (Berlin, Hans von Hugo. Aus dem Englischen übertragen von Hans B. Wagenseil. 5 Abbildungen). Das innere Beteiligtsein an dem Schicksal Rimbauds hat in keiner Weise die objektive Würdigung beeinträchtigt. Auf Grund eines intensiven Quellenstudiums wird hier das Bild dieses Menschen eines verfehlten Lebens, eines Abenteurers aus dem Blute und eines Revoltierers aus Schicksal biographisch gerecht dargestellt. Rimbaud, der aus dem Zwiespalt seines Lebens in Frankreich, aus einer tiefen Sehnsucht nach Einfachheit, völliger Unabhängigkeit und menschlicher Güte in den Sudan und nach Abessinien ging, fand hier, was er suchte, ohne dadurch innere Ruhe zu erreichen. Die Eingeborenen erwiesen ihm göttliche Ehren. Seinem ungestümen Drang, ein Leben zu formen, das nicht geformt werden konnte, geschah dadurch nicht Genüge. Es ist nützlich, in dieser biographischen und lebendigen Form sich seiner wieder zu erinnern, der auf die Entwicklung der Dichtung um die Jahrhundertwende einen ungemessenen Einfluß hatte. Die Übersetzung der Gedichte stammt von R. L. Ammer und ist der Sammlung des Inselverlages von Rimbauds Gedichten entnommen.

Geschichtliches, Politisches, Menschliches

Wenn Liddell Hart in seiner geistreichen und ganz eigen gewachsenen Art das Wort nimmt, so kann er auch bei den deutschen Lesern jederzeit des größten Interesses gewiß sein. In seinem neuen Buche spricht in erster Linie der Soldat Liddell Hart, der eine Art Rettung eines der bedeutendsten Männer aus der römischen Geschichte unter-

nimmt: „Der Feldherr. Die Taten des Publius Cornelius Scipio Africanus" (München, C. H. Beck. 7 Karten. RM 5,80). Er setzt den Römer von seinem großen Feinde Hannibal scharf ab, und die Waage senkt sich zugunsten seines Helden, dessen geniale Kriegskunst er ebenso in helles Licht stellt wie seine diplomatische und moralische Überlegenheit. Diese bewies er besonders in den milden Friedensbedingungen nach der Schlacht von Zama, aus denen ihm das undankbare Rom dann einen Strick zu drehen versuchte, so daß er aus Ekel über die Kleinheit seiner Landsleute sich in freiwillige Verbannung begab. Hier wie auch sonst in dem ganzen Buche zieht Liddell Hart freimütig und scharf Parallelen zu Kriegen und Friedensschlüssen neuer und neuester Zeit. Das Buch gehört zu den wesentlichen Neuerscheinungen; die gute deutsche Übersetzung stammt von C. von Mayer. — Ein bedeutendes Werk ist gleichfalls das Buch: Saint-René Taillandier: „Heinrich IV. von Frankreich" (München, Georg D. W. Callwey. 15 Abb. RM 12,50). Man weiß, wie stark die Erinnerung grade an diesen König auch heute noch im französischen Volke lebendig ist, weil es in ihm die reinste und stärkste Verkörperung echt französischer Eigenschaften empfindet, die das Volk an sich selber liebt. Der geistreiche Verfasser gliedert sein Buch in die beiden Teile nach dem bekannten Worte, daß Paris wohl eine Messe wert sei: vor der Messe und nach der Messe. Aber nicht nur die strahlende und kraftstrotzende Persönlichkeit Heinrichs IV. kommt voll zur Geltung, sondern auch der geborene Herrscher, der kluge Staatsmann, der gute Soldat und der gewiegte Diplomat. Aus dem Kampf der verschiedenen Weltanschauungen und Strömungen, in denen der König sich siegreich behauptete, fallen auch auf Gegenwartsprobleme helle Lichter. — Der Verfasser des Buches „Die Welser landen in Venezuela" (Leipzig, W. Goldmann. RM 6,80) schreibt unter dem Pseudonym Erik Reimers, hinter dem sich nach den Angaben des Verlages ein jüngerer deutscher Schriftsteller verberge. Das Buch ist eine schöne Talentprobe. Denn die ersten deutschen Kolonialbestrebungen in Südamerika werden sachkundig und höchst lebendig geschildert. Diesen ersten Kolonisationsversuch leitete mit finanzieller Unterstützung der Welser der Süddeutsche Ehinger, der eine Art Gouverneur war. Ihm folgte der Ulmer Federmann, den dann Philipp von Hutten ablöste. Hutten drang in echter Abenteurerlust in Gegenden am Amazonasstrom vor, die nach ihm bis heute kein Weißer wieder betreten hat. Bei der Ohnmacht des damaligen Reiches mußte dieser erste deutsche Versuch, drüben Boden zu fassen, an dem überlegenen Angriff Spaniens scheitern. — Gleichfalls von deutschen Kolonialversuchen in Südamerika berichtet Wilh. Pferdekamp: „Deutsche im frühen Mexiko" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 11 Tafeln. RM 7,—). Er weiß auf Grund der Quellen von kühnen deutschen Menschen, die mit Cortez hinüberzogen, von deutschen Handwerkern, Kaufleuten, Bergleuten, von der ersten Druckerei im neuen Kontinent, die Deutsche begründeten, von der weittragenden Kulturtat der Entwässerung des Tales von Mexiko und von der Entdeckung und Besiedlung Kaliforniens durch deutsche Missionare in fesselnder Form zu berichten. —

Eine ganze Reihe von Büchern behandelt wiederum Napoleon und seine Familie. Da ist jetzt der zweite Teil eines der wichtigsten Bücher erschienen, der Denkwürdigkeiten des Generals Marquis von Caulaincourt, „Mit Napoleon in Rußland", dessen ersten Teil wir hier bereits anzeigen konnten (Bielefeld, Velhagen & Klasing. 8 Abb., eine Karte. RM 8,50). Die sehr gute Übersetzung, Auswahl und Bearbeitung stammt wiederum von Dr. Friederich Matthaesius. Der Großstallmeister Napoleons, der Herzog von Vicenza, hat während des russischen Abenteuers regelmäßig Tagebuchaufzeichnungen gemacht und erlebte die Erfolge, die Gefahren und den Zusammenbruch in der unmittelbaren Nähe des Kaisers. Caulaincourt war Napoleon ergeben, sah aber die Fehler des verhängnisvollen Feldzuges mit unbestechlicher Klarheit. Von dem menschlichen Wert dieser Aufzeichnungen abgesehen, die in ihrer Unmittelbarkeit erschüttern, sind seine Erinnerungen von größtem historischem Werte. — Geschichte im Spiegel der Zeitung gibt in aufrüttelnder Lebendigkeit das Buch von Alfred Kröger: „Die Zeitung erlebt Napoleon auf dem Wege von Elba nach St. Helena" (Berlin, B. Hahnefeld. 24 Kunstdrucktaf. RM 5,80). Aus den Schätzen seines eigenen Zeitungsarchivs hat Kröger in geschicktester Form die Dokumente zusammengestellt und kommentiert, die es uns ermöglichen, den letzten Versuch Napoleons, die Herrschaft wiederzugewinnen, mit dem Gefühl und den Augen der Zeitgenossen zu sehen. Und da sieht denn Geschichte freilich anders aus, als rückschauende Historiker sie zu vergegenwärtigen in der Lage sind. — Napoleon selber kommt als Autor zu Wort in dem von Hans E. Friedrich übersetzten, herausgegebenen und eingeleiteten Buche: „Napoleon I. Darstellung der Kriege Caesars, Turennes und Friedrichs des Großen" (Berlin, F. Vorwerk. 4 Porträts, zahlreiche Karten und Skizzen. RM 12,50). Bekanntlich schrieb Napoleon in der Verbannung auf St. Helena diese drei Abhandlungen, die aus den bitteren Erkenntnissen des Exils und des endgültigen Fehlschlags seiner Pläne heraus ihm zu gleicher Zeit Selbstkontrolle wie eine Art von Testament bedeuteten. Die Würdigung Cäsars und Turennes ist kongenial den dargestellten Feldherrn, in der Kritik, die er an dem von ihm bewunderten Preußenkönig übt, geht er nach militärischem Urteil gelegentlich über das Ziel hinaus. Es ist lebhaft zu begrüßen, daß wir diese wichtigen Arbeiten Napoleons nun auch in mustergültiger deutscher Übersetzung besitzen. — Über „Königin Hortense" hat Alphons Nobel ein ungewöhnlich fesselndes Buch geschrieben (Frankfurt, Societäts-Verlag. 16 Bilder. RM 5,40). Bei aller Sachkunde, beruhend auf genauem Quellstudium, hat Nobel es verstanden, die Frau mit ihren Vorzügen und Schwächen in lebens- und blutvoller Form erstehen zu lassen. Die Königin Hortense, die Napoleons Bruder Louis, den König von Holland, heiratete, war bekanntlich die Tochter Josephines und wurde die Mutter Napoleons III. Sie stand Napoleons Herzens nahe und galt für eine der reizvollsten Frauen des Kaiserreichs, das sie in seinem Glück und Untergang in die Strudel der großen Politik zog, ohne ihr Frauentum zu verkümmern. Sie war in Wahrheit die Erbin Napoleons, dessen Tradition sie an ihren Sohn weitergab. — Zum englischen Gegenspieler Napoleons führt uns das Buch von J. Holland Rose: „Der jüngere Pitt" (München, Georg D. W. Calwey. 13 Abb. RM 7,50). Der englische Verfasser zeichnet ein meisterhaftes Porträt eines großen, typisch englischen Staatsmannes, der schon mit 22 Jahren ins Parlament kam und mit 24 Premierminister wurde. Er hat mit ungewöhnlicher Zähigkeit und Folgerichtigkeit Englands Geschicke während der Französischen Revolution und Napoleons Herrschaft geführt und brachte die große Koalition gegen Napoleon zustande. Die Darstellung ist meisterhaft in ihrer knappen Klarheit und Folgerichtigkeit. Das Buch erhält noch eine ganz besondere Lebendigkeit durch die Aufnahme politischer Karikaturen aus der damaligen Zeit, die von genialer Treffsicherheit sind. — Ein anderer Engländer, H. Montgomery Hyde, gibt das Lebensbild der „Fürstin Lieven", die man „die diplomatische Sibylle Europas" genannt hat (Berlin, Paul G. Esser. 17 Abb. RM 7,80. Deutsche Übersetzung von Otto Frommer). Dorothea von Benckendorff, Gattin des Londoner russischen Gesandten Fürst Lieven, der von 1812 bis 1834 diesen Posten innehatte, war die Geliebte Metternichs und Freundin von Männern wie des Herzogs von Wellington, Cannings, Lord Castlereaghs, Greys und Aber-

Kur - Erholung - Reisefreuden



Dr. Lahmanns Sanatorium
„Weißer Hirsch" seit 1888
in Bad Weißer Hirsch-Dresden.

Die klinisch geleitete vorbildliche physikalisch-diätetische Heilanstalt für innere und Nerven-Krankheiten.

7 Fachärzte / Alle neuzeitlichen diagnostischen und therapeutischen Einrichtungen / Auffrischungskuren.

(Im Kurort: Golfplatz, Tennisplätze, Schwimmbad.)
Man verlange Werbeschrift U

Die in der „Deutschen Rundschau" inserierenden Kuranstalten und Bäder senden unseren Lesern auf Wunsch gern ihre Drucksachen mit ausführlichen Aufschlüssen zu.







Das ist nicht nur der Traum der Romantiker, es ist zugleich die Forderung des Arztes Oertel, der die Terrainkuren begründete. „Manigfaltigkeit der Szenerie und Ortswechsel": ohne diese Vorbedingung sind Terrainkuren nicht durchzuführen. „Manigfaltigkeit der Szenerie und Ortswechsel": das könnte zugleich eine treffende Charakterisierung der Landschaft von Baden-Baden sein. Mit Terrainkuren, für die der Arzt Spaziergänge in vorgeschriebenem Wechsel auf ebenen, leicht ansteigenden und steilen Wegen verordnet, werden Herzleiden gebessert und die Fettsucht gemindert. Terrainkuren pflegt von jeher:

das Weltbad BADEN-BADEN

Heilbad im Schwarzwald



Thermen gegen Rheuma, Gicht und Katarrhe
Spielbank: Roulette, Bakkara, Klondyke

Bäder- und Kurverwaltung Baden-Baden, Anstalt des öffentlichen Rechts

deens. Sie hatte einen berühmten Salon in London, tonangebend für Mode und in der Gesellschaft, in dem politische Intrigen wichtigster Art gesponnen wurden. Ihre Tagebücher waren bis 1936 sekretiert; aus ihnen und ihren Briefen schöpft der Biograph seine genaue Kenntnis. Auf Veranlassung Lord Palmerstones mußte sie 1834 London verlassen, nach kurzem Aufenthalt in Rußland ging sie nach Paris, wo sie enge Freundschaft mit dem Historiker und Staatsmann Guizot verband. Sie muß von ungewöhnlichem Reiz gewesen sein: allein durch ihn und ihre Schönheit und ihren Geist beherrschte und fesselte sie die Männer. Ihr Biograph ist einer der vielversprechendsten jüngeren englischen Historiker an der Universität Oxford. Erfreulicherweise kündigt der Verlag auch die baldige Herausgabe ihrer Briefe an den Fürsten Metternich an. — Das Buch von Wilhelm Wolfslast „Der Seekrieg 1914 bis 1918" (Leipzig, v. Hase & Koehler. 10 Karten. RM 6,80) ist ein ausgezeichnet klarer und übersichtlicher Führer durch die gesamten Kampfhandlungen der Kriegsmarine im Weltkriege und ersetzt für den militärischen Laien vollständig das große Archivwerk der Marine. Wolfslast beherrscht die deutschen wie die ausländischen Quellenwerke lückenlos. Er versteht den Stoff in klarer Gliederung und fesselnder Darstellung vorzutragen unter ausreichender Berücksichtigung der politischen Momente, die beim Einsatz der Flotte, vor allem bei der Entwicklung des U-Boot-Krieges, ihre oft so verheerende Rolle gespielt haben. — Auf Grund der regelmäßig und sorgfältig geführten Kriegstagebücher des Generalobersten v. Einem hat Junius Alter das Werk veröffentlicht: „Ein Armeeführer erlebt den Weltkrieg" (ebenda. 16 Abb. RM 9,80). Ohne nachträgliche Retusche werden wir hier in die Arbeit eines Armeehauptquartiers versetzt und erleben im einzelnen das Arbeiten des unendlich komplizierten Apparates und die Verantwortung einer solchen Stelle. Bei der Klarheit, mit der der Generaloberst die politische Entwicklung in ihrer Bedenklichkeit verfolgte, erhebt sich erneut die Frage, warum es den maßgebenden deutschen Soldaten versagt blieb, bei der unzulänglichen politischen Führung von ihren Erkenntnissen zur befreienden Tat zu schreiten. — Wie notwendig ein solches Eingreifen gewesen wäre, erweist mit erschütternder Deutlichkeit das Buch vom Ende des zweiten Reiches, das Wilhelm Ziegler auf Grund der Akten und unmittelbarer persönlicher Erlebnisse schrieb: „Volk ohne Führung" (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. RM 5,80). Der Titel trifft mitten ins Schwarze, denn von einer Führung, die diesen Namen verdient, war weder unter Bethmann-Hollweg noch unter seinen Nachfolgern die Rede. Die Tragödie des militärisch vorbildlich, politisch völlig unzureichend ausgerüsteten Volkes tritt hier in ein scharfes, grelles Licht, und die Schuld der Parteien und Interessenten wird unbarmherzig gegeißelt. Ziegler, dem wir das wesentliche Buch: „Versailles, die Geschichte eines mißglückten Friedens", verdanken, hat auch hier die bisher vorliegenden Quellen im In- und Auslande lückenlos herangezogen. — Jetzt sind die mit Spannung erwarteten Erinnerungen des Generalobersten v. Seeckt erschienen, die im Auftrage seiner Witwe Generalleutnant v. Rabenau, der Chef der Heeresarchive, herausgibt: „Aus meinem Leben 1866—1917" (Leipzig, v. Hase & Koehler. 24 Bilder, 5 Faksimiles. 10 Karten. RM 12,50). Der Verstorbene hat selber die Herausgabe vorbereitet, die Hauptquelle sind die Briefe an seine Gattin. Die bedeutsame Leistung des genialen Soldaten als Mackensens Chef des Stabes bei Gorlice, bei der Besetzung Serbiens und als Stabschef an der österreichischen Heeresfront kommen überwältigend zum Ausdruck. Schon die Briefe des Junkers zeigen die gleiche männliche und soldatische Haltung, wie der Feldherr sie immer bewährt hat. Es steht zu hoffen, daß auch über die letzten Lebensjahre Seeckts von ebenso kundiger und taktvoller Hand dem deutschen Volke bald Kenntnis gegeben wird. — Ein wenig schönes Kapitel der Völkergeschichte, dessen Schilderung aber wesentliche Erkenntnis vermittelt, ist das Buch des Amerikaners Hudson Strode: „Kampf um Kuba" (München, C. H. Beck. 33 Abb. RM 7,50). Die deutsche Übersetzung machte Graf Carlo Courten. Das Buch schildert den Leidensweg der Kubaner von der Entdeckung der Insel durch Kolumbus bis in unsere Tage. Die blutige Gewaltherrschaft der Spanier, das problematische Schicksal der Bewohner dieser herrlichen Insel nach ihrer „Befreiung" durch die Amerikaner, die inneren Kämpfe, Geheimbündeleien, die

grausige Zeit des Präsidenten Machado bis zur Intervention der USA. und die nationale Revolution Batistas schildert Hudson Strode mit eindringlicher Lebendigkeit. — Ein Schüler des Ritters v. Srbik, Erwin Mayer-Löwenschwerdt, hat die politische Biographie „Schönerers des Vorkämpfers" geschrieben (Wien, W. Braumüller. RM 7,50). Schönerer war seinem Temperament und der geschichtlichen Stunde nach zum Kämpfer bestimmt. Sein Biograph stellt diesen vielumstrittenen Mann in seinem kompromißlosen Kampfe gegen das Judentum, gegen die die Monarchie unterwühlenden Slawen und gegen den österreichischen sogenannten Katholizismus dar. Er konnte bisher unbekanntes Material aus den Archiven heranziehen und zeigt schonungslos die undeutsche Haltung des Hauses Habsburg. Ein Geleitwort schrieb Viktor Lischka. — Nach seinem großen Werke „Das deutsche Land und die deutsche Geschichte" hat Albert von Hofmann nun seine bewährten Grundsätze auf ein deutsches Einzelland angewandt: „Westfalenland" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 10 Karten. RM 3,80). In der Verbindung von Boden und Geschichte wird das geographische, wirtschaftliche und geschichtliche Antlitz dieser kräftigen deutschen Landschaft scharf und klar profiliert. Das Buch ist ein Plädoyer für die Bewahrung gewachsenen deutschen Raumes gegenüber künstlichen Gebilden.

Dem kühnen Portugiesen, der die erste Weltumseglung begann und vollendete, Fernando Magallan, gilt eine ausgezeichnete Monographie von Rudolf Baumgardt (Berlin, Rowohlt. RM 8,50). Mit großer Lebendigkeit, von vielen Bildern unterstützt, zeichnet Baumgardt das Bild des tüchtigen Seemanns und wagemutigen Abenteurers, der gegen alle Widerstände, die er im eigenen Lande Portugal fand, die Durchführung seines Planes bei Karl V. von Spanien durchsetzte. Nichts bleibt den Seefahrern und ihrem Führer an Unbilden und Gefahren erspart, aber das Ziel wird erreicht, doch tragisch genug bleibt dem Führer der Expedition die Rückkehr versagt. Das Buch ist mitreißend geschrieben und kann dabei den Anspruch auf quellenmäßige Zuverlässigkeit erheben.

Sein erfolgreiches Bemühen um die Zurechtrückung des Bildes des Soldatenkönigs setzt Jochen Klepper mit einer Veröffentlichung fort, die den Leser seltsam innerlich bewegt. Nach einer meisterhaften Einleitung werden Audienzberichte und Tagebuchaufzeichnungen von Geistlichen aus den Jahren 1727—1740 über Begegnungen mit dem König veröffentlicht. Es sind die schriftlichen Festlegungen der Unterhaltungen mit den ein wahres Christentum lebenden Kreisen, der sogenannten „Stillen im Lande": „Der Soldatenkönig und die Stillen im Lande" (Berlin-Steglitz, Eckart-Verlag. RM 2,40). Jede der Aufzeichnungen und Berichte, die August Hermann Francke, August Gotthold Francke, Johann Anastasius Freylinghausen und der Graf von Zinzendorf machten, zeigen in jeder Zeile die tiefe religiöse Grundhaltung des Königs und sein unablässiges, oft gequältes Bemühen, sich und sein Leben vor Gott zu rechtfertigen.

Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Professor Dr. Kurt Wiedenfeld, Berlin — Professor Dr. Georg Baesecke, Halle — Dr. Eduard Plietzsch, Berlin — Hans Schumann, Schmölln — Professor Dr. H. A. Korff, Leipzig — Arnold Ulitz, Breslau — Dr. Maximilian von Hagen, Berlin — Wolfgang Goetz, Stahnsdorf i. d. Mark — Erich Frank, Saarbrücken — Helene Raff, München.

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 22 1856 • Verlag und Anzeigenannahme: Philipp Reclam jun. Leipzig, Inselstr. 22/24 • Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Maaß, Leipzig • DA. I. Vj. 1939: 3737 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 6 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25%.